LITTLE BROTHER

Freiheit
ist etwas,
das du dir
nehmen musst.

CORY DOCTOROW

Cory Doctorow

Little Brother

Deutsch von Christian Wöhrl

Das englische Original dieses Textes finden Sie unter **http://craphound.com/littlebrother**

Titelfotos und -gestaltung: Christian Wöhrl

Dieses Dokument: lbdt_v1.pdf Version 2.0 vom 12. Dezember 2008

Kapitel 1

Dieses Kapitel ist BakkaPhoenix Books in Toronto, Kanada gewidmet. Bakka ist die älteste Science-Fiction-Buchhandlung der Welt, und ihretwegen wurde ich der Mutant, der ich heute bin. Mit ungefähr 10 Jahren schaute ich dort erstmals rein und fragte nach ein paar Empfehlungen. Tanya Huff (genau, die Tanya Huff, sie war damals allerdings noch keine berühmte Autorin) führte mich in die Second-Hand-Abteilung, drückte mir H. Beam Pipers „Little Fuzzy" in die Hand und veränderte so mein ganzes Leben. Mit 18 arbeitete ich bei Bakka – als Nachfolger von Tanya, die dort aufgehört hatte, um ausschließlich zu schreiben –, und habe da bleibende Erfahrungen gemacht, wie und warum Leute Bücher kaufen. Meines Erachtens sollte jeder Autor mal in einer Buchhandlung arbeiten. Und bei Bakka haben im Lauf der Zeit eine Menge Schriftsteller gearbeitet: Zum 30-jährigen Bestehen erschien eine Anthologie mit Geschichten von Bakka-Autoren, darunter Michelle Sagara (bekannt als Michelle West), Tanya Huff, Nalo Hopkinson, Tara Tallan – und ich!

BakkaPhoenix Books: http://www.bakkaphoenixbooks.com/ 697 Queen Street West, Toronto ON Canada M6J1E6, +1 416 963 9993

Ich bin ein Schüler an Cesar Chavez High in San Franciscos sonnigem Mission-Viertel, und damit bin ich einer der meistüberwachten Menschen der Welt. Mein Name ist Marcus Yallow, aber als diese Geschichte begann, kannte man mich als w1n5t0n. Gesprochen „Winston".

Nicht gesprochen „Wee eins enn fünf tee null enn" – es sei denn, man ist son planloser Schulleiter, der rückständig genug ist, das Internet immer noch „Datenautobahn" zu nennen.

So einen kenn ich, und der heißt Fred Benson – einer von drei Stellvertretenden Direktoren an Cesar Chavez. Der Typ ist so sympathisch wie ein Loch in der Brust. Aber wenn schon im Knast, dann doch lieber mit planlosen Wärtern als mit solchen, dies drauf haben, oder?

„Marcus Yallow", sagte er an diesem Freitagmorgen über Lautsprecher. Die Anlage taugt sowieso nicht viel, und dazu noch Bensons übliches Murmeln, dabei kommt was raus, das nicht so sehr nach Schuldurchsage klingt als vielmehr nach jemandem, der sich abmüht, einen schlechten Burrito zu verdauen. Aber Menschen sind gut drin, aus Audiokuddelmuddel ihre eigenen Namen rauszuhören – verschafft dir Überlebensvorteile.

Ich schnappte mir meine Tasche, klappte den Laptop drei Viertel zu – wollte die Downloads nicht abbrechen – und bereitete mich auf das Unvermeidliche vor.

„Melden Sie sich unverzüglich im Büro der Schulleitung." Meine Gesellschaftskunde-Lehrerin Ms. Galvez verdrehte die Augen, und ich gab den Blick zurück. Der Typ hatte es immer auf mich abgesehen; nur weil ich durch die Schul-Firewall durchkomme wie durch nasse Tempos, die Schritterkennungs-Software austrickse und die Schnüffelsensoren zerlege, mit denen sie uns tracken. Egal, Galvez ist ne Gute, die dreht mir aus so was keinen Strick (zumal ich ihr mit ihrer Webmail helfe, damit sie mit ihrem im Irak stationierten Bruder reden kann).

Mein Kumpel Darryl gab mir nen Klaps hintendrauf, als ich an ihm vorbeikam. Den kenn ich schon, seit wir Windelkinder waren und die Vorschule schwänzten, und ich bring ihn ständig in die Bredouille, aber ich hau ihn auch immer wieder raus. Ich reckte die Arme hoch wie ein Preisboxer, ließ Gesellschaftskunde Gesellschaftskunde sein und machte mich auf den Büßerweg ins Büro.

Auf halbem Weg meldete sich mein Handy. Auch son No-no – die Dinger sind an Chavez High muy prohibido –, aber was sollte mich das stören? Ich verschwand im Klo und schloss mich in der mittleren Kabine ein (die ganz hinten ist immer am ekligsten, weil so viele dahin gehen und denken, dass es da nicht so stinkig und siffig ist. Wer klug ist, geht in die Mitte, da ist es am saubersten). Ich hatte eine E-Mail auf dem Handy – weitergeleitet vom PC daheim. Es gab da wohl Neuigkeiten bei „Harajuku Fun Madness", dem besten Spiel aller Zeiten.

Ich grinste. Freitags in der Schule zu sein war sowieso ätzend, und ich war dankbar für die Ausrede, hier wegzukommen.

Ich trottete weiter zu Bensons Büro und winkte ihm beim Eintreten zu.

„Na, wenn das mal nicht Wee eins enn fünf tee null enn ist", sagte er. Frederick Benson (Sozialversicherungsnummer 545-03-2343, geboren 15. August 1962, Mädchenname der Mutter Di Bona, Heimatort Petaluma) ist ne ganze Ecke größer als ich. Ich bin bloß mickrige 1,73, er dagegen gut zwei Meter; und seine Basketball-Zeit am College liegt so lang zurück, dass seine Brustmuskulatur inzwischen zu Hängetitten degeneriert ist, die in seinen Billigheimer-Polo-Shirts scheußlich gut sichtbar sind. Er sieht ständig so aus, als wolle er dich mit dem Arsch zuerst dunken, und er steht total drauf, seine Stimme zu heben, um auf Dramatik zu machen. Nutzt sich beides aber ab, wenn mans ständig wiederholt.

„Nö, tschuldigung", entgegnete ich. „Hab von Ihrer R2D2-Figur da noch nie was gehört." „W1n5t0n" buchstabierte er noch mal. Dann musterte er mich scharf und erwartete, dass ich klein beigäbe. Klar war das mein Nick, seit Jahren schon. Unter der Identität postete ich in Foren, in denen es um angewandte Sicherheitsforschung ging. Na ja, halt so Zeug wie heimlich aus der Schule verschwinden und die Signalverfolgung im Handy deaktivieren.

Aber er wusste nicht, dass das mein Nick war. Das wussten nur ne Handvoll Leute, und zu denen hatte ich vollstes Vertrauen.

„Ähm, da klingelt nix“, antwortete ich. Unter dem Pseudo hatte ich ne Menge cooles Zeug gemacht – auf die Sache mit den Schnüffeletiketten-Killern war ich verdammt stolz –, und wenn er da eine Verbindung herstellen konnte, wäre ich geliefert. Niemand an der Schule nannte mich w1n5t0n oder auch bloß Winston, nicht mal meine Kumpels. Ich hieß hier Marcus, sonst nichts.

Benson ließ sich hinterm Schreibtisch nieder und pochte mit seinem Abschluss-Ring nervös auf dem Löschpapier rum. Machte er immer, wenn die Dinge nicht so gut für ihn liefen. Pokerspieler nennen das einen „Tell“ – einen Anhaltspunkt dafür, was im Kopf des Gegenübers vorgeht. Ich kannte Bensons sämtliche Tells rauf und runter.

„Marcus, du begreifst hoffentlich, wie ernst die Sache ist.“

„Selbstverständlich, sobald Sie mir erklären, worum es geht, Sir.“ Ich sag zu Autoritäts-Typen immer „Sir“, wenn ich sie verarschen will – das ist mein Tell.

Er schüttelte den Kopf über mich und senkte den Blick – noch ein Tell. Jeden Moment würde er anfangen mich anzubrüllen. „Hör mal, Kleiner! Wird Zeit, dass du begreifst, dass wir wissen, was du getan hast, und dass wir nicht gedenken, da ein Auge zuzudrücken. Du wirst von Glück reden können, wenn ich dich nicht von der Schule werfe, bevor wir mit unserer Unterhaltung fertig sind. Du willst doch noch einen Abschluss?“

„Mr. Benson, Sie haben immer noch nicht erklärt, was das Problem ist …“

Er schlug mit der Hand auf den Tisch und zeigte dann mit dem Finger auf mich. „Das *Problem*, Mr. Yallow, besteht darin, dass Sie an einer kriminellen Verschwörung beteiligt sind mit dem Ziel, die Sicherheitssysteme dieser Schule zu unterwandern, und dass Sie Ihre Mitschüler mit entsprechenden Gegenmaßnahmen versorgt haben. Wie Sie wissen, haben wir Graciella Uriarte vergangene Woche der Schule verwiesen, da sie eines Ihrer Geräte in Verwendung hatte.“

Uriarte hatte es vergeigt – hatte in einem Headshop bei der BART[1]-Station 16. Straße nen Störsender gekauft, und das Ding hatte im Schulflur Alarm ausgelöst. Hatte ich nix mit zu tun, aber leid tat sie mir schon.

„Und Sie denken, dass ich da mit drin stecke?“

„Wir haben zuverlässige Erkenntnisse, die darauf hindeuten, dass Sie w1n5t0n sind“ – er buchstabierte es wieder, und ich fragte mich allmählich, ob er wohl begriffen hatte, dass die 1 ein i und die 5 ein s war. „Wir wissen, dass dieser Mensch namens w1n5t0n verantwortlich für den Diebstahl der standardisierten Prüfungen im letzten Jahr war.“ Das allerdings war ich nicht gewesen; war aber ein gelungener Hack damals, und irgendwie schmeichelhaft, dass ers mir zuschrieb. „Das bringt gut und gern ein paar Jahre Gefängnis, sofern Sie sich nicht kooperativ zeigen.“

„Sie haben ‚zuverlässige Erkenntnisse‘? Ob ich die wohl mal sehen könnte?“

Er fixierte mich scharf. „Mit der Haltung kommen Sie hier nicht weit.“

„Nun, Sir, wenn es Beweise gibt, dann sollten Sie wohl die Polizei einschalten und denen die Sache übergeben. Klingt ganz so, als sei das was Ernstes, und ich wäre der Letzte, der einer intensiven Untersuchung durch die zuständigen Stellen im Wege stehen wollte.“

„Sie möchten also, dass ich die Polizei rufe?“

„Und meine Eltern; das wäre wohl das Beste.“

Übern Schreibtisch hinweg blickten wir einander an. Er hatte offensichtlich erwartet, dass ich einknicken würde, sobald er die Bombe platzen ließ. Ich knicke aber nie ein. Ich kenn einen Trick, mit dem man Leute wie Benson in Grund und Boden starrt. Ich gucke einen Hauch links an ihnen vorbei und denk an die Texte alter irischer Folksongs – die Sorte mit 300 Zeilen und so. Auf die Art seh ich aus wie völlig entspannt und im Lot.

„Und der Flügel am Vogel und der Vogel auf dem Ei und das Ei im Nest und das Nest auf dem Blatt und das Blatt am Zweig und der Zweig am Ast und der Ast am Stamm und der Stamm am Baum und der Baum im Moor – das Moor unten im Tal, oh! Heio, das rauschende Moor, der Baum drunten im Moor, oh!“

„Sie können in Ihre Klasse zurückgehen“, sagte er. „Ich rufe Sie wieder, sobald die Polizei bereit ist, mit Ihnen zu sprechen.“

---

1 Bay-Area-Schnellbahn, Anmerkung des Übersetzers

„Rufen Sie sie jetzt sofort an?“

„Es ist ein aufwendiges Verfahren, die Polizei einzuschalten. Ich hatte gehofft, wir könnten das kurz und schmerzlos unter uns klären, aber da Sie darauf bestehen …“

„Oh, es macht mir nichts aus, hier zu warten, während Sie die Polizei rufen“.

Er klopfte wieder mit seinem Ring, und ich machte mich auf den Ausbruch gefasst.

„Raus!“, brüllte er. „Verdammt noch mal raus aus meinem Büro, Sie kleiner Drecks–“ Ich empfahl mich, ohne ne Miene zu verziehen. Er würde die Bullen nicht anrufen. Hätte er genug Beweise gehabt, um damit zur Polizei zu gehen, dann hätte ers gleich gemacht. Er konnte mich ums Verrecken nicht ausstehen. Vermutlich hatte er ein bisschen was an unbestätigten Gerüchten aufgeschnappt und gehofft, er könne mir ein Geständnis abtricksen.

Ich schlenderte munter den Gang runter, wobei ich für die Schritterkennungs-Kameras auf gleichmäßigen Gang achtete. Die waren im vorigen Jahr installiert worden, und ich liebte sie, weil sie so offensichtlich bescheuert waren. Früher war fast jeder öffentliche Winkel der Schule von Gesichtserkennungs-Kameras abgedeckt, aber die hatte ein Gericht als verfassungswidrig eingestuft. Also hatten Benson und ein paar andere paranoide Schulobere unser Bücher-Budget für diese schwachsinnigen Kameras verbraten, die angeblich den Gang zweier Leute voneinander unterscheiden konnten. Na klar.

Ich ging zurück in die Klasse und setzte mich hin; Ms. Galvez begrüßte mich freundlich. Dann packte ich das primäre Arbeitsgerät unserer Schule wieder aus und wählte den Klassenzimmer-Modus. Die SchulBooks waren die verräterischsten Geräte von allen – zeichneten jede Eingabe auf, kontrollierten den Netzwerkverkehr auf verdächtige Eingaben, zählten alle Klicks, zeichneten jeden flüchtigen Gedanken auf, den du übers Netz verbreitetest. Wir hatten sie in meinem ersten Jahr hier bekommen, und es hatte bloß ein paar Monate gedauert, bis der Reiz dieser Dinger verflogen war. Sobald die Leute merkten, dass diese „kostenlosen“ Laptops in Wirklichkeit für die da oben arbeiteten (und im Übrigen mit massenhaft nerviger Werbung verseucht waren), fühlten die Kisten sich plötzlich sehr, sehr schwer an.

Mein SchulBook zu cracken war simpel gewesen. Der Crack war binnen eines Monats nach Einführung der Maschine online zu finden, und es war eine billige Nummer – bloß ein DVD-Image runterladen, brennen, ins SchulBook stecken und die Kiste hochfahren, während man ein paar Tasten gleichzeitig gedrückt hielt. Die DVD erledigte den Rest und installierte etliche versteckte Programme auf dem Laptop, die von den täglichen Fernprüfungs-Routinen der Schulleitung nicht gefunden werden konnten. Man musste bloß hin und wieder ein Update aufspielen, um auch die neuesten Testverfahren der Direktion zu umgehen; aber das war ein bescheidener Preis dafür, ein bisschen Kontrolle über die Kiste zu bekommen.

Ich startete IMParanoid, den geheimen Instant Messenger, den ich immer benutzte, wenn ich mitten im Unterricht eine Diskussion nebenher starten wollte. Darryl war schon eingeloggt.

> Im Spiel gehts ab! Irgendein großes Ding läuft bei Harajuku Fun Madness, Alter. Biste dabei?

> Ver! Giss! Es! Wenn die mich zum dritten Mal beim Schwänzen erwischen, flieg ich. Ey, weißt du doch. Nach der Schule, OK?

> Du hast noch Mittagessen und Studienzeit, oder? Macht zwo Stunden. Genug Zeit, den Hinweis zu knacken, und wir sind zurück, bevor uns jemand vermisst. Ich mach das ganze Team klar.

Harajuku Fun Madness ist das beste Spiel aller Zeiten. Ja, hatten wir schon, aber das kann man ruhig zweimal sagen. Es ist ein ARG, ein „Alternate Reality Game“, und es dreht sich darum, dass ein paar japanische Mode-Kids einen wundersam heilenden Edelstein im Tempel von Harajuku entdeckt haben – das ist da, wo coole japanische Teens quasi jede nennenswerte Subkultur der letzten zehn Jahre erfunden haben. Die werden gejagt von bösen Mönchen, der Yakuza (der Japsen-Mafia), Aliens, Steuerfahndern, Eltern und einer schurkischen künstlichen Intelligenz. Und sie geben den Mitspielern codierte Hinweise, die wir entschlüsseln müssen, um neue Hinweise zu finden, die uns zu neuen codierten Nachrichten führen und so weiter.

Stell dir den besten Nachmittag vor, den du in einer Stadt verbracht hast – du strolchst durch die Straßen und checkst all die merkwürdigen Leute, komischen Flugblätter, die Spinner auf der Straße und die schicken Läden. Und dazu noch eine Schnitzeljagd, bei der du dich mit irren alten Filmen und Songs und Jugendkulturen von früher und heute und überall auf der Welt beschäftigen musst. Außerdem ist es ein Wettbewerb, bei dem das beste Viererteam satte zehn Tage nach Tokio reisen darf – auf der Harajuku-Brücke chillen, im Geek-Mekka Akihabara stöbern, Astro-Boy-Gimmicks einsammeln, so viel du essen kannst (na ja, außer dass er in Japan „Atom Boy“ heißt)…

Das ist Harajuku Fun Madness, und wenn du erst mal ein, zwei Rätsel gelöst hast, führt kein Weg mehr zurück.

> Nein, Mann, nein. NEIN. Frag erst gar nicht.

> Ich brauch dich, D. Ich hab keinen Besseren als dich. Ich schwörs, ich bring uns unbemerkt raus und wieder rein. Kann ich. Weißt du doch.

> Ich weiß, dass dus kannst.

> Also bist du dabei?

> Scheiße, nein.

> Komm schon, Darryl. Du wirst dir schon nicht auf dem Sterbebett wünschen, mehr Zeit in der Schule verbracht zu haben.

> Ich werd mir dann aber auch nicht wünschen, mehr Zeit mit ARGs verbracht zu haben.

> Aber vielleicht wirst du dir wünschen, mehr Zeit mit Vanessa Pak verbracht zu haben?

Van war ein Mitglied meines Teams. Sie besuchte eine private Mädchenschule in der East Bay, aber ich wusste, sie würde schwänzen, um die Mission mit mir zu erledigen. Und Darryl war nun schon seit Jahren in sie verknallt, schon bevor die Pubertät begonnen hatte, sie mit verschwenderischen Reizen zu bedenken. Darryl hatte sich in ihren Verstand verliebt. Echt traurig das.

> Du Arsch.

> Du bist dabei?

Er guckte zu mir rüber und schüttelte den Kopf. Dann nickte er. Ich blinzelte ihm zu und ging daran, den Rest des Teams zusammenzutrommeln.

☒

ARG war nicht immer mein Ding. Ich hab ein finsteres Geheimnis: Ich war mal ein LARPer. LARPs sind Live-Action-Rollenspiele, und es ist genau so, wie es sich anhört: In Kostümen rumrennen, in lustigen Dialekten reden und so tun, als sei man ein Topspion, ein Vampir oder ein mittelalterlicher Ritter. Das ist so wie Fahnen erobern mit Monsterkutten, bisschen Drama Club dabei, und am besten waren die Spiele, die wir in Pfadfinderlagern draußen in Sonoma oder auf der Peninsula spielten. Diese Drei-Tage-Events wurden manchmal echt haarig, wenn man den ganzen Tag wandern musste, ewig lang mit Schaumstoff- und Bambusschwertern kämpfte, Leute verhexte, indem man sie mit Bohnensäcken bewarf und „Feuerball!" brüllte, all son Zeug. Total lustig; okay, auch albern. Aber nicht annähernd so ein Geek-Kram wie drüber zu reden, was dein Elb als nächstes tun wird, während man mit Diet Coke und bemalten Miniaturen bewaffnet um einen Tisch rumsitzt; und viel mehr physische Action als beim Mausschubsen bei einem Massive Multiplayer Game daheim.

Zum Verhängnis wurden mir die Minispiele in Hotels. Wann immer eine Science-Fiction-Convention in der Stadt war, überredete jemand die Leute, uns bei dem Event eine Reihe von Sechs-Stunden-Minispielen zu erlauben, so dass wir uns in deren gemietete Räumlichkeiten einklinken konnten. Gab der Convention ein bisschen Extra-Farbe, wenn da eine Horde enthusiastischer Kiddies in Kostümen rumrannten, und wir hatten Spaß mit Leuten, die noch härtere Sozialabweichler waren als wir.

Das Problem mit Hotels ist, dass da auch ne Menge Leute wohnen, die keine Gamer sind. Nicht bloß SciFi-Leute. Normale Leute. Aus Bundesstaaten, die vorne und hinten Vokale haben. Im Urlaub.

Und manchmal missverstehen solche Leute das Wesen solcher Spiele.

Belassen wirs dabei, ja?

☒

Die Schulstunde würde in zehn Minuten vorbei sein, ich hatte also nicht viel Zeit für die Vorbereitungen. Erster Tagesordnungspunkt waren die nervigen Schritterkennungs-Kameras. Wie gesagt: Ursprünglich waren da mal Gesichtserkennungs-Kameras, aber die waren ja für verfassungswidrig erklärt worden. Meines Wissens hat sich noch kein Gerichtshof mit der Frage befasst, ob die Gang-Cams tatsächlich legaler sind, und bis dahin hatten wir sie am Hacken.

„Gang" ist ein schickes Wort für die Art, wie man läuft. Menschen sind ziemlich gut drin, Gang zu erkennen: Wenn du nächstes Mal Camping machst, achte mal auf die Bewegungen des Taschenlampenlichts, wenn ein Freund von weit weg auf dich zukommt. Wahrscheinlich kannst du ihn bloß anhand der Lichtbewegung erkennen, anhand der

typischen Art und Weise, wie das Licht rauf- und runterwackelt, was unseren Affenhirnen verklickert „da ist ein Mensch, der auf dich zukommt".

Schritterkennungs-Software fotografiert deine Bewegungen, versucht dich auf den Bildern als Silhouette zu isolieren und probiert dann, diese Silhouette mit einer Datenbank abzugleichen, um herauszufinden, wer du bist. Ein biometrisches Identifikationssystem also, wie Fingerabdrücke oder Iris-Scans, hat aber viel mehr „Kollisionen" als die anderen beiden. Eine biometrische „Kollision" bedeutet, dass eine Messung zu mehr als einer Person passt. Deinen Fingerabdruck hast du ganz allein, aber dein Gang ist ziemlich gleich wie der von etlichen anderen Leuten.

Nur „ziemlich", nicht exakt. Dein persönlicher Gang, auf den Zentimeter genau erfasst, ist deiner, ganz allein deiner. Dumm ist nur, dass du nie auf den Zentimeter genau gleich gehst, weil das davon abhängt, wie müde du bist, auf welcher Sorte Untergrund du gehst, ob du deinen Knöchel beim Basketball geprellt hast und ob du kürzlich erst neue Schuhe gekauft hast. Also nähert sich das System deinem Profil mit sowas wie Fuzzy Logic und guckt nach Leuten, die irgendwie so ähnlich gehen wie du.

Aber es gibt ne Menge Leute, die irgendwie so ähnlich gehen wie du. Und außerdem ist es simpel, eben nicht irgendwie so ähnlich zu gehen wie du selbst – zieh bloß mal einen Schuh aus. Natürlich wirst du dann so laufen wie „du mit nur einem Schuh an" eben immer läufst, und die Kameras werden früher oder später merken, dass dus trotzdem bist. Deshalb gehe ich meine Angriffe auf die Schritterkennung mit einer Zufallskomponente an: Ich kippe ne Handvoll Kiesel in jeden Schuh. Billig und wirksam, keine zwei Schritte sehen gleich aus. Und klasse Reflexzonenmassage gibts gratis dazu (war nur Spaß. Reflexzonenmassage hat um und bei denselben wissenschaftlichen Wert wie Schritterkennung).

Die Kameras waren anfangs so eingestellt, dass sie jedes Mal Alarm schlugen, wenn jemand den Campus betrat, den sie nicht kannten.

Gaaanz schlechte Idee.

Wir hatten alle zehn Minuten Alarm. Der Briefträger. Irgendein Elternteil. Die Handwerker, die das Basketballfeld reparierten. Sogar bei Schülern mit neuen Schuhen ging der Alarm los.

Deshalb versucht das System jetzt bloß noch aufzuzeichnen, wer wann wo ist. Wenn also jemand während der Unterrichtszeit das Schulgelände verlässt, wird der Gang daraufhin abgeglichen, ob es einer der Schüler sein könnte. Und wenn ja, wup-wup-wup, geht die Sirene los.

Chavez High ist von Kieswegen umgeben. Ich hab für alle Fälle immer ein paar Hände voll Steinchen in meiner Umhängetasche. Kommentarlos gab ich Darryl ein Dutzend von den kantigen Biestern rüber, und wir füllten beide unsere Schuhe.

Der Unterricht war nahezu vorbei, als mir klar wurde, dass ich immer noch nicht auf der Website von Harajuku Fun Madness nachgeschaut hatte, wo man den nächsten Hinweis finden würde! Ich war viel zu sehr auf die Flucht konzentriert gewesen und hatte mich nicht drum gekümmert, *wohin* wir zu fliehen hatten.

Also griff ich noch mal in die Tasten meines SchulBooks. Der Browser, den wir benutzten, kam vorinstalliert. Eine dichtgemachte Spyware-Version des Internet Explorers, Microsofts Crashware-Dreck, den kein Mensch unter 40 freiwillig benutzte.

Ich hatte einen Firefox auf dem USB-Laufwerk in meiner Uhr, aber das reichte nicht – das SchulBook lief mit Vista4Schools, einem antiken Betriebssystem, das Schuladministratoren die Illusion geben sollte, sie könnten kontrollieren, welche Programme auf den Rechnern ihrer Schüler laufen.

Aber Vista4Schools steht sich selbst im Weg. Ne Menge Programme sollen so laufen, dass man sie in Vista4Schools nicht ausschalten kann – Keylogger, Zensurprogramme –, und die müssen in einer speziellen Betriebsart laufen, damit sie vom System nicht gesehen werden. Du kannst sie nicht ausschalten, weil du sie gar nicht im System sehen kannst.

☒

Jedes Programm, dessen Name mit SYS beginnt, ist fürs Betriebssystem unsichtbar. Es taucht weder im Explorer noch im Taskmanager auf. Also hatte ich meine Firefox-Kopie SYSFirefox genannt – und wenn ich es startete, wurde es für Windows unsichtbar und somit für die Schnüffelprogramme im Netzwerk.

Der Indie-Browser lief, jetzt brauchte ich nur noch eine Indie-Netzwerkverbindung. Das Schulnetz zeichnete jeden Klick rein und raus auf, und das konnte man ja nicht brauchen, wenn man fürn bisschen außerschulischen Spaß bei Harajuku Fun Madness vorbeisurfen wollte.

Die geniale Lösung heißt TOR – The Onion Router. So ein „Zwiebel-Router" ist eine Website, die Verbindungsanfragen zu Internetseiten entgegennimmt und zu anderen TORs weiterreicht; das Ganze ein paar Mal weiter, bis schließlich ein TOR die angeforderte Website aufruft und genauso durch die verschiedenen Zwiebel-Häute zurückgibt, bis sie bei dir ankommt. Der Netzwerkverkehr zu den Zwiebel-Routern ist verschlüsselt, so dass die Schule nicht sehen kann, wohin du eigentlich surfst, und die einzelnen Zwiebel-Häute wissen nicht, für wen sie arbeiten. Bei TOR gibts Millionen von Netzwerkknoten: Das Programm wurde vom Forschungsamt der US-Marine entwickelt, um den Navy-Leuten unzensierte Verbindungen in Ländern wie Syrien und China zu ermöglichen. Somit ist es das perfekte System im Bereich einer durchschnittlichen US-Highschool.

TOR funktioniert deshalb, weil die Schule eine begrenzte Liste von Schmuddeladressen pflegt, die wir nicht ansurfen dürfen, und weil die Adressen der Netzwerkknoten sich ständig ändern – keine Chance für die Schule, da ständig auf dem Laufenden zu bleiben. Firefox und TOR zusammen machten mich zum Unsichtbaren, unangreifbar für Schulbehördenschnüffelei, frei, zur Harajuku-FM-Site zu surfen und zu schauen, was abging.

Da war er, der neue Hinweis. Wie alle Hinweise bei Harajuku Fun Madness hatte auch dieser physische, Online- und mentale Komponenten. Der Online-Teil war ein Rätsel, und dafür musste man etliche knifflige Fragen beantworten. Diesmal waren dabei auch Fragen zur Handlung von Dojinshis – das sind Comics, die von Fans der japanischen Mangas gezeichnet werden. Dojinshis können genauso umfangreich sein wie die offiziellen Comics, von denen sie inspiriert sind, aber sie sind viel bizarrer, mit verschachtelten Handlungsfäden und manchmal völlig durchgeknallten Liedern und Action. Und massig Liebesgeschichten sowieso. Jeder Fan findet es toll, wenn seine Helden sich verknallen.

Um die Rätsel würde ich mich später daheim kümmern müssen. Das ging am leichtesten mit dem kompletten Team, weil man massenhaft Dojinshi-Files runterladen und nach Antworten auf die Rätselfragen durchflöhen musste.

Grade war ich fertig damit, die Hinweise zu sortieren, als die Schulglocke klingelte; unsere Flucht konnte beginnen. Unauffällig ließ ich die Kiesel in meine halbhohen Stiefel rieseln – knöchelhohe australische Blundstones, klasse zum Laufen und Klettern, und durch das Design ohne Schnürsenkel schnell aus- und angezogen, was bei den allgegenwärtigen Metalldetektoren natürlich praktisch ist.

Natürlich mussten wir auch die physische Überwachung austricksen, aber das wird im Grunde mit jeder neuen Schnüffeltechnik leichter – all der Alarmkrams vermittelt unserer geliebten Schulleitung ein trügerisches Gefühl von Sicherheit. Wir ließen uns mit all den anderen die Flure hinuntertreiben und steuerten meinen Lieblings-Hinterausgang an. Auf halber Strecke flüsterte Darryl: „Verdammt, hab vergessen, dass ich noch ein Büchereibuch in meiner Tasche hab!"

„Mach kein Scheiß", entgegnete ich und zerrte ihn ins nächste Klo. Büchereibücher sind ne miese Sache. Bei denen ist immer ein RFID-Chip (ein Sensor zur Identifikation per Funk) in den Einband geklebt; damit können die Bibliothekare die Bücher ganz einfach auschecken, indem sie sie über ein Lesegerät ziehen, und ein Bücherei-Regal kann Bescheid sagen, ob eins der Bücher darin am falschen Platz steht.

Aber es erlaubt der Schule auch, jederzeit den Aufenthaltsort jedes Buchs zu ermitteln. Auch so ein legales Hintertürchen: Die Gerichte hatten es verboten, *uns* per RFID zu tracken, aber *Büchereibücher* durfte man tracken, und ebenso war es erlaubt, mit den Schulaufzeichnungen abzugleichen, wer wohl wahrscheinlich grade welches Buch dabeihatte.

Ich hatte zwar einen kleinen Faraday-Beutel in der Tasche – das sind kleine Umschläge, die mit Kupferdraht-Gewebe gefüttert sind, Radiowellen wirksam blocken und RFID-Chips zum Schweigen bringen. Aber die Beutel waren dafür gedacht, Ausweise und Mautstellen-Transponder zu neutralisieren, nicht für…

„Eine Einleitung in die Physik?", stöhnte ich. Das Buch war dick wie ein Lexikon.

Kapitel 2

Dieses Kapitel ist Amazon.com gewidmet, dem größten Internet-Buchhändler der Welt. Amazon ist umwerfend – ein „Laden“, in dem man praktisch jedes jemals publizierte Buch kaufen kann (nicht zu vergessen: praktisch alles andere auch, vom Laptop bis zur Käsereibe); wo Empfehlungen zu einer eigenen Kunstform erhoben worden sind; wo es ausdrücklich erlaubt ist, dass Kunden direkt miteinander sprechen; und wo permanent neue, verbesserte Techniken erfunden werden, um Bücher mit Lesern in Kontakt zu bringen. Amazon hat mich stets wie pures Gold behandelt – sein Gründer, Jeff Bezos, veröffentlichte sogar eine Leserbesprechung meines ersten Romans –, und ich kaufe dort ein wie bescheuert (meinen Listen nach zu urteilen, durchschnittlich einmal alle sechs Tage). Amazon ist mittendrin, die Buchhandlung des 21. Jahrhunderts neu zu erfinden, und ich könnte mir kein Team vorstellen, das besser in der Lage wäre, die damit verbundenen Probleme anzugehen.

Amazon: http://www.amazon.com/exec/obidos/ASIN/0765319853/downandoutint-20

Vielleicht studier ich Physik, wenn ich nach Berkeley gehe“, sagte Darryl. Sein Vater lehrte an der University of California in Berkeley, so dass er dort keine Studiengebühren würde zahlen müssen. Und ob er dort hin ginge, das stand in Darryls Haushalt nie zur Debatte.

„Okay, aber könntest du das nicht auch online lesen?“

„Mein Dad sagte, ich solle das Buch nehmen. Im Übrigen hatte ich nicht geplant, heute noch ein Verbrechen zu begehen.“

„Schule schwänzen ist kein Verbrechen, sondern ein Vergehen. Das ist was ganz anderes.“

„Was machen wirn jetzt, Marcus?“

„Hm, verstecken geht nicht, also muss ichs grillen.“

RFIDs zu killen ist ne schwarze Kunst. Kein Händler kann bösartige Kunden brauchen, die in seinem Shop rumrennen und hirntote Waren zurücklassen, denen der unsichtbare Strichcode fehlt. Deshalb haben die Hersteller sich geweigert, ein „Kill-Signal“ vorzusehen, mit dem man per Funk den RFID ausschalten kann. Mit den geeigneten Boxen kann man RFIDs umprogrammieren, aber ich hasse es, das mit Büchereibüchern zu tun. Es ist nicht dasselbe wie Seiten rauszureißen, aber es ist schon übel, weil ein Buch mit umprogrammiertem RFID nicht mehr einsortiert und nicht mehr gefunden werden kann. Es wird zu einer Stecknadel im Heuhaufen.

Also blieb mir nur eine Option: das Ding zu grillen. Im Wortsinn. 30 Sekunden in der Mikrowelle kriegen so ziemlich jeden handelsüblichen RFID klein. Und weil der Chip dann überhaupt nichts mehr sagen würde, wenn D es in die Bibliothek zurückbrächte, müssten sie bloß einen neuen ausdrucken und mit den Katalogdaten des Buchs codieren; dann würde es ganz ordentlich wieder auf seinem Regal landen.

Alles, was wir jetzt brauchten, war eine Mikrowelle.

„Lass uns noch zwei Minuten warten, dann ist das Lehrerzimmer leer“, sagte ich.

Darryl schnappte sich sein Buch und ging zur Tür. „Vergiss es einfach. Ich geh zurück in die Klasse.“

Ich griff ihn am Ellbogen und zog ihn zurück. „Hey, D, entspann dich. Alles wird gut.“

„Lehrerzimmer, ja? Hast du mir nicht zugehört? Wenn die mich noch *einmal* schnappen, bin ich weg vom Fenster. Begriffen? Die werfen mich raus!“

„Sie schnappen dich aber nicht“, antwortete ich. Wenn es einen Ort gab, an dem um diese Zeit kein einziger Lehrer war, dann das Lehrerzimmer. „Wir gehen hintenrum rein.“

Das Lehrerzimmer hatte an einer Seite eine Küchenzeile mit separatem Eingang für Lehrer, die nur kurz auf einen Becher reinkamen. Die Mikrowelle, die immer nach Popcorn und verschütteter Suppe stank, war auch da drin – oben auf dem Minikühlschrank.

Darryl stöhnte, und meine Gedanken rasten.

„Hey, es hat schon wieder geklingelt. Wenn du jetzt ins Studierzimmer gehst, kriegst du ne Ermahnung für Zuspätkommen. Dann doch lieber gar nicht erst auftauchen. Ich krieg uns unbemerkt in jeden Raum auf dem Campus rein und wieder raus, D. Hast du doch schon gesehen. Mit mir bist du sicher, Alter.“

Er stöhnte wieder. Das war einer von Darryls Tells: Wenn er erst mal anfängt zu stöhnen, dann ist er bereit nachzugeben.

„Auf gehts“, sagte ich, und wir legten los.

Es ging reibungslos. Vorbei an den Klassenräumen, rückwärtige Treppe nach unten, vordere Treppe direkt vorm Lehrerzimmer wieder hoch. Kein Piep war von drinnen zu hören; ich drehte den Türgriff und zog Darryl nach innen, um die Tür leise wieder hinter uns zu schließen.

Das Buch passte grade so in die Mikrowelle, die sogar noch unappetitlicher aussah als beim letzten Mal, als ich sie brauchte. Ich wickelte das Buch penibel in Papiertücher, bevor ich es reinsteckte. „Mann, Lehrer sind Schweine“, zischelte ich. Darryl, bleich und angespannt, erwiderte nichts.

Der RFID-Chip starb in einem Funkenregen, was ganz entzückend aussah (wenn auch nicht annähernd so hübsch wie der Effekt, wenn man eine tiefgefrorene Traube hochjagt – das muss man sehen, um es zu glauben).

Jetzt also bloß noch anonym weg vom Campus.

Darryl öffnete die Tür und schob sich nach draußen, ich direkt hinter ihm. Einen Moment später stand er auf meinen Zehen, seine Ellbogen in meine Brust gerammt, und drängte in die wandschrankgroße Küche zurück, die wir grade verlassen hatten.

„Zurück“, flüsterte er mit Nachdruck. „Mach schnell, Charles kommt!“

Charles Walker und ich können nicht miteinander. Wir sind im selben Jahrgang und kennen uns genauso lange, wie ich Darryl kenne, aber das wars auch schon an Gemeinsamkeiten. Charles war immer schon groß für sein Alter, und seit er Football spielt und Zeug schluckt, ist er noch größer. Er hat sein Temperament nicht unter Kontrolle – in der dritten Klasse ist ihm einer meiner Milchzähne zum Opfer gefallen –, und das bringt ihm nur deshalb keine Probleme, weil er einer der eifrigsten Spitzel an der Schule ist.

Ist ne üble Kombi, ein Schläger, der auch schnüffelt – es verschafft ihm enorme Befriedigung, mit jeder Kleinigkeit, von der er Wind kriegt, sofort zu den Lehrern zu rennen. Benson *liebte* Charles. Und der ließ gern durchblicken, dass er irgendein Problem mit der Blase hatte – perfekter Vorwand für ihn, in Chavez durch die Flure zu strolchen und zu gucken, wem er als Nächstes ans Bein pinkeln könnte.

Als Charles das letzte Mal was gegen mich in der Hand hatte, hatte das das Ende meiner LARP-Aktivitäten bedeutet. Von dem würde ich mich nicht noch mal erwischen lassen.

„Was macht er?“

„Kommt genau in unsere Richtung“, sagte Darryl. Er zitterte.

„Okay“, entgegnete ich. „Zeit für Notfall-Gegenmaßnahmen.“ Ich holte mein Handy raus. Diese Sache hatte ich lange im Voraus geplant – Charles würde mich nie wieder drankriegen. Ich mailte meinen Server zuhause an, und der legte los.

Sekunden später kackte Charles’ Handy spektakulär ab. Zehntausende von zufälligen Anrufen und SMS liefen parallel bei ihm auf, sämtliche Warn- und Klingeltöne meldeten sich gleichzeitig und dann wieder und wieder. Den Angriff hatte ich mithilfe eines Botnetzes bewerkstelligt, was mir einerseits ein schlechtes Gewissen bereitete; aber andererseits war es ja im Dienst einer guten Sache.

In Botnetzen fristen infizierte Rechner ihr untotes Dasein. Wenn du dir einen Wurm oder Virus fängst, sendet dein Rechner eine Botschaft an einen Chat-Kanal im IRC, dem Internet Relay Chat. Diese Botschaft zeigt dem Botmaster, also dem Typen, der den Wurm freigesetzt hat, dass da Computer sind, die auf seinen Befehl warten. Botnetze sind enorm mächtig, da sie aus Tausenden, manchmal Hunderttausenden von Rechnern bestehen, die über das ganze Internet verteilt sind, meist über Breitbandleitungen verbunden sind und auf schnelle Heim-PCs zugreifen. Normalerweise tun diese Rechner das, was ihre Besitzer wollen, aber wenn der Botmaster sie ruft, kommen sie wie die Zombies hervor, um ihm zu dienen.

Mittlerweile gibts im Internet so viele infizierte Rechner, dass die Mietpreise für ein, zwei Stunden Botnetz-Nutzung total im Keller sind. Die Kisten arbeiten zumeist als billige Spambots und fluten deine Mailbox mit Potenzpillen-Reklame oder wieder mit neuen Viren, um auch deine Kiste zu infizieren und fürs Botnetz zu rekrutieren.

Ich hatte also grade 10 Sekunden auf dreitausend Rechnern gemietet und jeden einzelnen angewiesen, eine SMS oder einen VoIP-Anruf an Charles’ Handy abzusetzen; dessen Nummer hatte ich mal während einer dieser verhängnisvollen Bürositzungen bei Benson von einem Post-it abgelesen.

Muss ich erwähnen, dass Charles’ Telefon nicht in der Lage war, damit umzugehen? Zuerst ließen die SMS den Gerätespeicher überlaufen, sodass das Handy nicht mal mehr seine Routinen ausführen konnte, etwa das Klingeln zu koordinieren und die gefälschten Rufnummern der eingehenden Anrufe aufzuzeichnen. (Wusstet ihr, dass es völlig simpel ist, die Rückrufnummer einer Anruferkennung zu faken? Dafür gibts ungefähr 50 verschiedene Möglichkeiten – einfach mal „Anrufer-ID fälschen“ googeln …)

Charles starrte sein Telefon fassungslos an und hackte auf ihm herum, die wulstigen Augenbrauen regelrecht verknotet ob der Anstrengung, dieser Dämonen Herr zu werden, die das persönlichste seiner Geräte in Besitz genom-

men hatten. Bis hierher war der Plan aufgegangen, aber nun tat er nicht, was er sollte – er sollte sich nämlich einen ruhigen Winkel suchen, wo er versuchen würde, sein Handy wieder unter Kontrolle zu bringen.

Darryl schüttelte mich an der Schulter, und ich zog mein Auge vom Türspalt weg.

„Was macht er?“, flüsterte Darryl.

„Ich hab sein Handy geflutet, aber jetzt glotzt ers nur an, statt zu verschwinden.“ Er würde Schwierigkeiten haben, das Ding zu rebooten. Wenn der Speicher erst mal komplett voll war, würde es schon schwer sein, auch nur den Programmcode zu laden, der fürs Löschen der Nachrichten gebraucht wurde; und bei seinem Handy konnte man auch nicht mehrere Nachrichten auf einmal entfernen, also würde er Tausende von Nachrichten einzeln löschen müssen.

Darryl schubste mich weg und schaute selbst durch den Türspalt. Kurz darauf begannen seine Schultern zu beben. Ich fürchtete schon, er hätte ne Panikattacke, aber als er sich umdrehte, sah ich, dass er so sehr lachen musste, dass ihm Tränen über die Wangen liefen.

„Galvez hat ihn grade richtig rundgemacht, weil er während des Unterrichts im Flur war *und* sein Handy draußen hatte – hättst du sehen müssen, wie sie ihn zerfleischt hat. Hat ihr richtig Spaß gemacht.“

Darauf gaben wir uns die Hand; dann verschwanden wir zurück durch den Gang, Treppe runter, hinten rum, zur Tür raus, am Zaun vorbei und der strahlenden Nachmittagssonne über Mission entgegen. So schön war Valencia Street noch nie gewesen. Ich blickte auf die Uhr und erschrak.

„Tempo! Der Rest der Truppe erwartet uns in 20 Minuten bei den Cable-Cars!“

☒

Van sah uns zuerst. Sie hatte sich zu einer Horde koreanischer Touristen gesellt; das ist eine ihrer Lieblingstarnungen beim Schuleschwänzen. Seit dieses Schwänzer-Moblog online ist, wimmelt unsere Welt von neugierigen Ladeninhabern und Hobbyschnüfflern, die es für ihre Pflicht halten, Bildchen von uns zu machen und ins Netz zu stellen, wo sie von Schul-Offiziellen durchsucht werden können.

Sie kam aus der Menge heraus und steuerte auf uns zu. Darryl ist seit ewig hinter Van her, und sie ist so süß, so zu tun, als ob sies nicht merkt. Sie umarmte mich und ging dann zu Darryl weiter, um ihm ein züchtiges Küsschen auf die Wange zu drücken, das ihn bis über die Ohren knallrot anlaufen ließ.

Die beiden gaben ein lustiges Paar ab: Darryl ist ein bisschen stämmig, was bei ihm aber gar nicht schlecht aussieht, und hat einen rosigen Teint, der dazu neigt, an den Wangen rot zu werden, sobald er rennt oder aufgeregt ist. Er hatte schon mit 14 Bartwuchs entwickelt, aber glücklicherweise nach einer kurzen Zeit, die unter uns „die Lincoln-Jahre“ hieß, mit Rasieren angefangen. Und er ist groß. Sehr, sehr groß. Basketballspielergroß.

Van dagegen ist sogar noch einen halben Kopf kleiner als ich, sie ist mager, und sie trägt ihr glattes schwarzes Haar in irrwitzig komplizierten Zöpfen, deren Machart sie im Internet raussucht. Sie hat hübsche kupferfarbene Haut und dunkle Augen, und sie steht auf Glasringe groß wie Rettich, die beim Tanzen gegeneinanderklirren.

„Wo ist Jolu?“, begrüßte sie uns.

„Wie gehts dir, Van?“, fragte Darryl mit belegter Stimme. In unseren Gesprächen mit Van war er immer einen Satz hinterher.

„Super, D. Und wie gehts deinen Kleinigkeiten?“ Oh, sie war ein Miststück. Darryl fiel fast in Ohnmacht.

Jolu erlöste ihn von drohender sozialer Ächtung, indem er just in diesem Moment auftauchte: in übergroßer Leder-Baseballjacke, rattenscharfen Turnschuhen und einem Netz-Cap mit Logo unseres mexikanischen Lieblings-Wrestlers, dem maskierten El Santo Junior. Jolu ist Jose Luis Torrez, und er macht unser Quartett komplett. Er ging auf eine superstrenge katholische Schule in Outer Richmond, weshalb es für ihn nicht grade leicht war wegzukommen. Aber er schaffte es immer: Niemand verschwand so wie unser Jolu. Er liebte seine Jacke, weil sie ziemlich weit runterhing (was in gewissen Ecken der Stadt ziemlich stylisch war) und sein Katholikenschul-Outfit komplett überdeckte, denn das war ja wien Fadenkreuz für Schnüffelspinner, die das Schwänzer-Moblog in ihren Handy-Favoriten hatten.

„Alles abmarschbereit?“, fragte ich, sobald wir mit sämtlichen Hallos fertig waren. Ich holte mein Handy raus und zeigte den anderen die Karte, die ich in der BART runtergeladen hatte. „Soweit ich es begriffen habe, müssen wir zum Nikko zurück, einen Block dahinter Richtung O’Farrell, dann links hoch Richtung Van Ness. Da irgendwo müssten wir das Funksignal kriegen.“

Van zog die Stirn kraus. „Das ist eine eklige Ecke vom Tenderloin.“ Da war nichts dran zu deuteln. Dieser Teil von San Francisco ist eins der schrägeren Viertel: Geh durch den Vordereingang des Hilton, und du hast den ganzen Touristenkram wie den Cable-Car-Wendepunkt und die Familien-Restaurants. Geh durch zur anderen Seite, und du kommst im Loin raus – dem Sammelbecken sämtlicher abgewrackter Transen-Huren, harter Zuhälter, Dealer und durchgeknallter Penner der Stadt. Was dort gehandelt wurde, dafür war keiner von uns alt genug (obwohl sich auch reichlich Nutten unseres Alters im Loin anboten).

„Denk positiv“, entgegnete ich. „Da will sich nun wirklich niemand rumtreiben außer am hellichten Tag. Also lassen sich die anderen Spieler frühestens morgen da blicken. Wir im ARG-Gewerbe nennen so was einen Monster-Vorsprung.“

Jolu grinste mich an. „Wenn man dich hört, klingt das richtig gut.“

„Besser als Uni zu essen allemal“, sagte ich.

„Quasseln wir oder gewinnen wir?“, mischte sich Van ein. Sie war nach mir definitiv der härteste Spieler unserer Gruppe. Gewinnen war etwas, das sie sehr, sehr ernst nahm.

Wir machten uns auf den Weg, vier gute Freunde, einen Hinweis zu decodieren, das Spiel zu gewinnen – und für immer alles zu verlieren, was uns jemals wichtig war.

☒

Die physische Komponente des heutigen Hinweises war ein Satz von GPS-Koordinaten – je einer für alle wichtigen Städte, in denen Harajuku Fun Madness gespielt wurde –, der anzeigte, wo wir das Signal eines Funknetz-Knotenpunkts finden würden. Dieses wurde von dem Signal eines anderen, in der Nähe versteckten WLAN-Zugangs gezielt überlagert, so dass man das eigentliche Signal nicht mit konventionellen WLAN-Findern erkennen konnte (das sind kleine Schlüsselanhänger, die dir anzeigen, ob du in Reichweite eines Funknetzes bist, das du gratis mitbenutzen kannst).

Die Aufgabe war, den versteckten WLAN-Zugang zu lokalisieren; dazu würden wir die Stärke des sichtbaren Signals analysieren und denjenigen Punkt finden müssen, an dem das Funknetz ohne offensichtlichen Grund am schwächsten war. Dort würden wir einen weiteren Hinweis finden – beim letzten Mal war dieser im Tages-Special auf der Speisekarte des Anzu verborgen, dem todschicken Sushi-Restaurant im Nikko-Hotel im Tenderloin. Das Nikko gehörte zu Japan Airlines, einem der Sponsoren von Harajuku Fun Madness, und die Leute da hatten ein Mords-Tamtam veranstaltet, als wir den Hinweis endlich gefunden hatten: Sie servierten uns Schüsseln mit Miso-Suppe und brachten uns sogar dazu, Uni zu probieren – das ist Seeigel-Sushi mit der Konsistenz von sehr weichem Käse und dem Aroma von sehr weicher Hundekacke. Aber es war *sehr* lecker. Behauptete zumindest Darryl. Ich hatte den Kram nicht probiert.

Der WLAN-Finder meines Handys schnappte das Signal drei Blöcke O’Farrell hoch auf, kurz vor Hyde Street, vor einem dubiosen „Asiatischen Massagesalon“ mit blinkendem rotem „Geschlossen“-Schild im Fenster. Die Netzwerkkennung war HarajukuFM, wir wussten also, wir waren richtig.

„Wenns da drin ist, geh ich nicht rein“, sagte Darryl.

„Alle WLAN-Finder bereit?“, fragte ich.

Darryl und Van hatten Handys mit eingebauten Findern, nur Jolu, der kein Telefon benutzen würde, das größer war als sein kleiner Finger, hatte ein gesondertes kleines Ortungsgerät.

„Okay, ausschwärmen und schauen, was wir finden. Ihr müsst auf einen plötzlichen Signalabfall achten, der stärker wird, je mehr man sich in seine Richtung bewegt.“

Ich trat einen Schritt zurück und stand plötzlich jemandem auf den Zehen. Eine Frauenstimme sagte „Autsch“, und ich wirbelte herum aus Angst, gleich würde mich eine Nutte abstechen, weil ich ihr die Absätze ruiniert hatte.

Stattdessen blickte ich einem Kind meines Alters ins Gesicht. Sie hatte strahlend pinkfarbenes Haar und eine riesige Pilotenbrille im kantigen Nagetiergesicht. Unter einem schwarzen Omakleid, geschmückt mit Bergen von japanischen Buttons mit Anime-Figuren, Führern der Alten Welt und ausländischen Limo-Logos, trug sie gestreifte Strümpfe.

Sie zückte eine Kamera und machte ein Bild von mir und meinem Team.

„Cheese“, sagte sie. „Hier ist die versteckte Spitzel-Kamera!“

„Ne“, sagte ich. „Du wirst doch nicht…“

„Und ob ich werde“, entgegnete sie. „Ich schick dieses Foto in dreißig Sekunden ans Schwänzerblog, wenn ihr vier nicht von hier verschwindet und meinen Freundinnen und mir den Hinweis überlasst. In einer Stunde könnt ihr wiederkommen und damit machen, was ihr wollt. Das wäre wohl mehr als fair.“

Hinter ihr sah ich noch drei Mädchen in ähnlicher Aufmachung – eins mit blauen Haaren, eins mit grünen und eins mit violetten. „Wer seid ihr eigentlich, das Eis-am-Stiel-Quartett?“

„Wir sind das Team, das euer Team bei Harajuku Fun Madness am Arsch kriegt“, sagte sie. „Und ich bin die, die *genau jetzt* euer Foto hochlädt und euch so richtig in die Scheiße…“

Hinter mir spürte ich Van nach vorn drängen. Ihre Mädchenschule war für ihre Prügeleien berüchtigt, und mir war klar, dass sie dieser Puppe ordentlich eine reinsemmeln würde.

Dann änderte sich die Welt für immer.

Zuerst spürten wirs bloß, dieses fiese Schwabbeln des Zements unter den Füßen, das jeder Kalifornier instinktiv erkennt – „Erdbeben“. Mein erster Impuls war wegzulaufen, wie üblich: „Bist du ängstlich und allein, hilft nur rennen oder schrei’n.“ Aber hier waren wir ja schon am denkbar sichersten Platz: weder in einem Gebäude, das über uns zusammenstürzen könnte, noch in der Mitte der Straße, wo uns herabfallende Dach-Teile das Hirn zermatschen könnten.

Erdbeben sind beängstigend geräuschlos – zumindest am Anfang –, aber das hier war nicht geräuschlos. Das hier war laut – ein unglaubliches Brüllen, lauter als alles, was ich jemals zuvor gehört hatte. Der Lärm war so bestialisch, dass ich in die Knie ging, und ich war beileibe nicht der Einzige. Darryl zerrte mich am Arm und wies über die Gebäude hinweg, und da sahen wir sie: eine gewaltige schwarze Wolke, die sich aus Nordwesten über die Bay erhob.

Dann noch ein Grollen, und die Rauchwolke dehnte sich aus, diese expandierende schwarze Form, die wir alle aus den Kinofilmen unserer Jugend kannten. Irgendjemand hatte etwas in die Luft gejagt, und zwar ganz gewaltig.

Noch mehr Grollen, noch mehr Beben. Die Straße rauf und runter erschienen Köpfe an Fenstern. Wir starrten schweigend die pilzförmige Wolke an.

Dann gingen die Sirenen los.

Sirenen wie diese hatte ich zwar schon mal gehört – sie testen die Zivilschutz-Sirenen immer dienstagmittags. Aber dass sie außerplanmäßig losgingen, das kannte ich nur aus alten Kriegsfilmen und Videospielen, diese Sorte, wo irgendwer irgendwen aus der Luft bombardiert. Luftalarm-Sirenen. Das wouuuuuuu-Jaulen machte das Ganze irgendwie unwirklich.

„Suchen Sie sofort die Notunterkünfte auf.“ Es war wie die Stimme Gottes, sie kam aus allen Richtungen zugleich. Auf einigen der Strommasten waren Lautsprecher angebracht, was mir noch nie aufgefallen war; und die waren alle auf einmal angegangen.

„Suchen Sie sofort die Notunterkünfte auf.“ Notunterkünfte? Wir starrten uns fragend an. Welche Notunterkünfte? Die Wolke wuchs immer noch und dehnte sich aus. War es eine Atombombe? Waren das jetzt unsere letzten Atemzüge?

Das Mädchen mit den rosa Haaren schnappte ihre Freundinnen, und sie rasten wie bekloppt den Hang runter, zur BART-Station am Fuß der Hügel.

„SUCHEN SIE SOFORT DIE NOTUNTERKÜNFTE AUF.“ Inzwischen war das Geschrei losgegangen, und alles rannte wild durcheinander. Touristen – die erkennt man immer daran, dass sie glauben, in Kalifornien sei es warm, und in San Francisco in Shorts und T-Shirts frieren – stoben in alle Himmelsrichtungen auseinander.

„Wir müssen weg!“, brüllte Darryl mir ins Ohr, kaum zu verstehen über dem Sirenengeheul, das mittlerweile durch normale Polizeisirenen verstärkt wurde. Ein Dutzend SFPD-Streifenwagen raste an uns vorbei.

„SUCHEN SIE SOFORT DIE NOTUNTERKÜNFTE AUF.“

„Runter zur BART-Station“, brüllte ich. Meine Freunde nickten. Wir schlossen die Reihen und machten uns zügig auf den Weg bergab.

Kapitel 3

Dieses Kapitel ist Borderlands Books gewidmet, San Franciscos großartiger unabhängiger Science-Fiction-Buchhandlung. Borderlands liegt ziemlich genau gegenüber der fiktiven Cesar Chavez Highschool, die in „Kleiner Bruder“ beschrieben ist, und ihren Ruf hat sie nicht nur wegen fantastischer Events, Signierstunden, Buchclubs und derlei, sondern auch wegen der erstaunlichen haarlosen ägyptischen Katze namens Ripley, die sich wie ein schnurrender Drache auf dem Computer vorn im Laden zu räkeln pflegt. Borderlands ist die wohl freundlichste Buchhandlung, die man sich nur wünschen kann, voll mit lauter kuschligen Ecken zum Sitzen und Lesen und mit unglaublich kompetenten Angestellten, die alles wissen, was es über Science Fiction zu wissen gibt. Besser noch: Sie nehmen gern telefonisch oder per Internet Bestellungen für mein Buch entgegen, halten es vor, bis ich mal vorbeikomme, um es zu signieren, und versenden es dann innerhalb der USA kostenfrei!

Borderlands Books: http://www.borderlands-books.com/ 866 Valencia Ave, San Francisco CA USA 94110 +1 888 893 4008

Auf dem Weg zur Powell Street BART kamen wir auf der Straße an enorm vielen Leuten vorbei. Sie rannten oder gingen, bleich und stumm oder panisch und schreiend. Obdachlose kauerten sich in Hauseingänge und beobachteten alles, während eine große farbige Transen-Hure zwei schnurrbärtigen jungen Männern etwas zurief.

Je näher wir der BART kamen, desto heftiger wurde das Gedränge. Bis wir an der Treppe zur Station runter angekommen waren, hatte es sich zum Mob entwickelt – ein unabsehbares Gewimmel von Menschen, die alle zur schmalen Treppe runterdrängten. Mein Gesicht wurde in den Rücken meines Vordermanns gepresst, jemand anderer rammte in meinen Rücken.

Darryl war immer noch neben mir – er war groß genug, um nicht so leicht umgeschubst zu werden –, und Jolu folgte ihm oder hing vielmehr an seiner Hüfte. Vanessa sah ich ein paar Meter entfernt, von anderen Leuten eingezwängt.

„Fick dich selbst!“, hörte ich sie schreien. „Perverser! Nimm die Pfoten weg!“ Gegen den Druck der Massen drehte ich mich zu Van um und sah, wie sie einen älteren Kerl im feinen Anzug mit Abscheu musterte, der sie anzugrinsen schien. Sie kramte in ihrer Tasche, und ich wusste, was sie suchte.

„Nicht das Tränengas!“, brüllte ich über den Lärm hinweg. „Du erwischst uns alle mit.“

Als er „Tränengas“ hörte, sah der Typ plötzlich ängstlich aus und versuchte nach hinten zu entwischen, während ihn die Menge weiter nach vorn drängte.

Vor mir sah ich, wie eine Frau mittleren Alters im Hippie-Dress zusammensackte und stürzte. Sie schrie auf, als sie fiel, und ich sah, wie sie sich bemühte, wieder auf die Beine zu kommen, aber vergeblich: Das Drängen der Masse war zu heftig. Als ich mich ihr näherte, bückte ich mich, um ihr aufzuhelfen, und wurde fast selbst umgeworfen. Am Ende trat ich ihr in den Unterleib, als die Menschenmenge mich an ihr vorbeischob; aber ich glaube, da war sie schon nicht mehr in einem Zustand, in dem sie noch irgendwas spürte.

Ich hatte Angst wie noch niemals zuvor. Überall war Gebrüll, mehr Körper lagen am Boden, und der Druck von hinten war so unnachgiebig wie von einem Bulldozer. Nur auf meinen Füßen bleiben – das war alles, worum es jetzt noch ging.

Wir erreichten die offene Bahnhofshalle mit den Drehkreuzen. Dort war's kaum besser – in dem umschlossenen Raum hallten die Stimmen um ums herum wie Echos und machten einen Lärm, dass mein Schädel brummte; und der Geruch und das Gefühl all dieser Körper erzeugten in mir eine Klaustrophobie, von der ich nie wusste, dass ich anfällig dafür war.

Immer noch drängten Leute die Treppen runter, immer mehr quetschten sich an den Drehkreuzen vorbei und über die Rolltreppen runter zu den Gleisen, aber mir war klar, dass dort kein Happy-End zu erwarten war.

„Riskieren wirs oben?“, fragte ich Darryl.

„Verdammt noch mal ja“, sagte er. „Das hier ist böse.“ Ich blickte in Richtung Vanessa – keine Chance, dass sie mich hören würde. Irgendwie kramte ich mein Handy raus und simste sie an.

> Wir verschwinden hier raus

Ich sah, wie sie den Vibrationsalarm ihres Handys spürte, draufblickte, dann zu mir schaute und nachdrücklich nickte. Darryl hatte inzwischen Jolu gebrieft.

„Wie wollen wirs machen?“, brüllte Darryl mir ins Ohr.

„Rückwärtsgang, irgendwie“, schrie ich zurück und zeigte auf die erbarmungslose Menschenflut.

„Unmöglich!“, sagte er.

„Je länger wir warten, desto unmöglicher wird's!“

Er zuckte die Schultern. Van drängte sich zu mir durch und schnappte mein Handgelenk. Ich griff Darryl, und der nahm Jolu bei der anderen Hand, und dann drängten wir nach draußen.

Leicht wars nicht. Am Anfang schafften wir vielleicht zehn Zentimeter pro Minute, dann auf der Treppe wurden wir noch langsamer. Zudem waren die Leute, denen wir begegneten, nicht eben glücklich darüber, dass wir sie aus dem Weg zu drängen versuchten. Einige fluchten, und ein Typ hätte mich vermutlich verprügelt, wenn er bloß seine Arme hätte freimachen können. Wir mussten über drei weitere niedergetrampelte Leute klettern, aber ich hatte keine Chance, ihnen zu helfen. Zu dem Zeitpunkt dachte ich wohl schon gar nicht mehr dran, irgendjemandem zu helfen. Das Einzige, woran ich dachte, war das nächste bisschen nutzbarer Freiraum vor mir, Darryls schmerzhafter Griff um mein Handgelenk und mein verzweifeltes Klammern an Van hinter mir.

Nach einer halben Ewigkeit ploppten wir plötzlich ins Freie wie Champagnerkorken und blinzelten ins rauchiggraue Licht. Die Luftalarm-Sirenen plärrten immer noch, und das Jaulen der Krankenwagen-Sirenen, die Market Street hinunterrasten, war sogar noch lauter. Fast niemand war mehr auf der Straße, nur noch die Menschen, die vergeblich versuchten, nach unten zu gelangen. Viele von ihnen weinten. Ich erblickte ein paar leere Parkbänke, auf denen sich sonst schmuddelige Penner breit machten, und deutete darauf.

Wir liefen drauf zu, gebückt und mit eingezogenen Schultern durch Sirenenlärm und Qualm. Grade als wir bei den Bänken ankamen, stürzte Darryl nach vorn.

Alle schrien wir auf, und Vanessa griff nach ihm und drehte ihn um. Sein Hemd war an der Seite rot gefleckt, und der Fleck breitete sich aus. Sie zog das Hemd hoch, wodurch ein langer, tiefer Schnitt in seinem stämmigen Leib sichtbar wurde.

„Scheiße, irgendjemand in der Menge hat ihn *abgestochen*“, sagte Jolu, die Hände zu Fäusten geballt. „Himmel, ist das fies.“

Darryl stöhnte und blickte erst zu uns, dann an seinem Körper runter, dann stöhnte er noch mal, und sein Kopf kippte wieder nach hinten.

Vanessa zog ihre Jeansjacke aus und dann auch noch den Kapuzensweater, den sie drunter trug. Sie rollte ihn zusammen und presste ihn Darryl in die Seite.

„Nimm seinen Kopf“, sagte sie zu mir, „halt ihn hoch.“ Und zu Jolu: „Nimm seine Füße hoch; mach ne Rolle aus deinem Mantel oder so.“

Jolu reagierte sofort. Vanessas Mutter ist Krankenschwester, und jeden Sommer im Camp hatte sie nen Erste-Hilfe-Kurs gehabt. Sie machte sich einen Spaß draus, drauf zu achten, wie Leute in Filmen die Erste Hilfe falsch machen. Mann, war ich froh, sie dabei zu haben.

Wir saßen eine ganze Weile so da und pressten die Kapuzenjacke gegen Darryls Seite. Er sagte dauernd, es gehe ihm gut und wir sollten ihn aufstehen lassen, und Van sagte dauernd, er solle den Mund halten und liegen bleiben, oder es setze was.

„Sollen wir nicht mal 911 anrufen?“, fragte Jolu.

Ich kam mir wie der letzte Depp vor. Schnell holte ich mein Handy raus und tippte 911. Was ich zu hören bekam, war noch nicht mal ein Besetztzeichen – es klang eher wie das schmerzvolle Wimmern des Telefonnetzes. Solche Sachen hört man nur, wenn drei Millionen Leute alle auf einmal dieselbe Nummer wählen. Wer braucht schon Botnetze, wenn es Terroristen gibt?

„Wikipedia vielleicht?“, schlug Jolu vor.

„Kein Netz, keine Daten“, entgegnete ich.

„Und die da?“, fragte Darryl und zeigte die Straße entlang. Ich folgte seiner Geste und erwartete einen Polizisten oder Sanitäter zu sehen, aber da war niemand.

„Ist alles gut, Kumpel, bleib mal liegen“, sagte ich.

„Nein, du Idiot, *die da*, die Bullen in den Wagen. Da!“ Er hatte Recht. Alle paar Sekunden sauste ein Streifenwagen, eine Ambulanz oder ein Feuerwehrwagen vorbei. Die würden uns helfen können. Ich war echt ein Idiot.

„Also gut“, sagte ich, „wir bringen dich irgendwo hin, wo sie dich sehen, und halten einen an.“ Vanessa war skeptisch, aber ich nahm an, an einem Tag wie diesem würde kein Bulle stehenbleiben, bloß weil ein junger Kerl auf der Straße den Hut schwenkte. Aber vielleicht würden sie anhalten, wenn sie sahen, wie Darryl blutete. Wir zankten uns kurz, was Darryl unterbrach, indem er mühsam aufstand und sich Richtung Market Street schleppte.

Das erste Fahrzeug, das vorbeiraste, ein Notarztwagen, wurde nicht mal langsamer. Der Streifenwagen danach auch nicht, auch nicht das Feuerwehrauto und auch nicht die nächsten drei Polizeiwagen. Darryl gings nicht gut – er war kreidebleich und keuchte. Vans Sweater war blutüberströmt.

Ich hatte die Faxen dick von Autos, die an mir vorbeirasten. Als das nächste Mal ein Fahrzeug in Market Street auftauchte, stellte ich mich mitten auf die Straße, schwenkte die Arme überm Kopf und schrie „STOP!" Der Wagen bremste ab, und da erst erkannte ich, dass es weder ein Polizeiwagen noch eine Ambulanz oder die Feuerwehr war.

Es war ein militärisch aussehender Jeep, wie ein gepanzerter Hummer, bloß ohne jegliche Militärabzeichen drauf. Die Kiste kam unmittelbar vor mir zum Stehen, ich machte einen Satz rückwärts, verlor das Gleichgewicht und fand mich auf der Straße liegend wieder. Ich spürte, wie neben mir Türen aufschwangen, dann sah ich ein Durcheinander von Stiefeln in nächster Nähe. Ich blickte hoch und starrte auf eine Horde von Typen, die wie Soldaten aussahen, in Overalls steckten, riesige, fette Gewehre trugen und deren Gesichter hinter Gasmasken mit getönten Gläsern verschwanden.

Ich hatte kaum Zeit, sie überhaupt wahrzunehmen, als die Knarren schon auf mich gerichtet waren. Nie zuvor hatte ich in die Mündung eines Gewehrs geblickt, aber alles, was man darüber hört, ist wahr. Du gefrierst an Ort und Stelle, die Zeit bleibt stehen und dein Herz donnert in deinen Ohren. Ich öffnete meinen Mund, schloss ihn wieder, und dann nahm ich, sehr langsam, meine Hände nach oben.

Der gesichts- und augenlose Mann über mir zielte mit seinem Gewehr genau auf mich. Ich wagte nicht zu atmen. Van schrie etwas, und Jolu brüllte; ich schaute einen Augenblick lang zu ihnen rüber, und im selben Moment stülpte jemand einen rauen Sack über meinen Kopf und zog ihn um die Kehle herum dicht – so schnell und rabiat, dass ich kaum eben Luft holen konnte, als er schon um mich rum geschlossen war. Dann schubste man mich grob, aber teilnahmslos auf den Bauch, und irgendwas wurde zweimal um meine Handgelenke gewickelt und festgezogen – es fühlte sich an wie Draht und schnitt höllisch ein. Ich schrie auf, aber meine Stimme wurde von der Kapuze gedämpft.

Nun war ich von absoluter Dunkelheit umgeben, und ich bemühte mich, zumindest zu hören, was mit meinen Freunden geschah. Durch den geräuschdämpfenden Stoff des Sacks konnte ich sie rufen hören, dann wurde ich ohne viele Umstände an den Handgelenken emporgerissen – ein stechender Schmerz durchzuckte meine Schultern, als die Arme hinterm Rücken hochgebogen wurden.

Ich stolperte, dann drückte eine Hand meinen Kopf nach unten, und ich war im Hummer drin. Andere Körper wurden grob neben mich geschubst.

„Leute", rief ich und kassierte dafür einen heftigen Hieb auf den Kopf. Ich hörte Jolu antworten, dann spürte ich, wie er ebenfalls einen Schlag abbekam. In meinem Kopf pulsierte es wie ein Gong.

„He", sagte ich zu den Soldaten, „hören Sie zu! Wir sind doch bloß Schüler. Ich hab Sie anhalten wollen, weil mein Freund blutet. Jemand hat ihn mit nem Messer verletzt." Ich hatte keine Ahnung, wie viel davon durch den dicken Sack durchdrang. Trotzdem redete ich weiter. „Hören Sie doch – das muss ein Missverständnis sein. Wir müssen meinen Freund ins Krankenhaus bringen …"

Wieder hieb mir jemand was auf den Schädel. Fühlte sich an wie ein Gummiknüppel – so hart war ich noch nie am Kopf getroffen worden. Mir schossen Tränen in die Augen, und vor Schmerz blieb mir die Luft weg. Einen Moment später bekam ich wieder Luft, aber ich sagte nichts mehr. Ich hatte meine Lektion gelernt.

Wer waren diese Clowns? Abzeichen hatten sie keine. Vielleicht waren es Terroristen! Bisher hatte ich nicht so recht an Terroristen geglaubt – okay, es gab sie wohl irgendwo auf der Welt, aber für mich waren die keine echte Bedrohung gewesen. Die Welt kannte Abermillionen Möglichkeiten, mich umzubringen – angefangen bei einem besoffenen Raser, der mich auf der Valencia überfahren könnte –, die alle sehr viel direkter und wahrscheinlicher waren als Terroristen. Terroristen brachten weniger Leute um als Ausrutscher im Badezimmer oder versehentliche Stromschläge. Mir über Terroristen Sorgen zu machen war mir immer ähnlich sinnvoll vorgekommen, wie Angst vor einem Blitzschlag zu haben.

Doch auf der Rückbank des Hummer, Kapuze überm Kopf, Hände hinterm Rücken gefesselt, vor- und zurücktaumelnd, während die Beulen am Kopf anschwollen, fühlte sich Terrorismus plötzlich sehr viel gefährlicher an.

Der Wagen wippelte und neigte sich bergauf. Nach meiner Schätzung waren wir in Richtung Nob Hill unterwegs, und der Neigungswinkel ließ vermuten, dass wir eine der steileren Routen nahmen – eventuell Powell Street.

Jetzt ging es ebenso steil bergab. Wenn meine innere Landkarte mich nicht trog, steuerten wir Fisherman's Wharf an. Von dort könnte man auf einem Boot entkommen. Das passte zu der Terror-Hypothese. Aber warum zum Teufel sollten Terroristen ein paar Schüler kidnappen?

Mit einem Ruck kamen wir an einem Hang zum Halten. Der Motor erstarb, und die Türen öffneten sich. Jemand zerrte mich an den Armen raus auf die Straße, dann wurde ich stolpernd eine gepflasterte Straße entlanggeschubst. Nach wenigen Sekunden purzelte ich über eine eiserne Treppe und schlug mir die Schienbeine auf. Die Hände hinter mir schubsten mich erneut. Vorsichtig stieg ich die Stufen hoch, unfähig, meine Hände benutzen zu können. Auf der dritten Stufe angekommen, tastete ich nach der vierten, fand aber keine und fiel fast wieder hin. Doch andere Hände griffen von vorn nach mir, zogen mich auf einen stählernen Fußboden, zwangen mich in die Knie und schlossen meine Hände an irgendetwas hinter meinem Rücken an.

Mehr Bewegung, dann das Gefühl, wie Körper einer nach dem anderen neben mir angebunden wurden. Stöhnen, unterdrückte Geräusche. Gelächter. Dann eine lange, zeitlose Ewigkeit in gedämpftem, trübem Halbdunkel, meinen eigenen Atem atmen, die Geräusche meines eigenen Atems im Ohr.

☒

Irgendwie schaffte ichs sogar, hier zu schlafen, auf Knien, Beine nicht anständig durchblutet, den Kopf im Zwielicht des Sackstoffs. Mein Körper hatte eine Jahresration Adrenalin binnen 30 Minuten ausgeschüttet; und der Stoff gibt dir zwar kurzfristig die Kraft, Autos über geliebten Menschen hochzustemmen oder über hohe Gebäude zu springen, aber die Nachwirkungen sind immer biestig.

Ich erwachte, als jemand die Kapuze von meinem Kopf wegzog. Sie machten es weder grob noch vorsichtig, einfach nur… unpersönlich. Wie jemand bei McDonald's, der einen Hamburger zubereitet.

Das Licht im Raum war so grell, dass ich die Augen zukneifen musste; aber nach und nach öffnete ich sie zu Schlitzen, zu Spalten, dann komplett und schaute mich um.

Wir alle befanden uns im Auflieger eines LKWs, einem großen Achtachser. Ich konnte die Radkästen in regelmäßigen Abständen über die gesamte Länge erkennen. Der Auflieger war zu einer Art mobiler Kommandozentrale mit Gefängnis umfunktioniert. Entlang der Wände standen Stahltische, darüber schicke Flachbildschirme an Schwenkarmen, mit denen die Benutzer die Schirme im Halbkreis um sich herum anordnen konnten. Vor jedem Tisch stand ein Wahnsinns-Bürostuhl mit genug Reglern, um jeden Millimeter der Sitzfläche einzeln zu verstellen, Höhe und Neigung in jeder Achse sowieso.

Dann war da noch der Gefängnisbereich – vorn im Truck, möglichst weit weg von den Türen, waren Stahlschienen an den Wänden befestigt, und an diese Schienen hatte man die Gefangenen angekettet.

Van und Jolu entdeckte ich sofort. Mag sein, dass Darryl sich unter dem übrigen Dutzend dort hinten befand, aber das war nicht zu erkennen – einige von ihnen lagen übereinander und versperrten mir die Sicht. Es stank nach Schweiß und nach Angst hier hinten.

Vanessa blickte mich an und biss sich auf die Lippe. Sie hatte Angst. Ich auch. Und auch Jolu, der seine Augen wie wild verdrehte, dass man ständig das Weiße sah. Ich hatte Angst. Und außerdem musste ich pissen wie ein Rennpferd.

Ich schaute mich nach unseren Kidnappern um. Bislang hatte ich es vermieden, sie anzuschauen, ganz so, wie man es vermeidet, in einen dunklen Schrank zu schauen, wenn man sich grade ausgedacht hat, dass da drin ein Monster lauert. Dann will man einfach nicht wissen, ob man Recht hat.

Aber ich musste mir diese Kerle, die uns gekidnappt hatten, jetzt mal genauer anschauen. Wenn es Terroristen waren, wollte ich das wissen. Ich wusste allerdings nicht, wie Terroristen aussahen, obwohl Fernseh-Shows sich alle Mühe gegeben hatten, mir beizupulen, dass es braune Araber mit dichten Bärten, Strickmützen und schlabbrigen Baumwollkutten bis runter zu den Knöcheln waren.

Unsere Kidnapper sahen nicht so aus. Die hätten ebenso gut Cheerleader in der Halbzeitpausen-Show beim Super Bowl sein können. Sie sahen auf eine Art *amerikanisch* aus, die ich nicht recht beschreiben konnte. Ausgeprägte Kiefer, kurze, ordentliche Haarschnitte, aber nicht wirklich militärisch. Es waren Weiße und Farbige dabei, Männer und Frauen, und sie lächelten sich unbeschwert an, wie sie da am anderen Ende des Lasters zusammensaßen, witzelten und Kaffee aus Pappbechern tranken. Ne, das waren keine Fundis aus Afghanistan: Sie sahen aus wie Touris aus Nebraska.

Ich fixierte die eine, eine junge Brünette, kaum älter als ich und auf so eine abweisende Business-Art irgendwie süß. Wenn du jemanden lange genug anstarrst, guckt er dich irgendwann auch an. Sie auch; und sofort nahm ihr Gesicht einen völlig anderen Ausdruck an: leidenschaftslos, wie eine Maschine. Das Lächeln war wie ausgeknipst.

„Hey", sagte ich, „wissen Sie, ich kapier nicht, was hier abgeht, aber ich muss mal pinkeln, ja?"

Sie guckte durch mich durch, als hätte sie kein Wort gehört.

„Echt jetzt, wenn ich nicht bald ein Klo finde, gibts hier einen bösen Unfall. Dann wird's hier hinten ziemlich übel riechen, okay?"

Sie drehte sich zu ihren Kollegen um, sie steckten die Köpfe zusammen und tuschelten miteinander, so leise, dass es über die Lüfter der Computer nicht zu verstehen war.

Dann wandte sie sich wieder zu mir um. „Halt mal noch zehn Minuten an, dann dürft ihr alle mal austreten."

„Ich glaub nicht, dass ichs noch zehn Minuten halten kann", sagte ich und legte etwas mehr Dringlichkeit in meine Stimme, als ich tatsächlich empfand. „Ehrlich, gute Frau, jetzt oder nie."

Sie schüttelte den Kopf und guckte mich an, als wär ich der totale Versager. Sie und ihre Freunde berieten sich noch mal, dann kam ein anderer auf mich zu. Er war älter, vielleicht Anfang Dreißig, und mächtig breit in den Schultern wie ein Bodybuilder. Er sah wie ein Chinese oder Koreaner aus – nicht mal Van kann das immer unterscheiden –, aber mit einer Haltung, die „Amerikaner" ausdrückte, ohne dass ich das genauer hätte beschreiben können.

Er schob seine Sportjacke nach hinten und ließ mich nen Blick auf seine Hardware am Gürtel werfen. Ich erkannte eine Pistole, einen Elektroschocker und eine Dose mit Tränengas oder Pfefferspray, bevor er die Jacke wieder drüberfallen ließ.

„Keinen Ärger", sagte er.

„Kein Stück", stimmte ich ihm zu.

Er berührte irgendwas an seinem Gürtel, die Fesseln hinter mir gaben nach, und meine Arme fielen plötzlich zur Seite. Mann, der Typ schien Batmans Gimmickgürtel zu tragen: Funkfernsteuerung für Fesseln! War aber auch logisch irgendwie: Mit all dem tödlichen Geraffel am Gürtel würde man sich ja nicht über seine Gefangenen beugen wollen – die waren im Stande, sich die Wumme mit den Zähnen zu schnappen und mit der Zunge den Abzug zu ziehen oder so.

Meine Hände waren immer noch mit so Plastikhandschellen hinter meinem Rücken zusammengebunden, und als ich jetzt nicht mehr von den Fesseln gehalten wurde, stellte ich fest, dass sich meine Beine durch das lange Kauern in einer Position in Korkklumpen verwandelt hatten. Kurzer Sinn: Ich knallte nach vorn aufs Gesicht und zappelte mit den Beinen, die kribbelten wie bescheuert, um sie unter meinen Körper zu bekommen und mich auf die Füße stemmen zu können.

Der Typ riss mich auf die Füße, und ich wackelte ganz ans Ende des Trucks zu einer kleinen Klokabine. Auf dem Weg versuchte ich Darryl zu entdecken, aber es hätte jeder von den fünf, sechs hingesackten Leuten sein können. Oder keiner.

„Rein da", sagte der Typ.

Ich zog an meinen Handgelenken. „Könnten Sie die abnehmen, bitte?" Meine Finger fühlten sich nach Stunden der Fesselung an wie lila Würste.

Der Typ rührte sich nicht.

„Schaun Sie mal", sagte ich und bemühte mich, weder sarkastisch noch wütend zu klingen (was nicht leicht war). „Schaun Sie, Sie müssen entweder meine Hände losschneiden, oder Sie zielen für mich. Ein Toilettenbesuch ist nichts, was sich freihändig bewältigen ließe." Irgendjemand im Truck kicherte. Der Typ mochte mich nicht, das konnte ich daran sehen, wie seine Kiefermuskeln arbeiteten. Mann, diese Leute waren verdammt hart.

Er griff zum Gürtel und brachte ein sehr cooles Multiwerkzeug zum Vorschein. Dann klappte er ein fies aussehendes Messer aus, schnitt die Plastik-Handschellen durch, und meine Hände gehörten wieder mir.

„Danke", sagte ich.

Er schubste mich in die Kabine. Meine Hände konnte ich nicht gebrauchen, die fühlten sich an wie Lehmklumpen an den Handgelenken. Als ich die schlaffen Finger ein bisschen bewegte, kribbelten sie; dann wurde das Kribbeln

zu einem Brennen, dass ich fast anfing zu weinen. Ich klappte den Sitz runter, zog die Hose runter und setzte mich hin. Ich hätte nicht drauf gewettet, stehen bleiben zu können.

Als sich meine Blase erleichterte, tatens meine Augen ihr gleich. Ich weinte. Still heulte ich vor mich hin und kippelte auf dem Klositz, während mir Tränen und Rotz die Wangen runterliefen. Das einzige, was mir blieb, war, lautes Schluchzen zu unterdrücken – ich hielt mir die Hand vor den Mund und ließ keinen Ton raus. Diese Genugtuung wollte ich ihnen nicht gönnen.

Irgendwann war ich mit Pinkeln und Heulen fertig, und der Typ hämmerte gegen die Tür. Mit Bündeln von Klopapier säuberte ich mein Gesicht, so gut es eben ging, stopfte alles ins Klo und spülte; dann suchte ich ein Waschbecken, fand aber bloß eine Pumpflasche mit starker Desinfektionslösung, auf der in kleiner Schrift eine Liste biologischer Wirkstoffe zu lesen war. Ich rieb ein bisschen was in die Hände ein und verließ die Klokabine.

„Was hast du da drin gemacht?“, wollte der Typ wissen.

„Die sanitären Anlagen benutzt“, entgegnete ich. Er drehte mich um, griff meine Hände, und ich fühlte, wie ein neues Paar Plastikschellen sich darum schlossen. Seit er die anderen abgeschnitten hatte, waren meine Handgelenke angeschwollen, und die neuen schnitten brutal in die empfindliche Haut; aber ich weigerte mich, ihnen die Befriedigung zu verschaffen, mich schreien zu hören.

Er fesselte mich wieder an meinen Platz und schnappte sich meinen Nebenmann – Jolu, wie ich jetzt erst sah, das Gesicht verschwollen und eine hässliche Schramme auf der Wange.

„Bist du okay?“, fragte ich ihn, woraufhin mein Freund mit dem Gimmickgürtel mir die Hand auf die Stirn legte und einmal kurz, aber heftig drückte. Mein Hinterkopf donnerte gegen die Metallwand des Trucks, als ob die Uhr eins schlug. „Reden verboten“, sagte er, während ich mühsam meinen verschwommenen Blick wieder fokussierte.

Ich mochte diese Leute nicht. Genau in diesem Moment wusste ich, dass sie all das würden bezahlen müssen.

Einer nach dem anderen durften die Gefangenen aufs Klo, kamen zurück, und als alle fertig waren, ging mein Bewacher zu seinen Freunden zurück, trank noch einen Kaffee – ich konnte sehen, dass sie aus einer großen Papp-Kanne von Starbucks tranken –, und sie unterhielten sich undeutlich, aber mit viel Gelächter.

Dann öffnete sich die Tür hinten im Truck, und frische Luft strömte herein, nicht rauchverhangen wie zuvor, sondern von Ozon durchzogen. Wie ich durch den Türspalt erkennen konnte, bevor die Tür sich wieder schloss, war es dunkel und regnerisch draußen, die San-Francisco-Sorte Regen, die zugleich Nebel ist.

Der Mann, der hereinkam, trug eine Militäruniform. Eine US-Militäruniform. Er grüßte die Leute im Truck, und sie grüßten zurück; und da wusste ich: Ich war kein Gefangener irgendwelcher Terroristen – ich war ein Gefangener der Vereinigten Staaten von Amerika.

⊠

Sie stellten eine kleine Sichtblende hinten im Truck auf und machten uns dann einzeln los und führten uns dorthin. Nach meinen Schätzungen – im Kopf Sekunden zählen, einundzwanzig, zweiundzwanzig – dauerte jede Befragung rund sieben Minuten. Mein Schädel brummte vor Flüssigkeitsmangel und Koffeinentzug.

Ich kam als Dritter dran, die Frau mit dem strengen Haarschnitt brachte mich hin. Aus der Nähe sah sie müde aus, mit Ringen unter den Augen und tiefen Linien um die Mundwinkel.

„Danke“, sagte ich automatisch, als sie mich mit einer Fernbedienung losmachte und auf die Füße zog. Ich hasste mich selbst für die unwillkürliche Höflichkeit, aber so war ich nun mal gedrillt worden.

Sie verzog keine Miene. Ich ging vor ihr her zum anderen Ende des Trucks und hinter die Sichtblende. Ein einzelner Klappstuhl war für mich; zwei von ihnen, Frau Strenger Haarschnitt und Herr Gimmickgürtel, blickten mich von ihren ergonomischen Superstühlen herab an.

Zwischen ihnen stand ein Tischchen, auf dem sie den Inhalt meiner Brieftasche und meines Rucksacks ausgebreitet hatten.

„Hallo, Marcus“, sagte Frau Strenger Haarschnitt. „Wir müssen dir einige Fragen stellen.“

„Bin ich verhaftet?“, wollte ich wissen. Das war keine sinnlose Frage. Wenn du nicht verhaftet bist, dann gibt es Beschränkungen, was die Bullen mit dir machen können und was nicht. Zunächst mal können sie dich nicht unendlich lange festhalten, ohne dich festzunehmen, dir ein Telefonat zu erlauben oder dich mit nem Anwalt sprechen zu lassen. Und ein Anwalt, Mann, mit dem würde ich als allererstes sprechen.

„Was soll das hier?“, fragte sie und hielt mein Handy hoch. Auf dem Monitor war die Fehlermeldung zu sehen, die erschien, wenn man versuchte, an die Daten zu kommen, ohne das richtige Passwort einzugeben. Es war eine etwas derbe Botschaft – eine animierte Hand, die eine allgemein bekannte Geste formte –, denn ich liebte es, meine Geräte zu individualisieren.

„Bin ich verhaftet?“, wiederholte ich. Wenn du nicht verhaftet bist, können sie dich auch nicht dazu zwingen, Fragen zu beantworten, und wenn du fragst, ob du verhaftet bist, müssen sie dir antworten. So ist die Regel.

„Du bist im Gewahrsam des Ministeriums für Heimatschutz“, blaffte die Frau.

„Bin ich verhaftet?“

„Vor allem bist du kooperativer als bisher, Marcus, und zwar ab sofort.“ Sie sagte nicht „sonst“, aber das klang mit.

„Ich möchte einen Anwalt sprechen“, sagte ich. „Ich möchte wissen, was man mir vorwirft. Und ich möchte, dass Sie beide sich irgendwie ausweisen.“

Die beiden Agenten wechselten Blicke.

„Ich glaube, du solltest deine Haltung in dieser Lage noch mal überdenken“, sagte Frau Strenger Haarschnitt. „Und ich glaube, das solltest du auf der Stelle tun. Wir haben eine Reihe verdächtiger Gegenstände bei dir gefunden. Wir haben dich und deine Komplizen in der Nähe des Tatorts des schwersten Terroranschlags vorgefunden, den dieses Land jemals erlebt hat. Bring die beiden Fakten in Verbindung, und für dich siehts nicht gut aus, Marcus. Du kannst kooperieren, oder es wird dir sehr, sehr Leid tun. Und jetzt?“

„Sie denken, ich bin ein Terrorist? Ich bin siebzehn!“

„Genau das richtige Alter – Al Kaida rekrutiert am liebsten idealistische Kids, die sich noch beeindrucken lassen. Wir haben dich mal gegoogelt, weißt du? Du hast eine Menge hässliches Zeug im öffentlichen Internet gepostet.“

„Ich möchte einen Anwalt sprechen“, sagte ich.

Frau Strenger Haarschnitt sah mich an, als sei ich ein Käfer. „Du liegst völlig falsch mit der Annahme, dass die Polizei dich wegen eines Verbrechens geschnappt hat. Schlag dir das aus dem Kopf. Du befindest dich als möglicher feindlicher Kämpfer im Gewahrsam der Regierung der Vereinigten Staaten. An deiner Stelle würde ich sehr genau drüber nachdenken, wie du uns davon überzeugen kannst, kein feindlicher Kämpfer zu sein. Sehr genau. Denn weißt du, es gibt da dunkle Löcher, in denen feindliche Kämpfer verschwinden können, sehr tiefe dunkle Löcher, in denen man einfach verschwinden kann. Für immer. Hörst du mir gut zu, junger Mann? Ich möchte, dass du dein Telefon entsperrst und die Daten im Speicher dechiffrierst. Ich möchte, dass du Rechenschaft darüber ablegst, warum du auf der Straße warst. Was weißt du über den Anschlag auf diese Stadt?“

„Ich werde mein Telefon nicht für Sie entsperren“, sagte ich zornig. Im Speicher meines Handys hatte ich alles Mögliche an privatem Krams: Fotos, Mails, kleine Hacks und Cracks, die ich installiert hatte. „Das sind meine Privatsachen.“

„Was hast du zu verbergen?“

„Ich habe ein Recht auf Privatsphäre“, sagte ich. „Und ich möchte einen Anwalt sprechen.“

„Das ist deine letzte Chance, Kleiner. Ehrliche Leute haben nichts zu verbergen.“

„Ich möchte einen Anwalt sprechen.“ Meine Eltern würden dafür aufkommen. Sämtliche FAQs übers Verhaftetwerden waren in dem Punkt eindeutig: Einfach nur einen Anwalt fordern, egal was sie sagen. Wenn du mit den Bullen sprichst, ohne dass dein Anwalt dabei ist, kommt nichts Gutes bei raus. Diese beiden hier sagten, sie seien keine Bullen. Aber wenn dies keine Verhaftung war, was war es dann?

Im Nachhinein betrachtet wäre es vielleicht doch gut gewesen, mein Telefon für sie zu entsperren.

Kapitel 4

Dieses Kapitel ist Barnes and Noble gewidmet, einer US-Kette von Buchläden. Während Amerikas Mami-und-Papi-Buchhandlungen verschwanden, begann Barnes and Noble überall im Land diese gigantischen Lesetempel hochzuziehen. Mit einem Lager von zehntausenden Titeln (Buchgeschäfte in den Einkaufszentren und Bücherabteilungen in Supermärkten hatten stets nur einen Bruchteil davon vorrätig) und ausgedehnten Öffnungszeiten, die gleichermaßen für Familien, Angestellte und andere potenzielle Lesergruppen attraktiv waren, stützten die B&N-Läden die Karrieren zahlreicher Schriftsteller, indem sie auch Titel vorrätig hatten, die kleinere Shops mit ihrer begrenzten Regalfläche nicht parat haben konnten. B&N machte immer schon starke Promotion innerhalb der Szene, und einige meiner bestbesuchten, bestorganisierten Signierstunden fanden in B&N-Filialen statt, darunter die großartigen Events im (leider nicht mehr existenten) B&N in New Yorks Union Square, wo das Mega-Signieren nach den Nebula Awards stattfand, und im B&N in Chicago, das Gastgeber des Events nach den Nebs einige Jahre später war. Aber am besten ist, dass B&Ns geekige Einkäufer genau Bescheid wissen, wenn's um Science Fiction, Comics und Mangas, Spiele und derlei Dinge geht. Sie sind mit Leidenschaft und Sachkenntnis bei der Sache, wie die exzellente Auswahl in den einzelnen Laden-Regalen beweist.

Barnes and Noble, USA-weit: http://search.barnesandnoble.com/Little-Brother/Cory-Doctorow/e/9780765319852/?itm=6

Sie fesselten mich erneut und stülpten mir wieder einen Sack über, dann ließen sie mich allein. Eine ganze Weile später setzte der Truck sich in Bewegung, bergab, und dann wurde ich wieder auf meine Füße gezerrt. Ich fiel sofort wieder um. Meine Beine waren so eingeschlafen, dass sie sich wie Eisklötze anfühlten, ausgenommen meine Knie, die angeschwollen und wund waren nach all den Stunden im Knien.

Hände griffen nach meinen Schultern und Füßen, und ich wurde hochgehoben wie ein Sack Kartoffeln. Undeutliche Stimmen waren rings umher zu hören. Jemand weinte. Jemand fluchte.

Ich wurde eine kurze Strecke weit getragen, dann wieder runtergelassen und an eine andere Strebe gefesselt. Meine Knie trugen mich nun nicht mehr, und ich kippte nach vorn, um verknotet wie eine Brezel liegenzubleiben, die Handgelenke schmerzend vom Ziehen an den Ketten.

Dann setzten wir uns wieder in Bewegung, und dieses Mal fühlte es sich nicht nach LKW-Fahren an. Der Boden unter mir schwankte sanft und vibrierte vom Stampfen schwerer Diesel, und ich erkannte, dass ich auf einem Schiff war. Mein Magen wurde zum Eisklumpen. Ich wurde von amerikanischem Territorium *irgendwo anders* hin verschifft, und wer zum Teufel konnte wissen, wo das war? Angst hatte ich vorher schon gehabt, aber dieser Gedanke war entsetzlich, er lähmte mich und machte mich sprachlos vor Furcht. Ich begriff, dass ich möglicherweise meine Eltern nie wieder sehen würde, und spürte Übelkeit in meiner Kehle emporsteigen. Die Tüte über meinem Kopf schien noch enger zu werden, und ich konnte kaum mehr atmen, was durch die bizarre Haltung, in der ich lag, noch verstärkt wurde.

Glücklicherweise waren wir nicht allzu lang auf dem Wasser. Gefühlsmäßig wars etwa eine Stunde, doch heute weiß ich, dass es bloß 15 Minuten waren; dann spürte ich, wie wir andockten, spürte Schritte auf dem Deck um mich her und spürte, wie andere Gefangene losgebunden und weggetragen oder -geführt wurden. Als sie mich holen kamen, versuchte ich wieder aufzustehen, doch es gelang nicht, und sie trugen mich wieder, unpersönlich und grob.

Als sie die Kappe wieder entfernten, war ich in einer Zelle.

Die Zelle war alt und verwittert, und sie roch nach Seeluft. Es gab ein Fenster hoch oben, mit verrosteten Gitterstäben davor. Draußen wars immer noch dunkel. Auf dem Boden lag eine Decke, und eine kleine Metalltoilette ohne Sitz war in die Wand eingelassen. Der Wärter, der meine Kapuze abgenommen hatte, grinste mich an und schloss die schwere Eisentür hinter sich.

Vorsichtig massierte ich meine Beine und zog die Luft ein, als wieder Blut durch Beine und Hände zu strömen begann. Irgendwann konnte ich aufstehen, dann ein paar Schritte gehen. Ich hörte andere Leute reden, weinen, rufen. Ich rief ebenfalls: „Jolu! Darryl! Vanessa!" Andere Stimmen im Zellenblock griffen die Rufe auf, riefen ebenfalls Namen, brüllten Obszönitäten. Die Stimmen in der Nähe klangen wie Besoffene, die an der Straßenecke delirierten. Vielleicht klang ich ja auch so.

Wärter brüllten uns zu, wir sollten leise sein, und das machte jeden von uns bloß noch lauter. Bald waren wir alle am Heulen, brüllten uns die Seele aus dem Leib, brüllten, bis die Kehle schmerzte. Warum auch nicht? Was hatten wir noch zu verlieren?

Als sie mich das nächste Mal zum Verhör holten, war ich verdreckt und müde, durstig und hungrig. Frau Strenger Haarschnitt gehörte auch zur neuen Fragerunde, dazu kamen drei große Typen, die mich rumschubsten wie ein Stück Fleisch. Einer war schwarz, die anderen beiden weiß, einer von ihnen könnte aber auch ein Hispanic gewesen sein. Alle trugen sie Waffen. Ich kam mir vor wie in einer Mischung aus Benetton-Werbung und einer Runde Counter-Strike.

Sie hatten mich aus der Zelle geholt und meine Handgelenke und Knöchel zusammengekettet. Während wir gingen, achtete ich auf meine Umgebung. Ich hörte Wasser draußen und dachte, dass wir vielleicht auf Alcatraz waren – immerhin war das ein Gefängnis, wenn es auch schon seit Jahrzehnten als Touristenmagnet diente: Hierher kam man, um zu sehen, wo Al Capone und seine Gangster-Zeitgenossen ihre Zeit abgesessen hatten. Aber nach Alcatraz war ich mal auf einem Schulausflug gekommen. Das war alt und rostig, irgendwie mittelalterlich. Dies hier fühlte sich mehr nach Zweitem Weltkrieg an, nicht nach der Kolonialzeit.

An den Zellentüren gabs Aufkleber mit aufgedruckten Barcodes, auch Nummern, aber sonst keinen Hinweis darauf, wer oder was sich jeweils hinter der Tür befinden mochte.

Der Befragungsraum war modern, mit Neonröhren, ergonomischen Stühlen (aber nicht für mich, ich kriegte einen Garten-Faltstuhl aus Plastik) und einem großen Konferenztisch aus Holz. Ein Spiegel bedeckte eine Wand, wie in den Polizei-Sendungen, und ich schätzte, der eine oder andere würde wohl von der anderen Seite zuschauen. Frau Strenger Haarschnitt und ihre Freunde versorgten sich mit Kaffee aus einer Kanne auf nem Beistelltisch (in dem Moment hätte ich ihr die Kehle mit den Zähnen aufschlitzen können, nur um an ihren Kaffee zu kommen), und dann stellte sie eine Plastiktasse mit Wasser vor mich – ohne meine Hände hinterm Rücken loszubinden, so dass ich nicht drankam. Sehr komisch.

„Hallo, Marcus“, sagte Frau Strenger Haarschnitt. „Wie stehts heute um deine Einstellung?“ Ich sagte kein Wort.

„Weißt du, das hier ist nicht das Schlimmste“, fuhr sie fort. „Besser wirds ab jetzt nie mehr für dich. Selbst wenn du uns jetzt noch sagen solltest, was wir wissen wollen, und selbst wenn uns das davon überzeugt, dass du bloß zur falschen Zeit am falschen Ort warst – jetzt haben wir dich auf dem Radar. Wohin du auch gehst, was immer du tust, wir werden dir dabei zuschauen. Du hast dich benommen, als habest du was zu verbergen. Und so was mögen wir gar nicht.“

So kitschig es klingt: Alles, woran mein Gehirn denken konnte, war dieser Satz „wenn uns das überzeugt, dass du bloß zur falschen Zeit am falschen Ort warst“. Das war das Schlimmste, was mir jemals passiert war. Niemals zuvor hatte ich mich so erbärmlich und ängstlich gefühlt. Diese Wörter, „zur falschen Zeit am falschen Ort“, diese sechs Wörter, sie waren wie ein Rettungsring vor mir, während ich strampelte, um den Kopf über Wasser zu halten.

„Hallo, Marcus?“ Sie schnipste mit den Fingern vor meiner Nase. „Hierher, Marcus.“ Ein kleines Lächeln zeigte sich auf ihrem Gesicht, und ich hasste mich dafür, ihr meine Angst gezeigt zu haben. „Marcus, es kann noch viel schlimmer werden als jetzt. Dies ist längst nicht der übelste Ort, an den wir dich bringen können, ganz gewiss nicht.“ Sie griff unter den Tisch und holte eine Aktentasche hervor, die sie aufklappte. Heraus zog sie mein Handy, den RFID-Killer/Kloner, meinen WLAN-Finder und meine Speichersticks. Eins nach dem anderen legte sie auf den Tisch.

„Hör zu, was wir von dir erwarten. Heute entsperrst du dein Telefon für uns. Damit verdienst du dir Frischluft- und Badeprivilegien. Du wirst duschen dürfen und im Innenhof ein paar Schritte gehen. Morgen bringen wir dich wieder her, und dann werden wir dich bitten, die Daten auf diesen Speichersticks zu dechiffrieren. Wenn du das machst, verdienst du dir ein Essen in der Messe. Noch einen Tag später werden wir dich nach deinen E-Mail-Passworten fragen, und das wird dir Bibliotheksprivilegien einbringen.“

Mir lag das Wort Nein auf der Zunge wie ein Rülpser im Entstehen, aber es kam nicht. Stattdessen kam ein „Warum?“

„Wir müssen sicherstellen, dass du der bist, der du zu sein scheinst. Hier geht es um deine Sicherheit, Marcus. Mag sein, du bist unschuldig. Vielleicht bist du wirklich unschuldig, obwohl mir nicht klar ist, welcher unschuldige Mensch so tut, als ob er so viel zu verbergen hätte. Aber mal angenommen, du bist unschuldig: Du hättest auf dieser Brücke sein können, als sie in die Luft flog. Deine Eltern hätten dort sein können. Deine Freunde. Willst du nicht auch, dass wir die Leute fangen, die deine Heimat angegriffen haben?“

Merkwürdig: Als sie über die „Privilegien“ sprach, die ich mir verdienen könnte, machte mich das so ängstlich, dass ich hätte nachgeben mögen. Ich fühlte mich grade so, als ob ich irgendwas dazu beigetragen hätte, hier zu landen, als ob ich teilweise selbst dran schuld wäre, als ob ich irgendetwas daran ändern könnte.

Aber als sie mit diesem „Sicherheits“-Scheiß anfing, da kam mein Rückgrat zurück. „Hören Sie“, sagte ich, „Sie sprechen darüber, wie meine Heimat angegriffen wird, aber wie ich es sehe, sind Sie die einzigen, die mich in letzter Zeit angegriffen haben. Ich dachte, ich lebe in einem Land mit einer Verfassung. Ich dachte, ich lebe in einem Land, in dem ich *Rechte* habe. Aber sie reden davon, meine Freiheit zu verteidigen, indem Sie die Bill of Rights zerreißen.“

Ein Hauch von Verstimmung erschien auf ihrem Gesicht und verschwand wieder. „Wie melodramatisch, Marcus. Niemand hat dich angegriffen. Die Regierung deines Landes hat dich in Gewahrsam genommen, während wir den schlimmsten Terroranschlag aufzuklären versuchen, der je auf unserem Staatsgebiet verübt wurde. Es liegt in deiner Macht, uns bei diesem Krieg gegen die Feinde unserer Nation zu unterstützen. Du willst die Bill of Rights erhalten? Dann hilf uns, böse Menschen daran zu hindern, deine Stadt in die Luft zu sprengen. So, und jetzt hast du genau dreißig Sekunden Zeit, dieses Telefon zu entsperren, bevor ich dich in deine Zelle zurückbringen lasse. Wir haben heute schließlich noch eine Menge andere Leute zu befragen."

Sie blickte auf ihre Uhr. Ich schüttelte meine Handgelenke, schüttelte die Ketten, die mich daran hinderten, herumzugreifen und das Handy zu entsperren. Ja, ich würde es tun. Sie hatte mir den Weg zurück in die Freiheit gezeigt – zurück zur Welt, zu meinen Eltern –, und ich hatte Hoffnung geschöpft. Nun hatte sie gedroht, mich fortzuschicken, ab von diesem Weg; meine Hoffnung war verflogen und alles, woran ich denken konnte, war, wieder auf diesen Weg zurückzugelangen.

Also schüttelte ich meine Handgelenke, um an mein Handy zu gelangen und es für sie zu entsperren, und sie saß bloß da, schaute mich kalt an und guckte auf die Uhr.

„Das Passwort", sagte ich, als ich endlich begriff, was sie von mir wollte. Sie wollte, dass ich es laut sage, hier, wo sie es aufzeichnen konnte, wo ihre Kumpels es hören konnten. Sie wollte nicht bloß, dass ich das Handy entsperrte. Sie erwartete von mir, dass ich mich ihr unterwerfe. Dass ich mich ihrer Verantwortung unterstellte. Dass ich alle Geheimnisse preisgab, meine gesamte Privatsphäre. „Das Passwort", sagte ich noch mal, und dann nannte ich ihr das Passwort. Gott steh mir bei, ich hatte mich ihrem Willen unterworfen.

Sie lächelte ein sprödes Lächeln – für diese Eiskönigin war das wohl schon wie ne Engtanzfete –, und die Wachen führten mich weg. Als die Tür zuging, sah ich noch, wie sie sich über mein Handy beugte und das Kennwort eingab.

Ich wünschte, ich könnte behaupten, auf diese Möglichkeit gefasst gewesen zu sein und ihr ein Pseudo-Kennwort geliefert zu haben, mit dem sie eine völlig unverfängliche Partition meines Handys freigeschaltet hätte; aber so paranoid oder clever war ich damals längst nicht.

An diesem Punkt könntet ihr euch fragen, was für finstere Geheimnisse ich wohl auf meinem Handy, auf den Speichersticks und in meinen E-Mails zu verbergen hatte – immerhin bin ich bloß ein Jugendlicher.

Die Wahrheit lautet: Ich hatte alles zu verbergen und nichts zugleich. Handy und Speichersticks zusammen würden bloß einiges darüber verraten, mit wem ich befreundet war, was ich von diesen Freunden dachte und welche albernen Dinge wir erlebt hatten. Man konnte die Mitschnitte unserer elektronischen Diskussionen nachverfolgen und die elektronischen Ergebnisse, zu denen diese Diskussionen uns geführt hatten.

Wisst ihr, ich lösch einfach nichts. Wozu auch? Speicherplatz ist billig, und man weiß nie, wann man auf die Sachen noch mal zurückkommen mag. Vor allem auf die dummen Sachen. Kennt ihr das Gefühl, wenn man in der U-Bahn sitzt und niemanden zum Quatschen hat, und plötzlich erinnert man sich an irgendeinen heftigen Streit, an irgendwas Fieses, was man mal gesagt hat? Und normalerweise ist das doch nie so übel, wie es einem in der Erinnerung vorkommt. Wenn man dann noch mal die alten Sachen durchgucken kann, hilft das zu merken, dass man doch nicht so ein mieser Typ ist, wie man dachte. Darryl und ich haben auf diese Weise so viele Streitereien hinter uns gebracht, dass ichs gar nicht mehr zählen kann.

Und auch das triffts noch nicht. Ich weiß einfach: Mein Handy ist privat; meine Speichersticks sind privat. Und zwar dank Kryptografie – Texte unleserlich zerhacken. Hinter Krypto steckt solide Mathematik, und jeder hat Zugriff auf dieselbe Krypto, die auch Banken oder die Nationale Sicherheitsbehörde nutzen. Jeder nutzt ein und dieselbe Sorte Krypto: öffentlich, frei und von jedermann benutzbar. Deshalb kann man sicher sein, dass es funktioniert.

Es hat echt was Befreiendes zu wissen, dass es eine Ecke in deinem Leben gibt, die *deine* ist, die sonst keiner sieht außer dir. Das ist so ähnlich wie nackt sein oder kacken. Jeder ist hin und wieder nackt, und jeder muss mal aufs Klo. Nichts daran ist beschämend, abseitig oder bizarr. Aber was wäre, wenn ich verfügen würde, dass ab sofort jeder, der mal eben ein paar Feststoffe entsorgen muss, dazu in ein Glashäuschen mitten auf dem Times Square gehen muss, und zwar splitterfasernackt?

Selbst wenn an deinem Körper nichts verkehrt oder komisch ist – und wer von uns kann das schon behaupten? –, musst du schon ziemlich schräg drauf sein, um die Idee gut zu finden. Die meisten von uns würden schreiend weglaufen; wir würden anhalten, bis wir platzen.

☒

Es geht nicht darum, etwas Verwerfliches zu tun. Es geht darum, etwas *Privates* zu tun. Es geht um dein Leben und dass es dir gehört.

Und das nahmen sie mir jetzt weg, Stück für Stück. Auf dem Weg zurück in die Zelle kam dieses Gefühl wieder auf, es irgendwie verdient zu haben. Mein ganzes Leben lang hatte ich alle möglichen Regeln übertreten und war damit meist durchgekommen. Vielleicht wars ja nur gerecht so? Vielleicht kam jetzt meine Vergangenheit zu mir zurück. Immerhin war ich dort gewesen, wo ich war, weil ich die Schule geschwänzt hatte.

Ich durfte mich duschen. Ich durfte auf den Hof gehen. Man sah ein Fleckchen Himmel oben, und es roch nach Bay Area, aber darüber hinaus hatte ich keinen Schimmer, wo man mich festhielt. Keine anderen Gefangenen waren zu sehen, solange ich mich bewegen durfte, und immer nur im Kreis rumlaufen wurde mir schnell langweilig. Ich bemühte mich, irgendwelche Geräusche aufzuschnappen, die mir Aufschlüsse über diesen Ort geben könnten, aber alles, was ich hörte, war gelegentlicher Fahrzeuglärm, entfernte Unterhaltungen oder mal ein Flugzeug, das in der Nähe landete.

Sie brachten mich in die Zelle zurück und gaben mir was zu essen: eine halbe Peperoni von Goat Hill Pizza. Die kannte ich gut, sie saßen oben auf Potrero Hill. Der Karton mit der vertrauten Gestaltung und der 415er Telefonnummer erinnerte mich daran, dass ich gestern noch ein freier Mensch in einem freien Land gewesen war und heute ein Gefangener. Ich machte mir ständig Sorgen um Darryl und war unruhig wegen meiner anderen Freunde. Vielleicht waren die ja kooperativer gewesen und freigelassen worden. Vielleicht hatten sies schon meinen Eltern erzählt, und die telefonierten jetzt in der Weltgeschichte rum.

Vielleicht auch nicht.

Die Zelle war unglaublich leer, so leer wie meine Seele. Ich stellte mir vor, dass die Wand gegenüber meiner Koje ein Monitor war, dass ich jetzt hacken konnte, dass ich die Zellentür öffnen konnte. Ich träumte von meiner Werkbank und den Projekten, die da auf mich warteten – die alten Dosen, die ich in eine Ghetto-Surroundsound-Anlage verwandeln würde, die Lenkdrachen-Kamera zur Luftbildfotografie, die ich grade baute, meinen Eigenbau-Laptop.

Ich wollte hier raus. Ich wollte heim zu meinen Freunden, in die Schule, zu meinen Eltern; ich wollte mein Leben zurückhaben. Ich wollte gehen können, wohin ich wollte, nicht dazu verdonnert sein, immer nur im Kreis zu laufen.

Als nächstes holten sie sich die Passworte für meine USB-Sticks. Da waren ein paar interessante Nachrichten drauf, die ich aus diversen Diskussionsforen runtergeladen hatte, einige Chat-Mitschriften, so Sachen, wo mir Leute mit ihrer Erfahrung ein bisschen bei den Sachen geholfen hatten, die ich halt so tat. Nichts dabei, was man nicht auch mit Google finden könnte, aber ich nahm nicht an, dass man mir das als mildernde Umstände anrechnen würde.

An diesem Nachmittag bekam ich wieder Bewegung, und dieses Mal waren auch andere im Hof, als ich rauskam; vier Typen und zwei Frauen verschiedensten Alters und ethnischer Zugehörigkeit. Schätze mal, eine Menge Leute taten Dinge, um sich „Privilegien" zu verdienen.

Sie gaben mir ne halbe Stunde, und ich versuchte, mit dem am normalsten aussehenden Häftling ins Gespräch zu kommen: einem Schwarzen etwa meines Alters mit kurzem Afroschnitt. Aber als ich mich vorstellte und die Hand ausstreckte, drehte er bloß die Augen in Richtung der Kameras, die in den Hofecken angebracht waren, und lief weiter, ohne auch nur eine Miene zu verziehen.

Aber dann, kurz bevor sie meinen Namen ausrufen würden, um mich ins Gebäude zurückzubringen, öffnete sich die Tür, und heraus kam – Vanessa! Nie zuvor war ich so froh gewesen, ein vertrautes Gesicht zu sehen. Sie sah übermüdet, aber nicht verletzt aus, und als sie mich sah, rief sie meinen Namen und rannte auf mich zu. Wir fielen einander um den Hals, und ich merkte, wie ich zitterte. Und sie zitterte ebenfalls.

„Bist du okay?", fragte sie und betrachtete mich auf Armlänge Abstand.

„Ich bin okay", entgegnete ich. „Sie sagten, sie würden mich rauslassen, wenn ich ihnen meine Passwörter gebe."

„Sie fragen mich dauernd über dich und Darryl aus." Über Lautsprecher plärrte uns eine Stimme an, mit Reden aufzuhören und weiterzulaufen, aber wir ignorierten sie.

„Antworte ihnen", sagte ich eilig. „Was auch immer sie fragen, gib ihnen Antwort. Vielleicht bringts dich raus."

„Wie gehts Darryl und Jolu?"

„Hab sie nicht mehr gesehen."

Die Tür schwang auf, und vier riesige Wärter stürmten raus. Zwei schnappten mich und zwei Vanessa. Sie zwangen mich zu Boden und drehten meinen Kopf von Vanessa weg, doch ich konnte hören, wie man mit ihr das gleiche machte. Plastikhandschnellen schnappten um meine Handgelenke zu, dann wurde ich auf die Füße gezerrt und in meine Zelle zurückgebracht.

An diesem Abend gab es kein Essen. Am nächsten Morgen gab es kein Frühstück. Niemand kam und brachte mich zum Befragungsraum, um weitere Geheimnisse aus mir rauszupressen. Die Plastikhandschellen bleiben dran, meine Schultern brannten, schmerzten, wurden taub, brannten wieder. In den Händen hatte ich überhaupt kein Gefühl mehr.

Ich musste mal pinkeln. Aber ich konnte die Hose nicht aufmachen. Ich musste richtig, richtig dringend pissen.

Ich machte mir in die Hose.

Danach kamen sie, um mich zu holen; als die warme Pisse kalt und klamm geworden war und meine sowieso schon dreckige Jeans an meinen Beinen klebte. Sie holten mich und brachten mich den langen Gang mit den vielen Türen runter, jede Tür ihr eigener Barcode, jeder Barcode ein Gefangener wie ich. Sie brachten mich den Gang runter und ins Befragungszimmer, und es war, als käme ich auf einen anderen Planeten, einen Ort, wo Dinge normal liefen, wo nicht alles nach Urin roch. Ich fühlte mich so dreckig und beschämt, und all die Gefühle, dass ich vielleicht doch verdient hätte, was mit mir geschah, kamen wieder hoch.

Frau Strenger Haarschnitt saß bereits. Sie sah perfekt aus: frisiert und nur ein Hauch Make-up. Ich roch das Zeug, das sie in den Haaren hatte, und sie rümpfte die Nase über mich. Ich fühlte Scham in mir aufsteigen.

„Na, du warst ein sehr ungezogener Junge, nicht wahr? Uhh, was bist du nur für ein schmuddeliger Kerl."

Ich blickte beschämt zum Tisch. Hochzuschauen ertrug ich nicht. Ich wollte ihr mein E-Mail-Passwort verraten und dann nix wie raus hier.

„Worüber hast du dich mit deiner Freundin im Hof unterhalten?"

Ich lachte kurz in Richtung Tisch. „Ich hab ihr gesagt, sie soll die Fragen beantworten. Dass sie kooperieren soll."

„Ach, du gibst hier also die Befehle?"

Das Blut pulsierte in meinen Ohren. „Ach Quatsch", sagte ich, „wir spielen da dieses Spiel, Harajuku Fun Madness. Ich bin der Teamchef. Wir sind keine Terroristen, wir sind bloß Schüler. Ich geb ihr keine Befehle, ich hab ihr bloß gesagt, dass wir ehrlich zu Ihnen sein müssen, damit wir jeden Verdacht ausräumen können und wieder hier wegkommen."

Für einen Moment sagte sie nichts.

„Wie gehts Darryl?", fragte ich.

„Wem?"

„Darryl. Sie haben uns zusammen aufgelesen. Mein Freund. Irgendjemand hat ihm in der Station Powell Street einen Messerstich verpasst. Deshalb waren wir ja bloß oben. Um Hilfe für ihn zu holen."

„Na, dann bin ich sicher, ihm gehts gut", sagte sie.

Mein Magen verkrampfte sich, fast musste ich würgen. „Sie *wissen* es nicht? Sie haben ihn nicht hier?"

„Wen wir hier haben und wen nicht, das besprechen wir ganz sicher nicht mit dir, niemals. Das geht dich überhaupt nichts an. Marcus, du hast gesehen, was passiert, wenn du nicht mit uns kooperierst. Und du hast gesehen, was passiert, wenn du unsere Anweisungen missachtest. Du warst ein bisschen kooperativ, und damit hast dus bis fast dahin gebracht, dass wir dich wieder freilassen. Wenn du möchtest, dass diese Möglichkeit Realität wird, dann bleib einfach dabei, meine Fragen zu beantworten."

Ich sagte nichts.

„Du lernst. Das ist gut. Jetzt bitte deine E-Mail-Passwörter."

Ich war drauf vorbereitet. Ich gab ihnen alles: Server-Adresse, Login, Passwort. Das war eh egal. Auf meinem Server speicherte ich keine E-Mails. Ich lud sie alle runter und speicherte sie auf dem Laptop daheim, und der saugte und löschte die Mails auf meinem Server im 60-Sekunden-Takt. Aus meinen Mails würden sie nichts erfahren -- auf dem Server war nichts mehr, alles nur auf dem Laptop daheim.

Dann zurück in die Zelle; aber sie machten meine Hände frei, ließen mich duschen und gaben mir eine orangefarbene Gefängnishose anzuziehen. Die war mir zu groß und hing mir über die Hüften wie bei einem mexikanischen

Gang-Kid in der Mission. Hättet ihr gewusst, dass dieser Sackhosen-überm-Arsch-Look genau daher kommt – aus dem Knast? Und wenn mans nicht als modisches Statement meint, ist es definitiv weniger cool.

Meine Jeans nahmen sie mit, und ich verbrachte einen weiteren Tag in der Zelle. Die Wände bestanden aus Zement, der über ein Stahlgitter gespachtelt war. Das konnte man daran sehen, dass das Gitter rot-orange durch die grüne Wandfarbe schimmerte, weil der Stahl in der Salzluft rostete. Irgendwo hinter diesem Fenster waren meine Eltern.

Am nächsten Tag holten sie mich wieder.

„Wir haben deine Mails jetzt einen Tag lang gelesen. Und wir haben das Passwort geändert, damit dein Computer daheim sie nicht mehr holen kann."

Na klar hatten sie. Hätte ich auch so gemacht, wenn ichs mir recht überlegte.

„Wir haben jetzt genug gegen dich in der Hand, um dich für lange Zeit wegzusperren, Marcus. Dass du diese Gegenstände besitzt" – sie wies auf all meine kleinen Spielzeuge –, „die Daten, die wir auf deinem Telefon und den Speichersticks sichergestellt haben, und dann all das subversive Material, das wir zweifellos finden würden, wenn wir deine Wohnung durchsuchen und den Computer mitnehmen würden – das alles reicht, um dich wegzusperren, bis du ein alter Mann bist. Hast du das begriffen?"

Ich glaubte ihr kein Wort. Kein Richter dieser Welt würde in all dem Zeug irgendein Verbrechen sehen. Freie Meinungsäußerung, technische Spielereien – aber kein Verbrechen.

Aber wer sagte denn, dass diese Typen mich vor einen Richter bringen würden? „Wir wissen, wo du wohnst, und wir wissen, wer deine Freunde sind. Wir wissen, wie du handelst und wie du denkst." Langsam wurde mir was klar: Sie würden mich rauslassen. Der Raum schien heller zu werden. Ich hörte mich atmen, kurze, flache Atemzüge.

„Da ist nur eine Sache, die wir noch wissen wollen: Wie sind die Bomben auf der Brücke dahin gekommen, wo sie gezündet wurden?"

Ich hörte auf zu atmen. Der Raum wurde wieder dunkel.

„Was?"

„Es waren zehn Sprengsätze auf der Brücke, über die ganze Länge verteilt. In Kofferräumen waren sie nicht. Sie waren dort platziert worden. Aber von wem, und wie sind sie dorthin gekommen?"

„Was?", wiederholte ich.

„Marcus, dies ist deine letzte Chance", sagte sie und sah traurig aus dabei. „Bis hierher hast du so gut mitgemacht. Erzähl uns das noch, und du darfst nach Hause gehen. Du kannst dir einen Anwalt besorgen und dich vor einem ordentlichen Gericht verteidigen. Ganz sicher wird es mildernde Umstände geben, die deine Handlungen erklären können. Erzähl uns nur dies noch, und du kannst gehen."

„Ich weiß nicht, wovon Sie reden!" Ich weinte und machte mir nichts draus. Ich flennte Rotz und Wasser. „Ich habe nicht die leiseste Idee, wovon Sie reden!"

Sie schüttelte den Kopf. „Marcus, bitte, lass dir doch helfen. Inzwischen solltest du wissen, dass wir immer bekommen, was wir wollen."

Irgendwo hinten in meinem Kopf hörte ich merkwürdige Geräusche. Die waren wahnsinnig. Ich nahm mich zusammen und versuchte die Tränen zu unterdrücken. „Hören Sie, das ist doch Irrsinn. Sie waren an meinen Sachen, Sie haben alles gesehen. Ich bin ein siebzehnjähriger Schüler und kein Terrorist. Sie können doch nicht ernsthaft annehmen –"

„Marcus, hast du immer noch nicht begriffen, dass wir ernsthaft sind?" Sie schüttelte wieder den Kopf. „Du hast ziemlich gute Noten. Ich glaubte, du würdest klüger sein." Sie machte eine schnippende Geste, und die Wachen packten mich unter den Armen.

Zurück in der Zelle fielen mir hundert kleine Reden ein. Die Franzosen nennen das „esprit d'escalier" – den Geist der Treppe, die schlagfertigen Erwiderungen, die dir einfallen, sobald du den Raum verlässt und die Treppe runterschleichst. In Gedanken stand ich da vor ihr und deklamierte meine Texte, sagte ihr, ich sei ein Bürger, der seine Freiheit liebt, weshalb wohl eher ich der Patriot und sie der Verräter sei. In Gedanken beschämte ich sie dafür, mein Land in ein bewaffnetes Lager verwandelt zu haben. In Gedanken war ich beredt und brillant und ließ sie in Tränen aufgelöst zurück.

Aber wisst ihr was? Kein einziges dieser edlen Worte kam mir wieder in den Sinn, als sie mich am nächsten Tag wieder holten. Alles, woran ich denken konnte, war Freiheit. Meine Eltern.

„Hallo, Marcus“, sagte sie. „Wie fühlst du dich?“

Ich schaute zum Tisch. Sie hatte einen ordentlichen Dokumentenstapel vor sich aufgehäuft, und neben ihr stand der unvermeidliche Starbucks-Pappbecher. Irgendwie fand ich das beruhigend, eine Erinnerung daran, dass es irgendwo hinter diesen Mauern noch eine echte Welt gab.

„Für den Moment haben wir die Ermittlungen über dich abgeschlossen.“ Sie ließ den Satz so im Raum stehen. Vielleicht bedeutete es, sie würde mich jetzt rauslassen. Vielleicht bedeutete es, sie würde mich irgendwo in ein Loch werfen und meine Existenz vergessen.

„Und?“, fragte ich schließlich.

„Und ich möchte dir nochmals ins Gedächtnis rufen, dass wir diese Angelegenheit sehr ernst nehmen. Unser Land hat den schlimmsten Terroranschlag aller Zeiten auf seinem Territorium erlebt. Wie viele 11. September willst du uns noch erleiden lassen, bevor du kooperierst? Die Einzelheiten unserer Untersuchungen sind geheim. Wir lassen uns von nichts und niemanden in unserem Bemühen aufhalten, die Urheber dieser abscheulichen Verbrechen zur Rechenschaft zu ziehen. Verstehst du das?“

„Ja“, murmelte ich.

„Wir schicken dich heute nach Hause, aber du bist jetzt ein Gezeichneter. Du bist keineswegs frei von jedem Verdacht – wir lassen dich lediglich frei, weil wir für den Moment keine weiteren Fragen an dich haben. Aber von nun an gehörst du uns. Wir werden dich beobachten. Wir werden nur darauf warten, dass du einen falschen Schritt machst. Begreifst du, dass wir dich rund um die Uhr genauestens überwachen können?“

„Ja“, murmelte ich.

„Gut. Du wirst niemals und mit niemandem darüber reden, was hier passiert ist. Dies ist eine Angelegenheit nationaler Sicherheit. Weißt du, dass auf Verrat in Kriegszeiten immer noch die Todesstrafe steht?“

„Ja“, murmelte ich.

„Guter Junge“, säuselte sie. „Wir haben hier einige Dokumente für dich zur Unterschrift.“ Sie schob den Papierstapel über den Tisch zu mir hin. Kleine Post-its, bedruckt mit „hier unterschreiben“, waren drauf verteilt. Ein Wärter löste meine Handschellen.

Ich blätterte durch die Papiere; meine Augen tränten und mein Kopf brummte. Ich verstand das nicht. Ich versuchte die Paragraphen zu entziffern. Wies aussah, unterschrieb ich eine Erklärung, derzufolge ich mich freiwillig hier hatte festhalten und befragen lassen, ganz aus eigenem freiem Willen.

„Was passiert denn, wenn ich das nicht unterschreibe?“, fragte ich.

Sie zog den Stapel an sich und machte wieder diese schnippende Geste. Die Wachen rissen mich auf meine Füße.

„Warten Sie!“, schrie ich. „Bitte! Ich unterschreibe!“ Sie zerrten mich zur Tür. Alles, was ich sehen konnte, war diese Tür; alles, woran ich denken konnte, wie sie hinter mir zuging.

Ich hatte verloren. Ich weinte. Ich bettelte, die Papiere unterschreiben zu dürfen. Der Freiheit so nah zu sein und sie dann wieder entzogen zu bekommen, das machte mich willens, wirklich alles zu tun. Ich weiß nicht, wie oft ich jemanden hab sagen hören, „eher sterb ich, als dies-und-jenes zu machen“ – ich habs ja selbst oft genug gesagt. Aber in diesem Moment begriff ich erstmals, was das wirklich bedeutete. Ich wäre eher gestorben, als in meine Zelle zurückzugehen.

Ich bettelte, als sie mich auf den Flur rauszogen. Ich sagte ihnen, ich würde alles unterschreiben.

Sie rief den Wachen etwas zu, und sie blieben stehen. Sie brachten mich zurück. Sie setzten mich an den Tisch. Einer von ihnen gab mir den Stift in die Hand.

Und natürlich unterschrieb ich, und ich unterschrieb, und ich unterschrieb.

⊠

Meine Jeans und mein T-Shirt waren in meiner Zelle, gereinigt und zusammengelegt. Sie rochen nach Waschmittel. Ich zog sie an, wusch mir das Gesicht, setzte mich dann auf meine Pritsche und starrte die Wand an. Sie hatten mir alles genommen. Erst meine Privatsphäre, dann meine Würde. Ich war bereit gewesen, wirklich alles zu unterschreiben. Ich hätte sogar unterschrieben, dass ich Abraham Lincoln ermordet hatte.

Ich versuchte zu weinen, aber meine Augen fühlten sich trocken an, keine Tränen mehr da.

Sie holten mich wieder. Ein Wärter kam mit einer Kapuze zu mir, so einer wie der, die ich aufbekommen hatte, als sie uns aufgriffen; wann auch immer das war – vor Tagen, vor Wochen.

Man stülpte die Kapuze über meinen Kopf und zog sie im Nacken eng an. Völlige Dunkelheit umgab mich, und die Luft war stickig und schal. Ich wurde auf meine Füße gestellt und Korridore entlang geführt, Treppen hoch, auf Schotter. Eine Gangway hoch. Aufs Stahldeck eines Schiffs. Meine Hände wurden hinter meinem Rücken an ein Geländer gekettet. Ich kniete mich aufs Deck und horchte auf das Dröhnen der Diesel-Maschinen.

Das Schiff setzte sich in Fahrt. Ein Hauch von Salzluft fand seinen Weg unter der Kapuze hindurch. Es regnete, und meine Klamotten wurden schwer vom Wasser. Ich war draußen, auch wenn mein Kopf noch unter einer Kappe steckte. Ich war draußen, in der Welt, Momente entfernt von meiner Freiheit.

Sie kamen, mich zu holen, führten mich vom Boot runter und über unebenen Grund. Drei Metallstufen hoch. Meine Handfesseln wurden gelöst und die Kapuze entfernt.

Ich war wieder im Truck. Frau Strenger Haarschnitt war auch wieder hier, am selben kleinen Schreibtisch wie zuvor. Sie hatte einen Reißverschlussbeutel bei sich, und darin waren mein Handy und die anderen kleinen Werkzeuge, meine Brieftasche und das Kleingeld aus meinen Taschen. Wortlos reichte sie mir alles.

Ich füllte meine Taschen. Es fühlte sich komisch an, alles wieder am vertrauten Ort zu haben, wieder in meinen vertrauten Klamotten zu stecken. Hinter der Hecktür des Trucks konnte ich die vertrauten Geräusche meiner vertrauten Stadt vernehmen.

Eine Wache reichte mir meinen Rucksack. Die Frau streckte mir ihre Hand entgegen. Ich schaute sie nur an. Sie nahm die Hand wieder runter und lächelte ein schiefes Lächeln. Dann machte sie eine Geste wie das Verschließen ihrer Lippen, zeigte auf mich – und öffnete die Tür.

Draußen wars heller Tag, aber grau und regnerisch. Ich blickte eine Gasse runter auf Autos, LKWs und Räder, die die Straße entlangsausten. Wie angenagelt stand ich auf der obersten Stufe des Trucks und starrte der Freiheit entgegen.

Meine Knie zitterten. Ich wusste jetzt, dass sie wieder mit mir spielten. Im nächsten Moment würden die Wachen mich wieder schnappen und nach drinnen zerren, die Kapuze würde wieder über meinen Kopf gestülpt, und dann würde ich wieder auf dem Boot sein und ins Gefängnis zurückgeschickt werden, zu den endlosen, nicht zu beantwortenden Fragen. Kaum konnte ich mich beherrschen, meine Faust in den Mund zu stecken.

Dann zwang ich mich, eine Stufe runterzusteigen. Noch eine. Die letzte. Meine Turnschuhe knirschten auf dem Zeug auf dem Fußboden, Glasscherben, einer Nadel, Kies. Ich ging einen Schritt. Noch einen. Ich erreichte den Anfang der Gasse und trat auf den Bürgersteig.

Niemand schnappte mich.

Ich war frei.

Dann pressten sich kräftige Arme um mich. Fast begann ich zu weinen.

Kapitel 5

Dieses Kapitel ist Secret Headquarters in Los Angeles gewidmet, meinem endgültigen Lieblingscomicladen der ganzen Welt. Er ist klein und wählerisch bei seinem Angebot, und jedes Mal, wenn ich dort reingehe, komme ich mit drei, vier Sammlungen unterm Arm wieder raus, von denen ich vorher noch nie gehört hatte. Man könnte meinen, die Eigentümer, Dave und David, haben ein untrügliches Gespür dafür, was ich grade brauche, und drapieren immer genau das extra für mich, bevor ich in den Laden komme. Ungefähr drei Viertel all meiner Lieblingscomics habe ich kennen gelernt, indem ich bei SHQ reinging, irgendwas Interessantes schnappte, mich in einen der bequemen Stühle fallen ließ und merkte, wie ich in eine fremde Welt davongetragen wurde. Als meine zweite Kurzgeschichtensammlung, OVERCLOCKED, erschien, gaben sie in Zusammenarbeit mit einem ortsansässigen Illustrator, Martin Cenreda, einen Gratis-Mini-Comic heraus, der auf „Printcrime“, der ersten Geschichte des Buchs, basierte. Ich habe L.A. vor rund einem Jahr verlassen, und auf der Liste der Dinge, die ich vermisse, steht Secret Headquarters ganz oben.

Secret Headquarters: http://www.thesecretheadquarters.com/ 3817 W. Sunset Boulevard, Los Angeles, CA 90026 +1 323 666 2228

Aber es war Van, und sie weinte wirklich, als sie mich so kräftig umarmte, dass ich keine Luft bekam. Egal. Ich drückte sie wieder, mein Gesicht in ihrem Haar.

„Du bist okay!“, sagte sie.

„Ich bin okay“, brachte ich hervor.

Schließlich ließ sie von mir ab, und ein zweites Paar Arme schlang sich um mich. Jolu! Sie waren beide hier. Er flüsterte mir „du bist in Sicherheit, Kumpel“ ins Ohr und umarmte mich noch heftiger als zuvor Van.

Als er mich losließ, schaute ich mich um. „Wo ist Darryl?“, fragte ich.

Sie sahen einander an. „Vielleicht noch im Truck“, sagte Jolu.

Wir drehten uns um und betrachteten den Laster am Ende der Gasse. Es war ein unscheinbarer weißer Neunachser. Die kleine Falt-Treppe hatte schon jemand eingezogen. Die Rücklichter leuchteten rot, und der Truck rollte unter ständigem „piep, piep, piep“ im Rückwärtsgang auf uns zu.

„Warten Sie!“, schrie ich, als er in unsere Richtung beschleunigte. „Warten Sie! Was ist mit Darryl?“ Der Truck kam näher. Ich schrie weiter, „was ist mit Darryl?“

Jolu und Vanessa nahmen mich bei den Armen und zerrten mich weg. Ich wehrte mich dagegen und schrie. Der Laster erreichte den Anfang der Gasse, schwenkte auf die Straße und fuhr bergab davon. Ich wollte hinterherrennen, aber Van und Jolu ließen mich nicht los.

Ich setzte mich auf den Bürgersteig, zog die Knie an und weinte. Ich weinte, weinte, weinte, lautes Schluchzen, wie ich es zuletzt als kleines Kind getan hatte. Es hörte nicht auf, und ich hörte nicht auf zu zittern.

Vanessa und Jolu halfen mir hoch und zogen mich ein Stückchen die Straße hoch. Da gabs ne Stadtbushaltestelle mit einer Bank, auf die setzten sie mich drauf. Sie weinten beide auch; so hielten wir uns ne Weile gegenseitig fest, und ich wusste, wir weinten um Darryl, den wir alle wohl nie wiedersehen würden.

⊠

Wir waren nördlich von Chinatown, in der Ecke, wo es in North Beach übergeht; ein Viertel mit einigen Neon-Stripclubs und dem legendären Subkultur-Buchladen City Lights, wo damals in den 1950ern die Beat-Dichterbewegung begründet worden war.

Diesen Teil der Stadt kannte ich gut. Hier gab es den Lieblings-Italiener meiner Eltern, und sie nahmen mich gern dorthin mit auf Monsterportionen Linguine, üppige Berge italienischer Eiscreme mit kandierten Feigen und hinterher tödliche kleine Espressos.

Jetzt war es ein anderer Ort. Ein Ort, an dem ich zum ersten Mal nach einer gefühlten Ewigkeit die Freiheit schmeckte.

Wir kramten unsere Taschen durch und fanden genug Geld, um uns einen Tisch bei einem der italienischen Restaurants erlauben zu können, auf dem Bürgersteig, unter einer Markise. Die hübsche Bedienung entzündete einen Gas-Heizpilz mit einem Grillfeuerzeug, nahm unsere Bestellungen auf und ging nach drinnen. Das Gefühl, Aufträge erteilen zu können, mein Schicksal unter meiner Kontrolle zu wissen, war das faszinierendste Gefühl, das ich kannte.

„Wie lang waren wir da drin?“, fragte ich.

„Sechs Tage“, entgegnete Vanessa.

„Ich komm auf fünf“, sagte Jolu.

„Ich hab nicht gezählt.“

„Was haben sie mit dir gemacht?“, wollte Vanessa wissen.

Ich mochte eigentlich nicht drüber sprechen, aber sie schauten mich beide erwartungsvoll an. Und als ich dann erst mal angefangen hatte, konnte ich nicht mehr aufhören. Ich erzählte ihnen alles, auch den Part, als ich gezwungen war, in die Hose zu pinkeln, und sie schwiegen die ganze Zeit. Als die Bedienung unsere Limos brachte, machte ich einen Moment Pause, bis sie wieder außer Hörweite war, dann erzählte ich zu Ende. Beim Erzählen verschwand alles irgendwie in der Ferne. Am Ende hätte ich nicht mehr sagen können, ob ich die Fakten noch überhöhte oder ob ich alles weniger schlimm darstellte, als es tatsächlich war. Meine Erinnerungen schwammen herum wie kleine Fische, die ich zu fangen versuchte, und manchmal entwischten sie meinem Griff.

Jolu schüttelte den Kopf. „Mann, die waren hart zu dir“, sagte er. Dann erzählte er uns von seiner Zeit dort. Sie hatten ihn befragt, meist über mich, und er hatte ihnen immer nur die Wahrheit erzählt, die reinen Tatsachen über diesen Tag und über unsere Freundschaft. Sie hatten es ihn wieder und wieder von vorn erzählen lassen, aber immerhin hatten sie mit ihm keine Psychospielchen gespielt wie mit mir. Er hatte in einem Kasino zu essen bekommen und sogar in einem Fernsehraum die Blockbuster des letzten Jahres auf Video sehen dürfen.

Vanessas Story war nur ein wenig anders: Nachdem sie in Ungnade gefallen war, als sie mit mir gesprochen hatte, hatten sie ihr die Klamotten weggenommen und ihr einen orangefarbenen Gefängnis-Overall gegeben. Dann ließ man sie zwei Tage ohne Kontakt in der Zelle allein, allerdings bekam sie regelmäßig Essen. Aber hauptsächlich wars so wie bei Jolu: dieselben Fragen, noch und noch wiederholt.

„Die haben dich echt gehasst“, sagte Jolu. „Die hatten dich auf dem Kieker. Aber warum?“

Ich konnte es mir nicht sofort erklären. Aber dann erinnerte ich mich.

„Du kannst kooperieren, oder es wird dir sehr, sehr Leid tun.“

„Weil ich ihnen mein Telefon nicht entsperren wollte in der ersten Nacht. Deshalb haben sie mich rausgepickt.“ Wirklich glauben konnte ichs nicht, aber es war die einzige Erklärung. Reiner Rachedurst. Meine Gedanken verhaspelten sich geradezu in dieser Idee. Die hatten das alles bloß gemacht, um mir ne Lehre zu erteilen, weil ich ihre Autorität nicht anerkannte.

Bisher hatte ich Angst gehabt. Jetzt war ich sauer. „Diese Arschgeigen“, sagte ich ruhig. „Die wollten mir bloß einen reinwürgen, weil ich meinen Mund gehalten habe.“

Jolu fluchte, und Vanessa brauste auf Koreanisch auf, was sie nur tat, wenn sie sehr, sehr wütend war.

„Ich krieg die“, flüsterte ich in meine Brause, „ich krieg die.“

Jolu schüttelte den Kopf. „Vergiss es. Gegen so was kommst du nicht an.“

☒

Aber in dem Moment wollte keiner von uns groß über Rache reden. Stattdessen sprachen wir drüber, was wir als nächstes tun wollten. Wir mussten heim. Unsere Handy-Akkus waren leer, und in dieser Gegend gabs schon seit Jahren keine Münztelefone mehr. Wir mussten einfach nach Hause kommen. Ich dachte sogar an ein Taxi, aber wir hatten nicht mehr genug Geld, um uns das zu erlauben.

Also gingen wir zu Fuß. An der Ecke warfen wir ein paar Münzen in den Automaten des San Francisco Chronicle und hielten an, um die ersten paar Seiten zu lesen. Die Bombenexplosionen waren zwar fünf Tage her, aber die Titelseite war immer noch voll davon.

Frau Strenger Haarschnitt hatte davon gesprochen, dass sie „die Brücke“ hochgejagt hatten, und ich war davon ausgegangen, dass sie die Golden Gate Bridge meinte; aber damit lag ich daneben. Die Terroristen hatten die Bay Bridge gesprengt.

„Warum zum Teufel würde jemand die Bay Bridge hochjagen?“, fragte ich. „Golden Gate ist doch die auf allen Postkarten.“ Selbst wenn du noch nie in San Francisco warst, weißt du höchstwahrscheinlich, wie Golden Gate aussieht: Das ist diese große orangefarbene Hängebrücke, die in einem dramatischen Schwung von der alten Militärbasis „The Presidio“ hinüber nach Sausalito führt, wo sich all die niedlichen Weinland-Städtchen finden mit ihren Räucherkerzen-Läden und Kunstgalerien. Sie ist einfach höllisch malerisch und das Symbol schlechthin für den Bundesstaat Kalifornien. Im Disneyland-Abenteuerpark Kalifornien gibts gleich am Eingang einen Nachbau von Golden Gate, über den eine Einschienenbahn führt.

Deshalb war ich ganz selbstverständlich davon ausgegangen, dass man sich, wenn man eine Brücke in San Francisco sprengen würde, die Golden Gate aussuchen würde.

„Wahrscheinlich sind sie von all den Kameras und dem Überwachungszeug abgeschreckt worden", sagte Jolu. „Die Nationalgarde checkt Autos auf beiden Seiten, und dann noch die Selbstmörderzäune und dieser Kram." Seit Golden Gate 1937 freigegeben worden war, sprangen die Leute da runter – nach dem tausendsten Selbstmord anno 1995 haben sie aufgehört mitzuzählen.

„Ja", sagte Vanessa. „Und außerdem führt die Bay Bridge wirklich irgendwo hin." Die Bay Bridge verbindet Downtown San Francisco mit Oakland und Berkeley, Wohnsiedlungen an der East Bay für viele der Menschen, die in der Stadt arbeiten. Die Gegend ist eine der wenigen in der Bay Area, in der ein Normalsterblicher sich ein Haus leisten kann, in dem er die Beine ausstrecken kann, außerdem gibts dort eine Universität und ein bisschen Industrie. Die BART führt zwar auch unter der Bay durch und verbindet die beiden Städte, aber der meiste Verkehr findet auf der Bay Bridge statt. Golden Gate war ne hübsche Brücke für Touristen und reiche Pensionäre drüben im Weinland, aber hauptsächlich war sie zu Dekozwecken da. Die Bay Bridge ist – war – das Arbeitstier der Stadt.

Ich dachte einen Moment drüber nach. „Ihr habt Recht", sagte ich. „Aber ich glaube, das ist noch nicht alles. Wir gehen immer davon aus, dass Terroristen Sehenswürdigkeiten angreifen, weil sie sie hassen. Aber Terroristen hassen keine Sehenswürdigkeiten oder Brücken oder Flugzeuge. Die wollen bloß Chaos verbreiten und Leuten Angst machen. Terror erzeugen eben. Also haben sie sich natürlich die Bay Bridge ausgesucht, weil auf der Golden Gate die ganzen Kameras installiert sind und weil sie beim Fliegen die ganzen Metalldetektoren und Röntgengeräte eingeführt haben und so."

Ich dachte noch eine Weile drüber nach und schaute dabei den Autos auf der Straße zu, den Leuten auf den Bürgersteigen, der ganzen Stadt um mich rum. „Terroristen hassen weder Flugzeuge noch Brücken. Sie lieben Terror." Das war jetzt so offensichtlich, dass ich nicht verstand, wieso ich da nicht schon früher drauf gekommen war. Schätze mal, ein paar Tage lang wie ein Terrorist behandelt zu werden hatte mein Denken entrümpelt.

Die anderen beiden starrten mich an. „Hab ich Recht oder nicht? Der ganze Dreck, dieses Röntgen und die Identitätsprüfungen, das ist alles komplett sinnlos, oder?"

Sie nickten zaghaft.

„Schlimmer als sinnlos", fuhr ich mit überschlagender Stimme fort. „Weil es uns in den Knast gebracht hat und Darryl …" Ich hatte nicht mehr an Darryl gedacht, seit wir hier saßen, und jetzt kams alles zu mir zurück: Mein Freund war fort, verschwunden. Ich brach ab und presste die Kiefer aufeinander.

„Wir müssen es unseren Eltern erzählen", sagte Jolu.

„Wir brauchen einen Anwalt", sagte Vanessa.

Ich dachte daran, wie ich meine Geschichte erzählen würde. Daran, der Welt zu erzählen, was aus mir geworden war. An die Videos, die zweifellos auftauchen würden, auf denen ich weinte, nicht mehr war als ein kriechendes Tier.

„Wir können ihnen gar nichts erzählen", sagte ich ohne nachzudenken.

„Wie bitte?", entgegnete Van.

„Wir können ihnen gar nichts erzählen", wiederholte ich. „Ihr habt sie gehört. Wenn wir reden, kommen sie und holen uns wieder. Dann machen sie mit uns, was sie mit Darryl gemacht haben."

„Mach keine Witze", sagte Jolu. „Du erwartest ernsthaft, dass wir …"

„Dass wir zurückschlagen", ergänzte ich. „Ich will frei bleiben, damit ich genau das tun kann. Wenn wir jetzt losgehen und alles erzählen, dann sagen sie, das sind bloß Kinder, die haben sich das ausgedacht. Mann, wir wissen ja noch nicht mal, wo sie uns hingebracht haben. Kein Mensch wird uns glauben. Und irgendwann kommen sie dann und holen uns.

Ich werde meinen Eltern erzählen, dass ich in einem dieser Notlager auf der anderen Seite der Bay war. Dass ich da drüben war, um euch zu treffen, und dass wir dann festsaßen. In der Zeitung steht, es gibt immer noch Leute, die jetzt erst von da zurückkommen."

„Das kann ich nicht machen", sagte Vanessa. „Und wie kannst du nur daran denken nach all dem, was sie mit dir gemacht haben?"

„Weil es *mir* passiert ist, eben drum. Das ist jetzt ne Sache zwischen denen und mir. Ich erwisch die, und ich hol Darryl raus. Ich denk nicht dran, das einfach so hinzunehmen. Aber sobald unsere Eltern was wissen, wars das für uns. Niemand wird uns glauben, und niemanden interessierts. Wenn wirs so machen, wie ich es mir denke, wird es die Leute interessieren."

„Wie denkst dus dir denn?“, fragte Jolu. „Was ist dein Plan?“

„Weiß ich noch nicht“, musste ich zugeben. „Lasst mir Zeit bis morgen früh, wenigstens bis dann.“ Ich wusste: Wenn sie einen Tag lang dicht halten würden, dann würden sie für immer dicht halten. Unsere Eltern wären ja nur noch skeptischer, wenn wir uns plötzlich dran „erinnerten“, in einem Geheimgefängnis festgehalten worden zu sein statt in einem Flüchtlingslager.

Van und Jolu schauten einander an.

„Ich will doch nur eine Chance“, sagte ich. „Wir machen die Geschichte unterwegs noch rund. Gebt mir bloß diesen einen Tag bitte.“

Die anderen beiden nickten düster, und wir machten uns auf den Weg bergab, auf den Weg nach Hause. Ich lebte auf Potrero Hill, Vanessa in der nördlichen Mission, und Jolu lebte in Noe Valley – drei total unterschiedliche Viertel, nur ein paar Gehminuten voneinander entfernt.

Wir bogen in die Market Street ein und blieben stehen wie angewurzelt. Die Straße war an allen Ecken verbarrikadiert, die Querstraßen auf eine Spur verengt, und über die gesamte Länge von Market Street parkten große, unscheinbare Neunachser wie der, mit dem sie uns, mit Kapuzen über den Augen, von den Schiffsdocks nach Chinatown transportiert hatten.

Alle hatten sie hinten dreistufige Metallleitern befestigt, und es wimmelte nur so von Soldaten, Anzugträgern und Polizisten, die in die Trucks rein- und wieder rausgingen. Die Anzüge hatten kleine Etiketten an den Revers, die die Soldaten beim Rein- und Rauskommen scannten – drahtlose Zugangsberechtigungs-Buttons. Als wir an einem vorbeikamen, erhaschte ich einen näheren Blick und sah das vertraute Logo: Ministerium für Heimatschutz. Der Soldat sah, wie ich hinstarrte, und starrte mit wütendem Blick zurück.

Ich verstand den Wink und ging weiter. Höhe Van Ness trennte ich mich von der Gang. Wir umarmten einander, weinten und versprachen, uns anzurufen.

Für den Weg zurück nach Potrero Hill gibt es eine leichte und eine schwere Route; die zweite führt über einige der steilsten Hügel der Stadt, die Sorte, die man bei Autoverfolgungsjagden in Actionfilmen sieht, wo die Autos abheben, wenn sie über den höchsten Punkt rasen. Ich nehm immer die schwere Route nach Hause. Die führt durch herrschaftliche Straßen mit alten viktorianischen Häusern, die wegen ihrer fröhlichen, sorgfältigen Bemalung „lackierte Ladies“ genannt werden, und Vorgärten mit duftenden Blumen und hohen Gräsern. Von Hecken runter glotzen dich Hauskatzen an, und es gibt kaum Obdachlose dort.

Es war so still auf diesen Straßen, dass ich bald wünschte, ich hätte diesmal die andere Route genommen, durch die Mission; die ist…, hm, lärmend ist wahrscheinlich das beste Wort dafür. Laut und pulsierend. Jede Menge krawallige Betrunkene, zornige Kokser und bewusstlose Junkies, dazu jede Menge Familien mit Kinderwagen, alte Damen, die auf Verandas schnatterten, tiefergelegte Kreuzer mit fettem Soundsystem, die mit wumm-wumm-wumm die Straßen entlangfuhren. Es gab hippes Jungvolk, zottelige Emo-Kunststudenten und sogar einige Old-School-Punkrocker, alte Säcke mit Bierbäuchen unter ihren Dead-Kennedys-T-Shirts. Dazu Drag Queens, auf Krawall gebürstete Gang-Kids, Graffitikünstler und verwirrte Neureiche, die versuchten, hier nicht ermordet zu werden, während ihre Grundstücksinvestitionen reiften.

Ich ging Goat Hill rauf und kam an Goat Hill Pizza vorbei; das erinnerte mich an den Knast, aus dem ich kam, und ich musste mich auf die Bank vor dem Restaurant setzen, bis mein Zittern sich gelegt hatte. Dann bemerkte ich den Truck oben auf dem Hügel, einen unauffälligen Neunachser mit drei Metallstufen am hinteren Ende. Ich stand auf und setzte mich in Bewegung. Ich fühlte, wie die Augen mich aus allen Richtungen beobachteten.

Den Rest des Weges hatte ichs eilig. Ich hatte keine Augen mehr für die lackierten Ladies, die Gärten oder die Hauskatzen. Ich blickte nur zu Boden.

Beide Autos meiner Eltern standen in der Auffahrt, obwohl es noch mitten am Tag war. Ja logisch. Dad arbeitet in der East Bay, deshalb saß er daheim fest, solange sie an der Brücke arbeiteten. Mom – keine Ahnung, warum Mom daheim war.

Sie waren wegen mir daheim.

Noch bevor ich den Schlüssel fertig umgedreht hatte, wurde mir die Tür aus der Hand gerissen und weit aufgeschwungen. Da standen meine Eltern, grau und übernächtigt, und starrten mich aus großen Augen an. So standen wir für einen Moment, wie in einem Stillleben eingefroren, dann stürzten sie auf mich zu, zogen mich ins Haus und warfen mich beinahe dabei um. Sie redeten beide so laut und schnell durcheinander, dass ich bloß ein wortlos rauschendes Brabbeln hörte, und sie umarmten mich beide, und sie weinten, und ich weinte auch, und so standen

wir da in dem schmalen Flur und weinten und brabbelten Zeug, bis uns die Luft ausging und wir in die Küche gingen.

Dort tat ich, was ich immer tat, wenn ich heimkam: Ich füllte ein Glas mit Wasser aus dem Filter im Kühlschrank und holte ein paar Kekse aus der „Biskuitbüchse", die Moms Schwester uns aus England geschickt hatte. Die Normalität von all dem bremste das Hämmern meines Herzens, es synchronisierte mein Herz mit meinem Gehirn; und kurz darauf saßen wir alle am Küchentisch.

„Wo warst du?", fragten sie beinahe gleichzeitig.

Darüber hatte ich auf dem Weg nach Hause nachgedacht. „Hab festgesessen", erwiderte ich. „In Oakland. Ich war da mit ein paar Freunden für ein Projekt, und wir wurden alle in Quarantäne gesteckt."

„Fünf Tage lang?"

„Ja", sagte ich. „Ja. Das war richtig ätzend." Ich hatte über die Quarantäne im Chronicle gelesen und bediente mich jetzt hemmungslos aus den Zitaten, die sie da abgedruckt hatten. „Ja. Alle, die von der Wolke erwischt wurden. Die dachten wohl, wir hätten uns da irgendwas Übles aufgesammelt, und haben uns dann in den Docklands in Schiffscontainer gesteckt wie Ölsardinen. Mann, war das heiß und stickig. Und viel was zu essen gabs auch nicht."

„O Gott", sagte Dad und ballte die Fäuste auf dem Tisch. Dad unterrichtet drei Tage die Woche in einem Graduiertenprogramm in der Bibliothek in Berkeley. Die übrige Zeit arbeitet er als Berater für Kunden in der Stadt und auf der Peninsula, für Dot-Coms der dritten Welle, die irgendwelche Sachen mit Archiven machen. Beruflich ist er ein liebenswürdiger Bibliothekar, aber in den Sechzigern war er ein echter Radikaler gewesen, und er hatte an der High School ein bisschen Wrestling betrieben. Ich hatte ihn schon ein paar Mal fuchsteufelswild gesehen – manchmal hatte ich ihm Anlass dazu gegeben –, und wenn er zum Hulk wurde, dann konnte er echt explodieren. Einmal warf er eine Ikea-Schaukel quer über den ganzen Rasen meines Großvaters, als das Ding auch beim fünfzigsten Zusammenbauen wieder einstürzte.

„Barbaren", sagte Mom. Seit sie ein Teenager war, lebte sie schon in Amerika, aber wenn sie es mit amerikanischen Bullen, dem Gesundheitssystem, Flughafensicherheit oder Obdachlosigkeit zu tun hat, dann kommt sie immer noch total britisch rüber. Dann heißt es „Barbaren", und ihr Akzent wird wieder stärker. Wir waren zwei Mal in London gewesen, um ihre Familie zu besuchen, und ich fand nicht, dass es sich nennenswert zivilisierter anfühlte als San Francisco, bloß viel verstopfter.

„Aber heute haben sie uns rausgelassen und mit der Fähre rübergebracht", improvisierte ich jetzt.

„Bist du verletzt?", fragte Mom? „Hungrig?"

„Schläfrig?"

„Ja, bisschen von allem. Und Dopey, Doc, Sneezy und Bashful." Wir hatten diese Familientradition, Sieben-Zwerge-Witze zu machen. Beide lächelten ein wenig, aber ihre Augen waren immer noch feucht. Sie mussten außer sich vor Sorge gewesen sein. Ich war dankbar dafür, das Thema wechseln zu können. „Ich brauch dringend was zu essen."

„Ich bestelle eine Pizza bei Goat Hill", sagte Dad.

„Ach ne, bitte nicht", sagte ich. Beide schauten sie mich an, als ob mir Antennen gewachsen wären. Normalerweise steh ich auf Goat Hill Pizza – also so, wie ein Goldfisch auf sein Futter steht: ich spachtel das Zeug, bis nichts mehr da ist oder bis ich platze. Ich versuchte zu lächeln. „Hab grade keine Lust auf Pizza", sagte ich bloß. „Wollen wir nicht lieber Curry bestellen?" Dem Himmel sei Dank, dass San Francisco die Hauptstadt der Lieferdienste ist.

Mom ging zur Schublade mit den Liefer-Speisekarten (noch mehr Normalität, ein Gefühl wie ein Schluck Wasser in der trockenen, wunden Kehle) und blätterte sie durch. Ein paar Minuten lenkten wir uns damit ab, die Karte des Pakistani auf der Valencia zu studieren. Ich entschied mich für gemischten Tandoori-Grillteller mit sahnigem Spinat und Frischkäse, gesalzener Mango-Lassi (viel besser, als es klingt) und kleines Gebäck in Zuckersirup.

Als das Essen bestellt war, ging die Fragerei weiter. Sie hatten von Vans, Jolus und Darryls Familien gehört, klar, und hatten versucht, uns als vermisst zu melden. Die Polizei schrieb zwar Namen auf, aber es gab so viele „verschollene Personen", dass sie erst nach sieben Tagen eine offizielle Vermisstenmeldung akzeptierten.

Derweil waren Millionen von „Wer-hat-wen-gesehen"-Seiten im Internet entstanden. Einige davon waren alte MySpace-Klone, denen das Geld ausgegangen war und die sich von all der Aufmerksamkeit Wiederbelebung erhofften. Immerhin vermissten auch einige Risikokapitalgeber Familienangehörige in der Bay Area. Und wenn die aufgefunden werden würden, vielleicht brächte das der Site dann neue Finanzspritzen? Ich schnappte mir Dads Laptop und

schaute die Seiten durch. Vollgekleistert mit Anzeigen, logisch, und Bilder von Vermissten, meist Schulabschluss-Fotos, Hochzeitsfots und derlei Sachen. Insgesamt ziemlich gruselig.

Ich fand mein Bild und sah, dass es mit Vans, Jolus und Darryls verknüpft war. Es gab ein kleines Formular, mit dem man Leute als gefunden kennzeichnen konnte, und ein anderes, das für Notizen über andere Vermisste gedacht war. Ich füllte die Felder für mich, Jolu und Van aus und ließ Darryls leer.

„Du hast Darryl vergessen", sagte Dad. Er mochte Darryl nicht besonders, seit er mal bemerkt hatte, dass in einer der Flaschen in seinem Spirituosenschrank ein paar Zoll fehlten und ich es – das ist mir heute noch peinlich – auf Darryl geschoben hatte. In Wirklichkeit waren wirs beide gewesen, nur so zum Spaß, ein paar Wodka-Cola beim nächtelangen Computerspielen.

„Er war nicht bei uns", sagte ich. Die Lüge ging mir schwer über die Lippen.

„O mein Gott", sagte Mom. Sie krallte ihre Hände ineinander. „Als du kamst, hatten wir angenommen, dass ihr alle zusammen wart."

„Nein", log ich weiter. „Nein, er wollte uns treffen, aber er kam nicht. Wahrscheinlich sitzt er noch in Berkeley fest. Er wollte die BART rüber nehmen."

Mom gab ein leises Wimmern von sich, und Dad schüttelte den Kopf und schloss die Augen. „Hast du noch nicht von der BART gehört?", fragte er.

Ich schüttelte den Kopf. Ich ahnte, was nun kommen würde, und es fühlte sich an, als ob mir jemand den Boden unter den Füßen wegzog.

„Sie haben sie gesprengt", sagte Dad. „Die Bastarde haben sie hochgejagt, zur selben Zeit wie die Brücke."

Das hatte nun nicht auf der ersten Seite des Chronicle gestanden, aber schließlich war auch eine BART-Explosion im Unterwasser-Tunnel vermutlich nicht halb so bildgewaltig wie die Brücke, wie sie da in Fetzen über der Bay hing. Der BART-Tunnel vom Embarcadero in San Francisco bis rüber zur Station West Oakland war überflutet.

Ich ging wieder an Dads Computer und surfte auf den Nachrichtenseiten. Niemand wusste Genaues, aber die Opferzahl ging in die Tausende. Von den Autos, die 60 Meter tief ins Meer gestürzt waren, zu den Menschen, die in Zügen ertranken: die Opferzahlen stiegen noch. Ein Reporter behauptete, er habe einen „Identitätsfälscher" interviewt, der „Dutzenden" von Menschen dabei geholfen habe, nach den Anschlägen einfach aus ihrem alten Leben zu verschwinden – die ließen sich neue IDs machen und ließen unglückliche Ehen, drückende Schulden und missratene Lebensläufe einfach hinter sich.

Dad hatte tatsächlich Tränen in den Augen, und Mom weinte hemmungslos. Beide umarmten sie mich noch mal und betätschelten mich, als wollten sie sich vergewissern, dass ichs tatsächlich war. Sie hörten nicht auf, mir zu sagen, dass sie mich liebten. Ich sagte ihnen, ich liebte sie auch.

Es war ein tränenreiches Abendessen, und Mom und Dad tranken beide ein paar Gläser Wein, was für ihre Verhältnisse viel war. Dann sagte ich ihnen, ich sei todmüde, was nicht gelogen war, und stratzte in mein Zimmer rauf. Aber ins Bett ging ich nicht. Ich musste noch mal online gehen und rausfinden, was eigentlich los war. Ich musste mit Jolu und Vanessa reden. Und ich musste mit der Suche nach Darryl beginnen.

Ich schlich also zu meinem Zimmer hoch und öffnete die Tür. Mein altes Bett hatte ich jetzt gefühlte tausend Jahre nicht gesehen. Ich legte mich drauf und langte zum Nachttisch, um meinen Laptop zu holen.Vermutlich hatte ich ihn nicht richtig angestöpselt – das Netzteil anzuschließen war ein bisschen frickelig –, deshalb hatte er sich während meiner Abwesenheit langsam entladen. Ich stöpselte ihn wieder ein und wartete ein, zwei Minuten, bevor ich ihn wieder einzuschalten versuchte. In der Zwischenzeit zog ich mich aus, warf meine Klamotten in den Müll – die wollte ich nämlich nie wieder sehen – und zog saubere Boxershorts und ein frisches T-Shirt an. Die frisch gewaschene Wäsche, direkt aus der Schublade, fühlte sich genauso vertraut und gemütlich an wie eine Umarmung von meinen Eltern.

Ich schaltete den Laptop ein und stopfte ein paar Kissen hinter mir ans Kopfende des Betts. Dann lehnte ich mich zurück und legte mir den aufgeklappten Computer auf den Schoß. Er war immer noch am Hochfahren, und die Icons, die da so über das Display krochen, Mann, sah das *gut* aus. Er fuhr vollständig hoch und zeigte dann gleich neue Warnungen über niedrigen Akkustand. Ich prüfte das Stromkabel noch mal, rüttelte dran, und die Warnungen verschwanden. Die Netzbuchse gab echt bald den Geist auf.

Genau genommen wars so übel, dass ich überhaupt nichts tun konnte. Jedes Mal, wenn ich die Hand vom Stromkabel nahm, verlor es den Kontakt, und der Computer fing wieder an, über den Akku zu meckern. Das musste ich mir mal genauer ansehen.

Das gesamte Computergehäuse war ganz leicht in sich verschoben, die Nahtstelle war vorn dicht und ging in einem gleichmäßigen Winkel nach hinten auseinander.

Manchmal schaust du dir ja irgendein Gerät an und entdeckst irgendwas, und dann fragst du dich, ob das immer schon so war. Vielleicht ist es dir ja bloß nie aufgefallen.

Aber bei meinem Laptop konnte das nicht sein. Den hatte ich immerhin selbst gebaut. Nachdem die Schulbehörde uns alle mit SchulBooks ausstaffiert hatte, hätten meine Eltern mir nie und nimmer noch einen eigenen Computer gekauft, obwohl das SchulBook ja streng genommen nicht mir gehörte, und auf dem sollte ich ja keine Software installieren oder es sonstwie tunen.

Aber ich hatte was gespart – hier und da mal ein Job, Weihnachten, Geburtstage, ein bisschen cleveres Ebaying. Wenn man das alles zusammenlegte, war es genug Geld, eine total schrottige, fünf Jahre alte Mühle zu kaufen.

Also bauten Darryl und ich uns selbst einen. Laptopgehäuse kann man genauso kaufen wie Desktop-Gehäuse, allerdings sind sie schon etwas spezieller als 08/15-PCs. Ein paar Rechner hatte ich mit Darryl über die Jahre schon zusammengeschraubt, indem wir Teile von Craigslist und Garagenverkäufen und superbilligen taiwanesischen Online-Händlern zusammentrugen. Also dachte ich, einen Laptop zu bauen wäre der beste Weg, zu einem Preis, den ich mir leisten konnte, die Leistung zu bekommen, die ich haben wollte.

Wenn du einen Laptop bauen willst, fängt es damit an, dass du ein „Barebook“ bestellst – ein Gehäuse mit einem Minimum an Hardware drin und mit allen wichtigen Einschüben. Und das Gute war, dass ich letztlich einen Rechner hatte, der ein ganzes Pfund leichter war als der Dell, den ich im Auge gehabt hatte, schneller war und nur ein Drittel dessen kostete, was ich für den Dell gelöhnt hätte. Das Schlechte war, dass Laptopbauen was von Flaschenschiffbauen hat. Es ist total frickelig, man braucht ne Pinzette und eine Lupenbrille, wenn man versucht, all das Zeug in dem kleinen Gehäuse unterzubringen. Im Gegensatz zu einem normal großen Rechner, der ja hauptsächlich aus Luft besteht, wird jeder Kubikmillimeter Raum in einem Laptop tatsächlich gebraucht. Jedes Mal, wenn ich dachte, jetzt hätte ichs, versuchte ich die Kiste zuzuschrauben und merkte dann, dass da immer noch irgendwas war, das das Gehäuse daran hinderte, sich komplett schließen zu lassen, und dann gings wieder zurück ans Zeichenbrett.

Von daher wusste ich ganz genau, wie die Nahtstelle meines Laptops aussehen musste, wenn das Ding zu war; und *so* durfte sie ganz sicher nicht aussehen.

Ich wackelte also weiter am Netzadapter, aber es hatte keinen Zweck. Ich würde die Kiste nicht sauber zum Booten bringen, ohne sie einmal auseinanderzuschrauben. Ich stöhnte und stellte den Laptop neben das Bett. Darum würde ich mich morgen früh kümmern.

☒

So weit zur Theorie, haha … Zwei Stunden später starrte ich immer noch an die Decke und ließ die Filme in meinem Kopf ablaufen, was sie mit mir gemacht hatten, was ich hätte tun sollen, jede Menge Bedauern und „esprit d’escalier“.

Ich wälzte mich aus dem Bett. Inzwischen wars Mitternacht, und ich hatte um elf gehört, wie meine Eltern in die Falle krochen. Ich schnappte mir den Laptop, schaufelte etwas Platz auf dem Schreibtisch frei, klippte kleine LED-Lampen an den Seiten meiner Vergrößerungsbrille an und holte einen Satz kleiner Präzisionsschraubendreher. Eine Minute später hatte ich das Gehäuse geöffnet und blickte auf die Eingeweide meines Laptops. Ich holte eine Dose Druckluft, pustete den Staub weg, den der Lüfter reingesogen hatte, und schaute alles durch.

Irgendwas stimmte nicht. Ich konnte nicht genau sagen, was, aber schließlich wars ja auch schon Monate her, dass ich den Deckel von diesem Ding runterhatte. Zum Glück war ich beim dritten Mal Auf- und mühsamem Wiederzumachen schlauer geworden. Ich hatte ein Foto des Innenlebens gemacht mit allem an seinem richtigen Platz. So richtig schlau war ich aber noch nicht: Zuerst hatte ich das Foto bloß auf der Festplatte gelassen, und da kam ich natürlich nicht ran, wenn ich den Laptop zerlegt hatte. Aber dann hatte ichs ausgedruckt und irgendwo in meinem Wust von Papieren versenkt, diesem Friedhof toter Bäume, wo ich alle Garantieunterlagen und Schaltdiagramme deponierte. Ich blätterte den Stapel durch – irgendwie sah er unordentlicher aus, als ich ihn in Erinnerung hatte – und holte mein Foto raus. Das legte ich neben den Computer, dann versuchte ich meine Augen auf nichts Bestimmtes zu fokussieren und Dinge zu finden, die deplatziert schienen.

Dann hatte ichs. Das Verbindungskabel zwischen Tastatur und Mainboard saß nicht richtig drin. Das war merkwürdig. Auf diesem Teil lastete kein Zug, da war nichts, das es im normalen Betrieb hätte verschieben können. Ich versuchte es wieder richtig reinzudrücken und entdeckte, dass der Stecker nicht bloß schief drinsaß – da war irgendwas zwischen ihm und dem Mainboard. Ich holte es mit der Pinzette raus und leuchtete es an.

Das war was Neues in meiner Tastatur. Ein kleines Bröckchen Hardware, nur gut einen Millimeter dick, ohne Kennzeichnung. Das Keyboard war daran angeschlossen, und es selbst war ans Mainboard angestöpselt. Mit anderen Worten: Es war am genau richtigen Platz, um alle Tastatureingaben aufzuzeichnen, während ich an der Maschine tippte.

Es war eine Wanze.

Mein Herz pochte bis zu den Ohren. Es war dunkel und ruhig im Haus, aber es war keine beruhigende Dunkelheit. Da draußen waren Augen, Augen und Ohren, und die beobachteten mich. Überwachten mich. Die Überwachungsmaßnahmen aus der Schule waren mir bis nach Hause gefolgt, aber dieses Mal schaute mir nicht nur die Schulbehörde über die Schulter: Die Heimatschutzbehörde war jetzt auch dabei.

Fast hätte ich die Wanze rausgenommen. Dann fiel mir ein, dass derjenige, der das Ding eingebaut hatte, merken würde, wenn es nicht mehr drin war. Mir wurde übel dabei, aber ich ließ es drin.

Ich schaute rum, ob mir noch mehr Eingriffe auffielen. Ich fand sonst nichts, aber bedeutete das auch, dass wirklich nichts da war? Jemand war in mein Zimmer eingedrungen und hatte dieses Gerät installiert – er hatte meinen Laptop zerlegt und wieder zusammengebaut. Es gab noch etliche andere Möglichkeiten, einen Computer anzuzapfen. Die würde ich niemals alle finden.

Mit tauben Fingern baute ich die Maschine wieder zusammen. Dieses Mal ließ sich nicht nur das Gehäuse sauber schließen, sondern das Stromkabel blieb auch drin. Ich fuhr den Rechner hoch und war schon mit den Fingern auf der Tastatur, um ein paar Prüfungen laufen zu lassen und die Dinge zu sortieren.

Aber ich konnte es nicht.

Verdammt, vielleicht war mein ganzes Zimmer verwanzt. Vielleicht spähte mich grade eine Kamera aus.

Als ich heimkam, hatte ich mich schon paranoid gefühlt. Aber jetzt war ich völlig neben der Spur. Ich fühlte mich so, als ob ich wieder im Knast wäre, wieder im Befragungszimmer, verfolgt von Mächten, die mich vollständig unter Kontrolle hatten. Fast fing ich wieder an zu weinen.

Nur noch dieses eine.

Ich ging ins Badezimmer, nahm die Klopapierrolle raus und setzte eine neue ein. Zum Glück war die alte sowieso fast leer. Ich rollte den Rest Papier ab und kramte in meiner Teilekiste, bis ich den kleinen Plastikumschlag mit den ultrahellen weißen LEDs gefunden hatte, die ich aus einer kaputten Fahrradleuchte ausgebaut hatte. Vorsichtig drückte ich ihre Anschlüsse durch die Plastikröhre, nachdem ich mit einer Nadel passende Löcher gemacht hatte; dann holte ich Draht und schaltete sie alle mit kleinen Metallklammern in Reihe. Die Kabelenden bog ich passend zurecht und schloss sie an eine 9-Volt-Batterie an. Jetzt hatte ich eine Röhre mit einem Ringlicht aus ultrahellen, gerichteten LEDs, die ich vors Auge halten und durchschauen konnte.

So eine hatte ich letztes Jahr als Projektbeitrag zur Wissenschafts-Messe gebaut, und man hatte mich aus der Ausstellung geworfen, nachdem ich gezeigt hatte, dass in der Hälfte aller Klassenzimmer in Chavez High versteckte Kameras installiert waren. Stecknadelkopfgroße Videokameras kosten heutzutage weniger als ein gutes Abendessen im Restaurant, deshalb tauchen sie an allen Ecken und Enden auf. Tückische Ladenangestellte installieren das Zeug in Umkleidekabinen oder Sonnenstudios und werden spitz von dem Zeug, das ihnen da von den Kunden präsentiert wird; manchmal laden sies auch bloß ins Internet hoch. Zu wissen, wie man aus einer Klopapierrolle und Kleinteilen für drei Dollar einen Kameradetektor baut, ist einfach nur vernünftig.

Das ist die einfachste Methode, eine Schnüffelkamera zu erwischen. Die haben zwar winzige Objektive, reflektieren aber trotzdem wie Sau. Am besten funktioniert das in einem abgedunkelten Zimmer: Guck durch die Röhre und such langsam die Wände ab und all die anderen Orte, wo jemand eine Kamera versteckt haben könnte, bis du den Hauch einer Reflexion siehst. Wenn die Reflexion da bleibt, wenn du dich bewegst, ist es ein Objektiv.

In meinem Zimmer war keine Kamera – zumindest keine, die ich erkennen konnte. Audio-Wanzen hätten natürlich trotzdem da sein können. Oder bessere Kameras. Oder gar nichts. Kann ich was dafür, dass ich Paranoia entwickelte?

Ich mochte diesen Laptop gern. Ich nannte ihn „Salmagundi", was soviel heißt wie „etwas aus Ersatzteilen Zusammengebautes".

Wenn man erst mal damit anfängt, seinem Laptop einen Namen zu geben, ist klar, dass man eine enge Beziehung zu dem Teil hat. Aber jetzt hatte ich das Gefühl, ich würde ihn nie wieder berühren mögen. Ich wollte ihn aus dem Fenster werfen. Wer weiß, was die damit gemacht hatten? Wer weiß, wie der angezapft war?

Ich klappte ihn zu, steckte ihn in eine Schublade und starrte an die Decke. Es war spät, und ich sollte schlafen. Aber jetzt konnte ich schon mal gar nicht schlafen. Ich war verwanzt. Jeder konnte verwanzt sein. Die Welt war für immer eine andere geworden.

„Irgendwie krieg ich die", sagte ich. Das war ein Schwur, ich wusste es, als ich es hörte, obwohl ich nie zuvor einen Schwur geleistet hatte.

Jetzt konnte ich nicht mehr schlafen. Und außerdem hatte ich eine Idee.

Irgendwo im Schrank hatte ich noch einen eingeschweißten Karton mit einer unberührten, originalverpackten Xbox Universal. Jede Xbox war deutlich unter Herstellungspreis verkauft worden – Microsoft macht das meiste Geld damit, Lizenzgebühren von Spielefirmen zu nehmen, die Xbox-Spiele vertreiben wollen –, aber die Universal war die erste Xbox, die Microsoft völlig gratis unters Volk brachte.

Letzten Advent standen an jeder Ecke arme Loser, verkleidet als Krieger aus der Halo-Serie, und hauten Taschen mit diesen Spielkonsolen raus, so schnell sie konnten. Scheint funktioniert zu haben – jeder sagt, sie hätten einen Riesenberg Spiele verkauft. Natürlich gabs Sicherheitsvorkehrungen, damit du damit wirklich nur Spiele von Firmen spielen konntest, die dafür Lizenzen von Microsoft erworben hatten.

Hacker gehen durch solche Sperren glatt durch. Die Ur-Xbox wurde von nem Jungen am MIT gecrackt, der dann einen Bestseller drüber schrieb; dann war die 360 an der Reihe, und danach ging die kurzlebige Xbox portable in die Knie (wir nannten sie „die Schleppbox", weil sie drei Pfund wog). Die Universal sollte komplett kugelsicher sein. Die Highschool-Kids, die sie knackten, waren brasilianische Linux-Hacker, die in einer Favela lebten, einer illegalen Armen-Siedlung.

Unterschätze nie die Entschlossenheit eines Jungen mit viel Zeit und wenig Geld.

Als die Brasilianer ihren Hack veröffentlichten, fuhren wir alle drauf ab. Bald gabs Dutzende alternativer Betriebssysteme für die Xbox Universal. Meine erste Wahl war ParanoidXbox, eine Variante von ParanoidLinux. Dieses Betriebssystem geht davon aus, dass der Benutzer von seiner Regierung unter Druck gesetzt wird (ursprünglich war es für chinesische und syrische Dissidenten gedacht), und ist darauf ausgelegt, deine Kommunikation und deine Dokumente möglichst geheim zu halten. Es setzt sogar Pseudokommunikation in Gang, um den Umstand zu verschleiern, dass du grade was Geheimes machst. Während du zum Beispiel Buchstabe für Buchstabe eine politische Nachricht erhältst, tut ParanoidLinux so, als surfst du im Web und flirtest in Chats. Dabei ist jeder fünfhundertste Buchstabe, der bei dir ankommt, Teil der eigentlichen Nachricht, eine Nadel in einem gigantischen Heuhaufen.

Ich hatte mir ne ParanoidXbox-DVD gebrannt, als es frisch draußen war, aber irgendwie war ich nie dazu gekommen, die Xbox in meinem Schrank auszupacken, einen Fernseher zum Anschließen zu finden und so weiter. Mein Zimmer ist auch so schon verstopft genug, ohne dass Microsoft-Crashware wertvollen Raum beansprucht.

Heute Nacht würde ich den Raum opfern. Es dauerte etwa zwanzig Minuten, bis alles lief. Keine Glotze zu haben war das kniffligste Problem, aber dann fiel mir ein, dass ich noch einen kleinen LCD-Projektor mit Standard-TV-Eingängen hatte. Ich schloss die Xbox an, warf das Bild an meine Zimmertür und installierte ParanoidLinux.

Jetzt war ich soweit, und ParanoidLinux suchte nach anderen Xbox Universals, mit denen es sprechen konnte. Jede Xbox Universal hat WLAN für Mehrspieler-Modi eingebaut. Du kannst dich mit deinen Nachbarn direkt drahtlos verbinden oder übers Internet, wenn du einen drahtlosen Zugang hast. Ich fand drei Nachbarn in Funkreichweite. Zwei davon hatten ihre Xbox Universal auch mit dem Internet verbunden. Das war für ParanoidXbox ideal: Es konnte einen Teil der Internet-Verbindungen der Nachbarn für sich abzweigen und so über das Spielenetzwerk selbst online gehen. Den Nachbarn würde das bisschen Datentransfer nicht auffallen: Sie hatten Flatrate-Internetverbindungen, und nachts um zwei surften sie selbst nicht viel.

Das Beste an all dem war, dass ich wieder das Gefühl hatte, alles unter Kontrolle zu haben. Meine Technik arbeitete für mich, diente mir, beschützte mich. Sie schnüffelte mir nicht hinterher. Dafür liebte ich Technik: Wenn du sie richtig benutzt, gibt sie dir Macht und Privatsphäre.

Mein Gehirn lief jetzt auf vollen Touren. Es gab ne Menge Gründe, mit ParanoidXbox zu arbeiten – vor allem, dass jeder dafür Spiele schreiben konnte. MAME, der „Multiple Arcade-Maschinen-Emulator“, war schon portiert, so dass man praktisch jedes je geschriebene Spiel laufen lassen konnte, ganz bis zurück zu Pong – Spiele für den Apple][+, für die Colecovision, für die NES, die Dreamcast und so weiter.

Und noch besser waren all die coolen Multiplayer-Spiele, die speziell für ParanoidXbox geschrieben waren – kostenlose Spiele von Hobbyprogrammierern, die jeder benutzen konnte. Alles in allem hattest du also ne Gratiskonsole mit lauter Gratisspielen, die dir Gratis-Internetzugang verschaffte.

Und am besten war, soweit es mich betraf, dass ParanoidXbox wirklich *paranoid* war. Dein gesamter Datenverkehr wurde bis zur Unkenntlichkeit verquirlt. Man könnte es abhören, so viel man wollte, aber man würde nicht rauskriegen, wer da sprach, worüber sie sprachen oder mit wem. Anonymes Web, Mail und Messaging. Genau das, was ich brauchte.

Jetzt musste ich nur noch jeden, den ich kannte, dazu bringen, es auch zu benutzen.

Kapitel 6

Dieses Kapitel ist Powell's Books gewidmet, der legendären „Stadt der Bücher" in Portland, Oregon. Powell's ist die größte Buchhandlung der Welt, ein endloses Universum von Papiergerüchen und turmhohen Regalen über mehrere Etagen. Dort stellen sie neue und gebrauchte Bücher in dieselben Regale – das ist etwas, das ich schon immer mochte –, und jedes Mal, wenn ich dort bin, hatten sie einen ordentlichen Berg meiner Bücher vorrätig und waren unglaublich liebenswürdig, wenn es darum ging, meine vorrätigen Bücher zu signieren. Die Angestellten sind freundlich, die Auswahl überwältigend, und es gibt sogar einen Powell's am Flughafen in Portland, für meinen Geschmack der beste Flughafen-Buchladen der Welt!

Powell's Books: http://www.powells.com/cgi-bin/biblio?isbn=9780765319852 1005 W Burnside, Portland, OR 97209 USA +1 800 878 7323

Ob ihrs glaubt oder nicht, meine Eltern bestanden drauf, dass ich am nächsten Tag zur Schule ging. Erst um drei war ich in fiebrigen Schlaf gefallen, aber um sieben stand mein Dad am Fußende des Bettes und drohte mich an den Knöcheln rauszuziehen. Irgendwie schaffte ichs, aufzustehen – etwas musste in meinem Mund gestorben sein, nachdem es mir die Augenlider zugekleistert hatte – und die Dusche zu finden.

Ich erlaubte meiner Mom, eine Scheibe Toast und eine Banane in mich reinzuzwingen, und wünschte mir nichts mehr, als dass meine Eltern mich daheim mal Kaffee trinken ließen. Ich konnte mir zwar einen auf dem Weg zur Schule besorgen, aber ihnen dabei zuzusehen, wie sie ihr schwarzes Gold schlürften, während ich meinen Hintern durchs Haus schleppte, mich anzog und meine Bücher in die Tasche packte, das war mies.

Ich bin den Weg zur Schule schon tausend Mal gegangen, aber dieses Mal wars anders. Ich ging über die Hügel runter ins Mission-Viertel, und überall waren Trucks. Ich sah, dass an vielen Stoppschildern neue Sensoren und Verkehrsüberwachungskameras installiert waren. Irgendjemand hatte eine Menge Schnüffelzeug rumliegen gehabt und nur auf die erste Gelegenheit gewartet, es installieren zu können. Der Anschlag auf die Bay Bridge war genau das gewesen, was diese Leute brauchten.

Das alles machte die Stadt irgendwie gedämpfter, wie in einem Fahrstuhl, die erhöhte Aufmerksamkeit deiner Nachbarn und die allgegenwärtigen Kameras waren bedrückend.

Der türkische Coffeeshop auf der 24. Straße peppte mich mit einem Türkischen Kaffee zum Mitnehmen auf. Im Grunde ist Türkischer Kaffee Schlamm, der behauptet, Kaffee zu sein. Er ist dickflüssig genug, dass ein Löffel drin stehenbleibt, und hat viel mehr Koffein als Red Bull und diese ganze Kinderbrause. Glaubt es jemandem, der den Wikipedia-Eintrag gelesen hat: Das Ottomanische Reich wurde erobert von wildgewordenen Reitern, die von tödlich-tiefschwarzem Kaffeeschlamm angetrieben waren.

Ich zog meine Kreditkarte zum Zahlen raus und er zog ein Gesicht. „Kein Kredit mehr", sagte er.

„Was? Warum nicht?" Meine Kaffeesucht hatte ich beim Türken schon seit Jahren mit der Kreditkarte gezahlt. Er zog mich ständig auf, behauptete, ich sei noch zu jung, das Zeug zu trinken, und weigerte sich komplett, mir während der Unterrichtszeit was zu verkaufen, weil er sicher war, ich würde die Schule schwänzen. Aber im Lauf der Jahre hatten der Türke und ich so eine Art stillschweigendes Einvernehmen entwickelt.

Er schüttelte traurig den Kopf. „Das würdest du nicht verstehen. Geh zur Schule, Junge." Der sicherste Weg, mich dazu zu bringen, etwas verstehen zu wollen, ist zu behaupten, das würde ich nicht verstehen. Ich beschwätzte ihn und bestand drauf, dass ers mir erzählte. Erst guckte er, als sei er drauf und dran, mich rauszuwerfen, aber als ich ihn fragte, ob ich ihm als Kunde nicht mehr gut genug sei, taute er auf.

„Sicherheit", sagte er und schaute über seinen kleinen Laden mit den Packungen voll getrockneter Bohnen und Samen, den Regalen mit türkischem Obst und Gemüse. „Die Regierung. Überwachen jetzt alles; stand in der Zeitung. PATRIOT Act II hat Kongress gestern beschlossen. Jetzt können sie immer sehen, wenn du deine Karte benutzt. Ich sage nein. Ich sage, mein Laden hilft ihnen nicht dabei, meine Kunden auszuschnüffeln."

Meine Kinnlade klappte runter.

„Denkst du vielleicht, was macht das schon? Wo ist das Problem, wenn Regierung weiß, wann du Kaffee kaufst? Weil sie wissen, wo du bist und wo du warst. Warum denkst du, ich bin aus Türkei fort? Wo Regierung immer das Volk ausspioniert, ist nicht gut. Ich komme vor zwanzig Jahren wegen Freiheit hierher – ich helfe ihnen nicht, Freiheit wegzunehmen."

„Aber Sie verlieren so viele Kunden", stammelte ich. Ich wollte ihm sagen, dass er ein Held sei, und seine Hand schütteln, aber nur das kam raus. „Jeder benutzt Kreditkarten."

„Vielleicht nicht mehr so viel. Vielleicht kommen meine Kunden hierher, weil sie wissen, ich liebe auch Freiheit. Ich mache Schild für Fenster. Vielleicht machen andere Läden auch. Ich höre, ACLU[2] will sie deshalb verklagen."

---

2 American Civil Liberties Union, Amerikanische Bürgerrechts-Union, A.d.Ü.

„Ich komm ab jetzt jedenfalls nur noch zu ihnen", sagte ich und meinte es so. Dann kramte ich in der Hosentasche. „Oh, ich habe gar kein Geld dabei."

Er deutete ein Lächeln an und nickte. „Viel Leute sagen dasselbe. Alles gut. Geld von heute kannst du der ACLU geben."

Binnen zwei Minuten hatten der Türke und ich mehr Worte gewechselt als in all der Zeit, seit ich in seinen Laden kam. Ich hatte nie geahnt, dass er all diese Leidenschaft hatte. Ich hatte ihn immer nur als den freundlichen Koffein-Dealer von nebenan betrachtet. Jetzt schüttelte ich ihm die Hand und verließ den Laden. Ich hatte das Gefühl, er und ich seien nun ein Team. Ein geheimes Team.

☒

Ich hatte zwei Tage Schule verpasst, aber anscheinend hatte ich nicht viel Unterricht verpasst. An einem der Tage, als die Stadt mühsam wieder zur Besinnung kam, hatten sie die Schule geschlossen. Am nächsten Tag hatten sie sich, wies schien, ausschließlich damit beschäftigt, um diejenigen von uns zu trauern, die vermisst wurden und wahrscheinlich tot waren. Die Zeitungen veröffentlichten Biografien der Vermissten und persönliche Erinnerungen. Das Web war voll mit Tausenden solcher Nachrufhülsen.

Blöderweise war ich einer von diesen Leuten. Kaum kam ich ahnungslos auf den Schulhof, war ein Schrei zu hören und sofort standen hundert Leute um mich rum, klopften mir auf die Schultern, schüttelten meine Hand. Ein paar Mädchen, die ich nicht mal kannte, küssten mich, und das waren nicht bloß freundschaftliche Küsse. Ich fühlte mich wie ein Rockstar.

Meine Lehrer waren kaum zurückhaltender. Ms. Galvez weinte fast so sehr wie meine Mutter und umarmte mich drei Mal, bevor sie mich an meinen Platz gehen ließ. Da war was Neues vorn im Klassenzimmer. Eine Kamera. Ms. Galvez sah, wie ich dorthin starrte, und gab mir eine Einverständniserklärung auf kopiertem, verschmiertem Schulbriefpapier.

Die übergeordnete Schulbehörde des Bezirks San Francisco hatte übers Wochenende eine Dringlichkeitssitzung einberufen und einstimmig beschlossen, von den Eltern jedes Schülers in der Stadt das Einverständnis einzuholen, in jeder Klasse und jedem Flur Überwachungskameras zu installieren. Das Gesetz besagte zwar, dass man uns nicht zwingen konnte, eine komplett überwachte Schule zu besuchen, aber davon, dass wir unsere verfassungsmäßigen Rechte auch *freiwillig* aufgeben könnten, stand nichts drin. In dem Brief hieß es, dass die Behörde sicher sei, das Einverständnis aller Eltern der Stadt zu erhalten, dass man es aber auch einrichten wolle, Kinder nicht damit einverstandener Eltern in „ungeschützten" Klassenzimmern zu unterrichten.

Warum hatten wir jetzt Kameras in den Klassenzimmern? Terroristen, na klar. Weil sie damit, dass sie eine Brücke sprengten, angedeutet hatten, dass als Nächstes Schulen an der Reihe waren. Jedenfalls war das die Erkenntnis, zu der die Behörde gelangt war.

Ich las die Mitteilung drei Mal durch und hob dann die Hand.

„Ja, Marcus?"

„Ms. Galvez, eine Frage zu dieser Mitteilung."

„Was denn, Marcus?"

„Geht es denn bei Terrorismus nicht darum, uns Angst zu machen? Das ist doch, warum es *Terror*ismus heißt, oder?"

„Ich glaube schon." Die Klasse starrte mich an. Ich war nicht der beste Schüler dieser Schule, aber ich liebte anständige Diskussionen in der Klasse. Die anderen warteten gespannt drauf, was ich als Nächstes sagen würde.

„Tun wir dann also nicht genau das, was die Terroristen von uns erwarten? Die haben doch gewonnen, wenn wir völlig panisch sind und Kameras in Klassenräumen installieren und all so was, oder?"

Nervöses Tuscheln. Einer der anderen hob die Hand. Es war Charles. Ms. Galvez rief ihn auf.

„Kameras zu installieren macht uns sicherer, und das macht uns weniger ängstlich."

„Sicher wovor?", fragte ich, drauf zu warten, aufgerufen zu werden.

„Terrorismus", sagte Charles. Die anderen nickten mit den Köpfen.

„Aber wie denn? Wenn hier ein Selbstmordattentäter reinrauschen und uns alle hochjagen würde …"

„Ms. Galvez, Marcus verletzt die Schulregeln. Wir sollen doch keine Witze über Terroranschläge machen."

„Wer macht hier Witze?“

„Vielen Dank, ihr beiden“, sagte Ms. Galvez. Sie sah ziemlich unglücklich aus, und es tat mir ein bisschen Leid, ihren Unterricht dafür beansprucht zu haben. „Ich denke, das ist eine wirklich interessante Diskussion, aber ich möchte sie auf später vertagen. Ich glaube, diese Dinge sind noch zu gefühlsbeladen, als dass wir sie heute schon diskutieren sollten. Jetzt also bitte zurück zu den Suffragisten, ja?“

Also verwendeten wir den Rest der Stunde darauf, über die Suffragisten zu sprechen und über die neuen Lobbyismus-Strategien, die sie entwickelt hatten: Wie sie vier Frauen ins Büro jedes einzelnen Kongressabgeordneten geschickt hatten, um ihm klarzumachen, was es für seine politische Zukunft bedeuten würde, wenn er Frauen auch weiterhin das Wahlrecht verweigern sollte. Normalerweise mochte ich solche Sachen – kleine Leute, die die Großen, Mächtigen dazu brachten, ehrlich zu sein. Aber heute konnte ich mich nicht konzentrieren. Das musste an Darryls Fehlen liegen. Wir mochten Gesellschaftskunde beide gern, und wir hatten immer binnen Sekunden unsere SchulBooks draußen und eine Messaging-Session laufen, unseren Rückkanal, um über den Unterricht zu reden.

Ich hatte in der Nacht zuvor zwanzig ParanoidXbox-Scheiben gebrannt und hatte sie alle in meiner Tasche. Die gabe ich Leuten, von denen ich wusste, dass sie harte Spieler waren. Sie hatten alle letztes Jahr eine Xbox Universal oder zwei bekommen, aber die meisten hatten irgendwann aufgehört, sie zu benutzen. Die Spiele waren ziemlich teuer und nicht sonderlich gut. Ich nahm sie zwischen zwei Unterrichtsblöcken, beim Mittagessen oder im Studienraum beiseite und schwärmte ihnen in höchsten Tönen von ParanoidXbox-Spielen vor. Gratis und gut – Gemeinschaftsspiele mit Suchtpotenzial, bei denen man mit lauter coolen Leuten rund um die Welt spielte.

Etwas zu verschenken, um was anderes zu verkaufen, ist ein Rasierklingen-Geschäftsmodell – Firmen wie Gillette geben dir Rasierer gratis, um dir dann mit den teuren Klingen das Geld aus der Tasche zu ziehen. Druckertinte ist da am schlimmsten – der teuerste Champagner der Welt ist billig im Vergleich zu Druckertinte, die zudem in der Herstellung lachhaft billig ist.

„Rasierklingen“-Firmen leben davon, dass du die „Klingen“ nirgendwo anders bekommst. Denn wenn Gillette neun Dollar an einer Zehn-Dollar-Ersatzklinge verdient, was liegt dann näher, als einen Wettbewerber zu gründen, der an einer identischen Klinge nur vier Dollar verdient? So eine 80-Prozent-Verdienstspanne ist etwas, das einen typischen Businesstypen ganz schon nervös macht.

Deshalb geben sich Rasierklingen-Firmen wie Microsoft so viel Mühe, es schwierig und/oder illegal zu machen, ihnen mit ihren Klingen Konkurrenz zu machen. In Microsofts Fall hatte jede Xbox einige Abwehrmechanismen eingebaut, die dich davon abhalten sollten, Software von Leuten drauf laufen zu lassen, die noch kein Blutgeld an Microsoft gezahlt hatten für das Recht, Xbox-Programme zu verkaufen.

Die Leute, die ich traf, dachten über so was nicht groß nach. Aber sie wurden hellhörig, als ich ihnen erzählte, dass die Spiele nicht kontrolliert wurden. Heutzutage ist jedes Online-Spiel voll mit allen möglichen unappetitlichen Typen. Zum einen gibt's die Perversen, die dich in irgendwelche abgelegenen Ecken zu locken versuchen, um dann bizarre Schweigen-der-Lämmer-Spielchen mit dir zu spielen. Dann sind da Bullen, die sich als naive Kiddies ausgeben, um die Perversen hochnehmen zu können. Aber am schlimmsten sind diese Kontrolleur-Typen, die nichts anderes zu tun haben, unsere Diskussionen auszuhorchen und uns zu verpetzen, weil wir ihre Geschäftsbedingungen verletzt haben, in denen Flirten, Fluchen und „Sprache, die offen oder verdeckt dazu geeignet ist, jedweden Aspekt von sexueller Orientierung oder Sexualität herabzuwürdigen“ streng verboten sind.

Ich bin nicht rund um die Uhr auf Sex fixiert, aber ich bin ein siebzehnjähriger Junge. Natürlich redet man dann und wann über Sex. Aber wehe, man redet im Chat während des Spielens drüber – dann ist sofort die Luft raus. Die ParanoidXbox-Spiele kontrollierte niemand, denn die wurden nicht von einer Firma betrieben; das waren bloß Spiele, die Hacker so zum Spaß geschrieben hatten.

Deshalb fanden diese Hardcore-Spieler die Nummer klasse. Sie nahmen die Scheiben liebend gern und versprachen, Kopien für all ihre Freunde zu brennen – Spiele machen nun mal den meisten Spaß, wenn du sie mit deinen Kumpels spielst.

Als ich heim kam, las ich, dass eine Gruppe von Eltern wegen der Überwachungskameras in den Klassenzimmern gegen die Schulbehörde klagte, aber dass sie mit ihrem Versuch, eine einstweilige Verfügung dagegen zu erwirken, bereits gescheitert waren.

⊠

Ich weiß nicht mehr, wer sich den Namen Xnet ausdachte, aber er blieb hängen. Man konnte die Leute im Nahverkehr drüber reden hören. Van rief mich an, um zu fragen, ob ich schon davon gehört hatte, und ich verschluckte mich fast, als ich begriff, worüber sie redete: Die Scheiben, die ich letzte Woche zu verteilen begonnen hatte, waren so oft kopiert und weitergereicht worden, dass sies in der Zeit ganz bis Oakland geschafft hatten. Machte mich etwas nervös – als ob ich eine Regel gebrochen hatte, und jetzt würde das DHS kommen und mich für immer wegsperrren.

Es waren harte Wochen. In der BART konnte man jetzt überhaupt nicht mehr bar bezahlen, sie hatten dafür „kontaktlose“ RFID-Karten eingeführt, die man an den Drehkreuzen rumwedelte, um durchzukommen. Die waren zwar cool und bequem, aber jedes Mal, wenn ich sie benutzte, dachte ich daran, wie man mich damit tracken konnte. Jemand postete im Xnet einen Link zu einem Infopapier der Electronic Frontier Foundation über die Möglichkeiten, mit diesen Dingern Bewegungsprofile von Menschen zu erstellen, und das Dokument enthielt einige winzige Meldungen über kleine Gruppen von Leuten, die an BART-Stationen demonstriert hatten.

Das Xnet nutzte ich jetzt für so ziemlich alles. Ich hatte mir eine Tarn-E-Mail-Adresse über die Piratenpartei eingerichtet, eine politische Partei in Schweden, die Internetüberwachung hasste und versprach, Mailaccounts bei ihr vor jedermann geheim zu halten, auch vor den Bullen. Ich griff darauf ausschließlich via Xnet zu, zappte von der Internetverbindung des einen Nachbarn zu der des nächsten und blieb dabei – hoffentlich – auf der ganzen Strecke bis Schweden anonym. Ich war nicht mehr w1n5ton; wenn Benson dahinter kommen konnte, dann konnte das jeder. Mein neues, spontan ausgedachtes Alias war M1k3y, und ich bekam eine *Menge* E-Mails von Leuten, die in Chats und Foren gehört hatten, dass ich ihnen dabei helfen konnte, Probleme beim Einrichten und Verbinden mit dem Xnet zu lösen.

Harajuku Fun Madness fehlte mir. Die Firma hatte das Spiel für unbestimmte Zeit auf Eis gelegt. Sie sagten, es sei „aus Sicherheitsgründen“ keine gute Idee, Dinge zu verstecken und Leute loszuschicken, um sie zu finden. Wenn nun jemand dachte, das sei eine Bombe? Oder wenn jemand wirklich eine Bombe an derselben Stelle versteckte?

Wenn ich nun vom Blitz getroffen wurde, während ich mit einem Regenschirm unterwegs war? Verbietet Regenschirme! Kampf der Bedrohung durch Blitze!

Meinen Laptop benutzte ich weiter, aber ich hatte ein ungutes Gefühl dabei. Wer auch immer ihn angezapft hatte, würde sich wundern, warum ich ihn nicht mehr benutzte. Also surfte ich planlos damit herum, jeden Tag ein bisschen weniger, damit jeder Beobachter sehen würde, dass sich meine Gewohnheiten allmählich änderten und nicht von jetzt auf gleich. Hauptsächlich las ich diese grausamen Nachrufe – all die Tausende Freunde und Nachbarn, die nun tot am Grunde der Bay lagen.

Um ehrlich zu sein: Hausaufgaben machte ich jeden Tag wirklich weniger. Ich hatte andere Dinge zu tun. Jeden Tag brannte ich einen neuen Stapel ParanoidXbox-DVDs, fünfzig oder sechzig, und verteilte sie in der Stadt an Leute, von denen ich gehört hatte, dass sie bereit waren, auch wieder sechzig zu brennen und an ihre Freunde weiterzugeben.

Allzu viel Angst, deshalb geschnappt zu werden, hatte ich nicht, weil ich gute Krypto auf meiner Seite hatte. „Krypto“ bedeutet Kryptografie oder „geheimes Schreiben“, und es gab sie schon seit den alten Römern (wortwörtlich: Caesar Augustus war ein großer Fan und erfand gern seine eigenen Codes, von denen wir heute noch welche verwenden, um lustige Betreffzeilen in E-Mails zusammenzuwürfeln).

Krypto ist Mathematik. Höhere Mathematik. Ich werde erst gar nicht versuchen, sie im Detail zu erklären, denn in Mathe bin ich dafür nicht gut genug – wenn ihrs wirklich wissen wollt, schlagt in der Wikipedia nach.

Aber hier ist die Kurzfassung: Es gibt mathematische Berechnungen, die in die eine Richtung sehr leicht sind, aber in die entgegengesetzte Richtung unheimlich schwierig. Es ist zum Beispiel leicht, zwei große Primzahlen zu multiplizieren und als Ergebnis eine gigantisch große Zahl zu bekommen. Aber es ist unglaublich schwierig, für eine gegebene gigantisch große Zahl die Primzahlen zu ermitteln, deren Produkt sie ist.

Das bedeutet: wenn du einen Weg findest, einen Text unleserlich zu machen, der darauf beruht, große Primzahlen zu multiplizieren, dann wird es knifflig sein, das Ergebnis wieder leserlich zu machen, ohne diese Primzahlen zu kennen. Verdammt knifflig. So knifflig, dass alle jemals gebauten Computer rund um die Uhr daran arbeiten könnten und doch in einer Bilion Jahren noch nicht damit fertig wären.

Jede Krypto-Botschaft besteht aus vier Teilen: der ursprünglichen Botschaft, dem sogenannten Klartext. Dem unleserlichen oder „chiffrierten“ Text. Dem Buchstaben-Vermengungssystem, genannt „Chiffre“. Und schließlich dem Schlüssel: geheimem Zeug, das man mit dem Klartext in die Chiffre einspeist, um chiffrierten Text zu erhalten.

Früher mal versuchten Krypto-Leute, alle diese Bestandteile geheim zu halten. Jede Behörde und Regierung hatte ihre eigenen Chiffren *und* ihre eigenen Schlüssel. Die Nazis und die Alliierten wollten nicht, dass die jeweils Anderen wussten, wie sie ihre Nachrichten vermengten, und schon gar nicht, dass sie die Schlüssel kannten, mit denen man die Nachrichten wieder leserlich machen konnte. Klingt ja auch logisch, oder?

Falsch.

Als mir das erste Mal jemand von diesem Primfaktorierungs-Zeug erzählte, sagte ich sofort: „Was soll der Scheiß? Okay, klar ist es schwierig, diese Primfaktorierungs-Berechnungen anzustellen, oder was auch immer es genau ist. Aber es war auch mal unmöglich, auf den Mond zu fliegen oder eine Festplatte mit mehr als ein paar Kilobyte Speicherplatz zu kaufen. Irgendjemand *muss* einen Weg gefunden haben, die Nachrichten wieder zu entschlüsseln." Ich stellte mir vor, wie in einem ausgehöhlten Berg lauter Mathematiker der Nationalen Sicherheitsbehörde jede E-Mail der Welt lasen und sich eins kicherten.

Und tatsächlich ist ziemlich genau das während des Zweiten Weltkriegs passiert. Deshalb ist das Leben ja auch nicht so wie in Schloss Wolfenstein, wo ich viele Tage damit verbracht hatte, Nazis zu jagen.

Das Ding ist: Chiffren lassen sich ganz schwer geheim halten. Eine Menge Mathe wird auf jede einzelne verwendet, und wenn sie weit verbreitet sind, dann muss jeder, der sie benutzt, sie ebenfalls geheim halten, und wenn jemand die Seiten wechselt, muss man eine neue Chiffrierung austüfteln.

Die Nazi-Chiffre hieß Enigma, und sie verwendeten einen kleinen mechanischen Rechner, die Enigma-Maschine, um ihre Botschaften zu ver- und entschlüsseln. Jedes U-Boot, jedes Schiff und jede Funkstation brauchte so eine Maschine, deshalb war es unvermeidlich, dass den Alliierten irgendwann eine in die Hände fiel.

Und als sie sie hatten, knackten sie sie. Diese Aufgabe lösten sie unter Führung meines größten Helden, eines Typen namens Alan Turing – praktisch der Erfinder des Computers, wie wir ihn heute kennen. Sein Pech war, dass er schwul war; deshalb zwang die dämliche britische Regierung ihn nach Kriegsende zu einer Hormontherapie, die seine Homosexualität „heilen" sollte, und daraufhin brachte er sich um. Darryl hatte mir eine Biografie von Turing zu meinem 14. Geburtstag geschenkt – in zwanzig Schichten Papier eingewickelt und in einem recycelten Spielzeug-Batmobil versteckt, das war Darryls Art, was zu verpacken –, und seither war ich ein Turing-Junkie.

Jedenfalls hatten die Alliierten jetzt also die Enigma-Maschine, und sie konnten eine Menge Nazi-Funksprüche abfangen; aber das hätte noch kein Problem sein dürfen, denn jeder Kapitän hatte ja seinen eigenen geheimen Schlüssel. Und weil die Alliierten die Schlüssel nicht hatten, hätte die Maschine ihnen noch nichts nützen dürfen.

Aber jetzt kommt der Punkt, an dem Geheimniskrämerei der Krypto schadet: Die Enigma-Chiffre war fehlerhaft. Als Turing sie sich näher anschaute, entdeckte er, dass die Nazi-Kryptografen einen mathematischen Fehler gemacht hatten. So konnte Turing nur dadurch, eine Enigma-Maschine in die Hände zu bekommen, austüfteln, wie man *jede* Nazi-Botschaft knacken konnte, egal welchen Schlüssel sie verwendeten.

Deshalb verloren die Nazis den Krieg. Nicht dass ihr das falsch versteht: Das ist eine gute Nachricht. Glaubt es einem Schloss-Wolfenstein-Veteranen: Ihr würdet es nicht mögen, wenn Nazis das Land regierten.

Nach dem Krieg dachten Kryptografen lange über diese Sache nach. Das Problem war gewesen, dass Turing klüger war als der Typ, der sich Enigma ausgedacht hatte. Jedes Mal, wenn du eine Chiffre hattest, warst du anfällig dafür, dass jemand, der klüger war als du, einen Weg fand, sie zu knacken.

Und je länger sie drüber nachdachten, desto mehr wurde ihnen klar, dass sich zwar *jeder* ein Sicherheitssystem ausdenken kann, das er selbst nicht knacken könnte. Aber *niemand* kann vorher wissen, was ein klügerer Mensch damit machen könnte.

Also musst du eine Chiffre veröffentlichen, um zu wissen, ob sie funktioniert. Du musst *so vielen Leuten wie möglich* sagen, wie sie funktioniert, damit sie mit all ihren Mitteln darauf los gehen und ihre Sicherheit auf die Probe stellen können. Je länger sie hält, ohne dass jemand einen Schwachpunkt findet, desto sicherer bist du.

Und so siehts heute aus. Wenn du auf Nummer Sicher gehen willst, dann verwendest du keine Krypto, die sich irgendein Genie letzte Woche ausgedacht hat. Du verwendest lieber das Zeug, das schon so lange wie möglich im Umlauf ist, ohne dass schon jemand einen Weg gefunden hätte, es zu knacken. Ob du ne Bank bist, ein Terrorist, eine Regierung oder ein Teenager, ihr benutzt alle dieselben Chiffren.

Wenn du also versuchen würdest, deine eigene Chiffre zu verwenden, dann wäre es ziemlich wahrscheinlich, dass irgendwer da draußen schon den Schwachpunkt gefunden hat, den du übersehen hast, und dass er dich drankriegt wie damals Turing; der könnte dann all deine „geheimen" Botschaften lesen und sich über dein dummes Geschwätz, deine Geldgeschäfte und deine militärischen Geheimnisse amüsieren.

Deshalb wusste ich, dass Krypto mich vor Mithörern schützte; aber auf Histogramme war ich nicht vorbereitet.

☒

Ich stieg aus der BART und schwenkte meine Karte über dem Drehkreuz, rauf zur Station 24. Straße. Wie üblich hingen etliche Bekloppte in der Haltestelle ab, Betrunkene, Jesus-Freaks, finstere Mexikaner, die auf den Boden starrten, und ein paar Gang-Kids. Ich guckte stur an ihnen vorbei, als ich zur Treppe ging und dann nach oben joggte. Meine Tasche war jetzt leer, nicht mehr übervoll mit den ParanoidXbox-Scheiben, die ich verteilt hatte, und das nahm den Druck von den Schultern und beflügelte meinen Gang, als ich raus auf die Straße kam. Die Prediger waren immer noch bei ihrer Arbeit, uns auf Spanisch und Englisch über Jesus etcetera zu belehren.

Die Verkäufer mit ihren gefälschten Sonnenbrillen waren weg, aber ihren Platz hatten Typen mit Roboterhunden im Angebot eingenommen, die die Nationalhymne bellten und ihr Beinchen hoben, wenn man ihnen ein Foto von Osama bin Laden zeigte. Wahrscheinlich ging in deren kleinen Gehirnen ein bisschen was Interessantes vor, und ich nahm mir vor, später ein paar davon zu kaufen und sie zu zerlegen. Gesichtserkennung war in Spielzeugen noch ziemlich neu; sie war erst kürzlich vom Militärsektor zuerst zu Casinos auf der Suche nach Betrügern und zur Strafverfolgung gelangt.

Ich machte mich auf den Weg die 24. Straße runter Richtung Potrero Hill und heim, rollte meine Schultern, sog die Burrito-Gerüche ein, die aus den Restaurants drangen, und dachte ans Abendessen.

Keine Ahnung, warum ich zufällig mal über die Schulter schaute, jedenfalls tat ichs. Vielleicht wars ein bisschen unterbewusstes Sechster-Sinn-Zeug. Ich wusste einfach, dass mir jemand folgte.

Es waren zwei stämmige weiße Typen mit kleinen Schnurrbärten, die mich an Bullen und an die schwulen Biker erinnerten, die durch Castro rauf- und runterrollten, aber Schwule hatten normalerweise stylischere Frisuren. Sie trugen Blousons in der Farbe von kaltem Zement und Jeans, und man konnte ihre Hüften nicht sehen. Ich dachte an all die Dinge, die ein Bulle an seiner Hüfte tragen könnte, an den Werkzeuggürtel, den der DHS-Typ im Truck umhatte. Beide Kerle trugen Bluetooth-Sprechgarnituren.

Ich ging weiter, aber mein Herz klopfte wie wild. Ich hatte damit gerechnet, seit ich angefangen hatte. Ich hatte damit gerechnet, dass das DHS rauskriegen würde, was ich tat. Ich war so vorsichtig wie nur möglich, aber hatte Frau Strenger Haarschnitt nicht gesagt, sie würde mich unter Beobachtung halten? Sie hatte mir gesagt, ich sei nun ein gezeichneter Mann. Mir wurde klar, dass ich tatsächlich drauf gewartet hatte, hopsgenommen und ins Gefängnis gesteckt zu werden. Warum auch nicht? Warum sollte Darryl im Knast sein und ich nicht? Was sprach schon für mich? Ich hatte noch nicht mal den Mumm gehabt, meinen Eltern – oder seinen – zu erzählen, was mit uns tatsächlich passiert war.

Ich legte einen Zahn zu und machte in Gedanken Inventur. Nein, ich hatte nichts Verdächtiges in meiner Tasche. Na ja, nichts allzu Verdächtiges. Auf meinem SchulBook lief der Crack, der mir Messaging und das Zeug ermöglichte, aber die Hälfte der Leute in der Schule hatte das. Und ich hatte die Verschlüsselung auf meinem Telefon geändert – jetzt hatte ich wirklich eine Pseudo-Partition, die ich mit einem einzelnen Passwort in Klartext umwandeln konnte, aber das gute Zeug war nicht da drauf, sondern erforderte ein weiteres Passwort, um es zugänglich zu machen. Dieser versteckte Teil sah wie Datenmüll aus – wenn du Daten verschlüsselst, kann man sie nicht mehr von zufälligem Rauschen unterscheiden –, und sie wüssten noch nicht mal, dass es ihn gab.

Es waren keine Scheiben mehr in meiner Tasche. Mein Laptop war frei von jeglichem belastenden Material. Wenn sie sich natürlich meine Xbox genauer ansahen, dann war das Spiel aus, sozusagen.

Ich blieb stehen, wo ich war. Ich hatte mich bedeckt gehalten, so gut ich eben konnte. Jetzt wars Zeit, dem Schicksal ins Auge zu blicken. Ich ging in den nächsten Burrito-Laden und bestellte einen mit Carnitas – gehacktem Schweinefleisch – und extra Salsa. Wenn schon untergehen, dann zumindest mit vollem Magen. Außerdem nahm ich einen Kübel Horchata, ein eiskaltes Reisgetränk, so ähnlich wie wässrig-süßlicher Reispudding (besser, als es klingt).

Ich setzte mich hin zum Essen, und ich wurde ganz ruhig. Entweder kam ich nun ins Gefängnis für meine „Verbrechen" oder auch nicht. Meine Freiheit war, seit sie mich festgehalten hatten, ein vorübergehender Urlaub gewesen. Mein Land war nun nicht mehr mein Freund: Wir standen auf verschiedenen Seiten, und ich hatte gewusst, dass ich niemals gewinnen konnte.

Die zwei Typen kamen ins Restaurant, als ich grade mit dem Burrito fertig war und Churros zum Nachtisch bestellen wollte – frittierten Teig mit Zimtzucker. Schätze mal, die hatten draußen gewartet und waren von meiner Bummelei angenervt.

Sie stellten sich hinter mir an den Tresen und nahmen mich in die Zange. Ich bekam meinen Churro von der hübschen Bedienung und bezahlte, dann biss ich erst noch ein paar Mal ab, bevor ich mich umdrehte. Ich wollte zumindest ein bisschen was von meinem Dessert essen, schließlich könnte es das letzte für lange, lange Zeit sein.

Dann drehte ich mich um. Sie waren beide so dicht, dass ich den Pickel auf der Wange des Typen links sehen konnte und den kleinen Popel in der Nase des anderen.

„Schuldigung", sagte ich und versuchte an ihnen vorbeizudrängen. Der mit dem Popel stellte sich mir in den Weg.

„Würden Sie bitte mit uns dorthin kommen?", sagte er und wies in Richtung der Restauranttür.

„Tut mir Leid, ich ess noch", sagte ich und bewegte mich wieder. Diesmal legte er seine Hand auf meine Brust. Er atmete schnell durch seine Nase, was den Popel wackeln ließ. Ich glaube, ich atmete auch schnell, aber das ging unter im Hämmern meines Herzens.

Der andere schlug eine Flappe an seiner Windjacke runter, was ein SFPD-Wappen zum Vorschein brachte. „Polizei", sagte er. „Bitte kommen Sie mit uns."

„Kann ich eben noch meine Sachen holen?", entgegnete ich.

„Darum kümmern wir uns", sagte er. Popel trat noch einen Schritt näher und brachte seinen Fuß an die Innenseite von meinem. In manchen Kampfsportarten macht man das auch so. Dann kann man spüren, ob der andere sein Gewicht verlagert und eine Bewegung vorbereitet.

Doch ich würde nicht weglaufen. Ich wusste, meinem Schicksal konnte ich nicht davonlaufen.

Kapitel 7

Dieses Kapitel ist Books of Wonder in New York City gewidmet, der ältesten und größten Kinderbuchhandlung in Manhattan. Sie liegt nur ein paar Blöcke entfernt vom Büro von Tor Books im Flatiron Building, und jedes Mal, wenn ich dort bin, um mich mit den Leuten von Tor zu treffen, nehme ich mir die Zeit, bei Books of Wonder durch die neuen, gebrauchten und die seltenen Kinderbücher zu stöbern. Ich bin leidenschaftlicher Sammler von Alice-im-Wunderland-Raritäten, und bei Books of Wonder finde ich garantiert immer eine aufregende, wunderschöne limitierte Alice-Ausgabe. Es gibt dort massig Veranstaltungen für Kinder, und die Atmosphäre ist so einladend, wie man sie selbst in einer Buchhandlung selten findet.

Books of Wonder http://www.booksofwonder.com/ 18 West 18th St, New York, NY 10011 USA +1 212 989 3270

Sie brachten mich raus und um die nächste Ecke zu einem ungekennzeichneten Polizeiwagen, der dort wartete. Nicht dass irgendjemand in dieser Gegend Schwierigkeiten gehabt hätte, den Wagen als Bullenschleuder zu identifizieren. Nur die Polizei fährt heute noch riesige Crown Victorias, seit der Sprit bei sieben Dollar die Gallone liegt. Und außerdem konnten nur Bullen mitten auf Van Ness Street in der zweiten Reihe parken, ohne den Horden lauernder Abschleppunternehmen zum Opfer zu fallen, die hier ununterbrochen rumfuhren, allzeit bereit, San Franciscos unverständliche Parkregelungen umzusetzen und fürs Kidnappen deines Autos Lösegeld zu fordern.

Popel schneuzte. Ich saß auf der Rückbank, er auch. Sein Partner saß vorn und tippte mit einem Finger auf einem antiken, stoßfest ausgestatteten Laptop, der aussah, als ob er mal Fred Feuerstein gehört hatte.

Popel sah sich meinen Ausweis noch mal genau an. „Wir möchten dir lediglich ein paar Routinefragen stellen."

„Kann ich mal Ihre Marken sehen?", fragte ich. Die Typen waren eindeutig Bullen, aber es konnte nichts schaden, ihnen zu zeigen, dass ich meine Rechte kannte.

Popel hielt mir seine Marke so kurz hin, dass ich sie nicht genau sehen konnte, aber Pickel auf dem Fahrersitz ließ mich länger auf seine schauen. Ich las die Nummer ihrer Abteilung und merkte mir seine vierstellige Markennummer. Das war leicht: 1337 ist, wie Hacker „leet", also „Elite", schreiben.

Sie waren beide sehr höflich, und keiner von ihnen versuchte mich so einzuschüchtern, wie das DHS es getan hatte, als ich in deren „Obhut" war.

„Bin ich verhaftet?"

„Du wirst vorübergehend festgehalten, damit wir deine Sicherheit und die allgemeine öffentliche Sicherheit gewährleisten können", sagte Popel.

Er reichte meinen Führerschein an Pickel weiter, der ihn langsam in den Computer tippte. Ich sah ihn einen Tippfehler machen und hätte ihn fast korrigiert, aber ich dachte mir, es sei vielleicht klüger, einfach den Mund zu halten.

„Gibt es irgendwas, das du mir erzählen möchtest, Marcus? Nennen sie dich Marc?"

„Marcus ist schon recht", sagte ich. Popel sah aus, als könne er ein netter Kerl sein. Mal abgesehen davon, dass er mich in seinen Wagen verschleppt hatte, natürlich.

„Marcus. Irgendwas, das du mir erzählen möchtest?"

„Was denn? Bin ich verhaftet?"

„Im Moment bist du nicht verhaftet", sagte Popel. „Wärst du gern?"

„Nö", sagte ich.

„Gut. Wir haben dich beobachtet, seit du aus der BART kommst. Dein Fast Pass sagt, dass zu zu den merkwürdigsten Zeiten zu den merkwürdigsten Orten gefahren bist."

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Es ging also gar nicht ums Xnet, nicht wirklich. Die hatten bloß meine U-Bahn-Nutzung überprüft und wollten nun wissen, warum sie in letzter Zeit so merkwürdig war. Völlig bescheuert.

„Also folgen Sie jedem, der mit einem merkwürdigen Nutzungsprofil aus der BART kommt? Na, da haben Sie gut zu tun."

„Nicht jedem, Marcus. Wir erhalten eine Warnung, wenn jemand mit einem ungewöhnlichen Fahrprofil rauskommt, und das hilft uns einzuschätzen, ob wir eine Ermittlung starten sollten. In deinem Fall kamen wir, weil wir wissen wollten, wie jemand wie du, der einen so vernünftigen Eindruck macht, zu so einem merkwürdigen Fahrprofil kommt."

Da ich jetzt wusste, dass ich nicht in den Knast kam, wurde ich langsam sauer. Was hatten diese Typen hinter mir herzuschnüffeln? Und was hatte die BART ihnen dabei zu helfen? Warum zum Teufel musste meine U-Bahn-Fahrkarte mich wegen eines „ungewöhnlichen Fahrmusters“ anpissen?

„Ich glaube, ich möchte jetzt verhaftet werden“, sagte ich.

Popel lehnte sich zurück und hob eine Augenbraue.

„Soso? Unter welchem Verdacht?“

„Ach, ungewöhnliches U-Bahn-Fahren ist gar kein Verbrechen?“

Pickel schloss die Augen und rieb sie mit seinen Daumen.

Popel seufzte einen aufgesetzten Seufzer. „Hör mal, Marcus, wir sind auf deiner Seite. Wir verwenden dieses System, um die Bösen zu fangen. Terroristen und Drogenhändler. Vielleicht bist du ja ein Drogenhändler. Ziemlich gute Art und Weise, sich durch die Stadt zu bewegen, so ein Fast Pass. Anonym.“

„Was ist denn so falsch an anonym? Für Thomas Jefferson wars gut genug. Bin ich jetzt übrigens verhaftet?“

„Bringen wir ihn heim“, sagte Pickel. „Wir können mit seinen Eltern sprechen.“

„Na, das ist doch mal ne dufte Idee“, sagte ich. „Ich bin sicher, meine Eltern findens interessant zu erfahren, wo ihre Steuerdollars bleiben …“

Ich hatte mein Blatt überreizt. Popel hatte schon die Hand am Türgriff gehabt, aber jetzt stürzte er sich auf mich wie ein Berserker. „Warum hältst du nicht einfach die Schnauze, solange du noch darfst? Nach allem, was in den letzten zwei Wochen passiert ist, würde es dir nicht schaden, mit uns zu kooperieren. Weißt du was, vielleicht sollten wir dich wirklich verhaften. Dann kannst du einen Tag oder zwei im Knast sitzen, während dein Anwalt nach dir sucht. Und in der Zeit kann eine Menge passieren. Eine *Menge*. Wie wäre das?“

Ich sagte gar nichts. Ich war albern und wütend gewesen. Jetzt hatte ich nur noch Schiss.

„Tut mir Leid“, sagte ich dann und hasste mich gleich wieder dafür.

Popel setzte sich nach vorn und Pickel setzte den Wagen in Gang. Wir fuhren die 24. Straße rauf und über Potrero Hill. Sie kannten meine Adresse von meinem Ausweis.

Mom kam an die Tür, als sie klingelten, und ließ die Kette noch eingehängt. Sie schaute durch den Spalt, sah mich und fragte: „Marcus? Wer sind diese Leute?“

„Polizei“, sagte Popel. Er zeigte ihr seine Marke und gewährte ihr einen ausgiebigen Blick – nicht bloß so husch-husch, wie ers mit mir gemacht hatte. „Können wir reinkommen?“

Mom schloss die Tür, um die Kette zu entriegeln, und ließ sie dann rein. Sie brachten mich in die Wohnung, und Mom betrachtete uns alle mit einem ihrer typischen Blicke.

„Was hat das zu bedeuten?“

Popel zeigte auf mich. „Wir wollten ihrem Sohn ein paar Routinefragen über sein Bewegungsverhalten stellen, aber er hat sich geweigert, sie zu beantworten. Deshalb dachten wir, es sei am besten, ihn hierher zu bringen.“

„Ist er verhaftet?“ Moms Akzent schlug heftig durch. Gute alte Mom.

„Sind Sie eine Bürgerin der Vereinigten Staaten?“, fragte Pickel.

Sie würdigte ihn eines Blicks, der Lack zum Abplatzen gebracht hätte. „Na klar, und wie“, sagte sie dann in breitestem Südstaaten-Akzent. „Bin *ich* verhaftet?“

Die beiden Bullen tauschten Blicke.

Pickel ging in die Offensive. „Das scheint ein bisschen unglücklich gelaufen zu sein. Ihr Sohn ist uns aufgefallen als jemand mit einem ungewöhnlichen Bewegungsprofil in öffentlichen Verkehrsmitteln. Das ist Teil eines neuen proaktiven Strafverfolgungsprogramms. Wenn wir Leute finden, die ungewöhnliche Fahrtmuster zeigen oder die auf ein verdächtiges Profil passen, dann ermitteln wir weiter.“

„Moment“, sagte Mom. „Woher wissen Sie denn, wie mein Sohn die öffentlichen Verkehrsmittel benutzt?“

„Durch den Fast Pass“, sagte er. „Der zeichnet die Fahrten auf.“

„Ach so“, sagte Mom und verschränkte die Arme. Das war ein ganz schlechtes Zeichen. Schlimm genug, dass sie ihnen keine Tasse Tee angeboten hatte – in Mom-Land war das ungefähr dasselbe, als hätte sie sich mit ihnen durch den Briefkastenschlitz unterhalten –, aber sobald sie die Arme verschränkte, war klar, dass die beiden nicht

ungeschoren hier rauskommen würden. In diesem Moment hätte ich losgehen mögen, um ihr einen riesigen Blumenstrauß zu kaufen.

„Marcus hier hat es abgelehnt, uns zu erklären, wie sein Fahrtenprofil zustande gekommen ist."

„Sie sagen also, sie halten meinen Sohn wegen seiner Art, Bus zu fahren, für einen Terroristen?"

„Terroristen sind nicht die einzigen Verbrecher, die wir auf diese Weise fangen", sagte Pickel. „Drogenhändler. Gang-Kids. Oder auch Ladendiebe, die clever genug sind, sich für jeden Beutezug ein anderes Revier zu suchen."

„Sie denken also, mein Sohn sei ein Drogenhändler?"

„Wir sagen nicht, dass –", fing Pickel an.

Mit einem Händeklatschen brachte Mom ihn zum Schweigen.

„Marcus, gib mir bitte mal deinen Rucksack."

Das tat ich.

Mom zippte ihn auf und schaute ihn durch, zunächst mit dem Rücken zu uns.

„Meine Herren, ich kann Ihnen nun versichern, dass sich in der Tasche meines Sohnes weder Drogen noch Sprengstoffe oder gestohlene Waren befinden. Ich denke, damit wäre das erledigt. Bevor Sie gehen, darf ich noch um Ihre Personalnummern bitten."

Popel lachte höhnisch. „Gute Frau, die ACLU hat gerade Klagen gegen dreihundert Polizisten der Stadt laufen; da werden Sie sich hinten anstellen müssen."

☒

Mom machte mir einen Tee und schimpfte dann mit mir, weil ich schon gegessen hatte, obwohl ich wusste, dass sie Falafel gemacht hatte. Dad kam heim, während wir noch am Tisch saßen, und Mom und ich erzählten ihm abwechselnd die Geschichte. Er schüttelte den Kopf.

„Lillian, die haben doch nur ihren Job gemacht." Er trug immer noch den blauen Blazer und die Khakis, die er an den Tagen trug, an denen er als Berater im Silicon Valley war. „Die Welt ist nicht mehr dieselbe wie noch vor einer Woche."

„Mom setzte ihren Teebecher ab. „Drew, werd nicht albern. Dein Sohn ist kein Terrorist. Seine Fahrten im Nahverkehr können kein Grund für polizeiliche Ermittlungen sein."

Dad zog seinen Blazer aus. „In meinem Job machen wir das ständig. So kann man Computer dazu einsetzen, alle Arten von Fehlern und Unregelmäßigkeiten zu entdecken. Du sagst dem Computer, er soll ein Profil eines durchschnittlichen Datenbankeintrags erstellen und dann rausfinden, welche Einträge in der Datenbank am stärksten vom Durchschnitt abweichen. Das gehört zur Bayesschen Statistik, und das gibt's schon seit Jahrhunderten. Ohne so was hätten wir keine Spamfilter –"

„Soll das heißen, die Polizei sollte genauso schlecht arbeiten wie mein Spamfilter?", fragte ich.

Dad wurde nie wütend, wenn ich mit ihm diskutierte, aber ich konnte sehen, dass er heute sehr kurz davor war. Trotzdem konnte ichs mir nicht verkneifen. Mein Vater stellte sich auf die Seite der Polizei!

„Ich sage nur, es ist völlig vernünftig, dass die Polizei ihre Untersuchungen damit anfängt, Daten durchzugrasen, und erst dann mit der Lauferei anfängt, wenn sie Abnormalitäten haben, um herauszufinden, wo die herkommen. Ich denke nicht, dass ein Computer der Polizei vorgeben sollte, wen sie verhaften soll, aber er kann ihnen dabei helfen, den Heuhaufen nach der Nadel zu durchflöhen."

„Aber indem sie all diese Daten aus dem Verkehrssystem abgreifen, erzeugen sie doch überhaupt erst den Heuhaufen", sagte ich. „Das ist ein monströser Datenberg, und es ist aus Polizeisicht fast nichts drin, was eine Untersuchung lohnt. Das ist die totale Verschwendung."

„Ich versteh ja, dass du das System nicht magst, weil es dir Unbequemlichkeiten verursacht hat, Marcus. Aber du zuallererst solltest den Ernst der Lage begreifen. Und es ist dir doch nichts passiert, oder doch? Sie haben dich doch sogar nach Hause gefahren."

Sie haben gedroht, mich in den Knast zu stecken, dachte ich, aber mir war klar, dass es keinen Zweck hatte, das auszusprechen.

„Und übrigens hast du uns immer noch nicht erklärt, wo zum Teufel du eigentlich warst, um ein so ungewöhnliches Bewegungsmuster zu erzeugen."

Das hatte mir grade noch gefehlt.

„Ich dachte, ihr hättet Vertrauen in mich und wolltet mir nicht hinterherschnüffeln." Das hatte er oft genug gesagt. „Willst du wirklich, dass ich dir für jede einzelne Bahnfahrt meines Lebens Rechenschaft ablege?"

☒

Sobald ich in mein Zimmer kam, stöpselte ich die Xbox ein. Ich hatte den Projektor an der Decke befestigt, um das Bild an die Wand über meinem Bett werfen zu können (dafür hatte ich meinen prächtigen Wandschmuck aus Punkrock-Handzetteln abnehmen müssen, die ich von Telefonmasten abgepult und auf große Blätter weißen Papiers geklebt hatte).

Ich schaltete die Xbox ein und sah ihr beim Hochfahren zu. Zuerst wollte ich Van und Jolu anmailen, um ihnen von meinem Ärger mit den Bullen zu berichten, aber als ich die Finger schon auf der Tastatur hatte, hielt ich inne.

Da war plötzlich so ein merkwürdiges Gefühl, ganz ähnlich wie das, als ich merkte, dass sie meinen guten alten Salmagundi in einen Verräter verwandelt hatten. Diesmal war es das Gefühl, dass mein geliebtes Xnet die Koordinaten jedes einzelnen seiner Nutzer ans DHS übertragen könnte.

Was hatte mein Vater gleich gesagt? „Du sagst dem Computer, er soll ein Profil eines durchschnittlichen Datenbankeintrags erstellen und dann rausfinden, welche Einträge in der Datenbank am stärksten vom Durchschnitt abweichen."

Das Xnet war sicher, weil seine Benutzer nicht direkt mit dem Internet verbunden waren. Sie hüpften von Xbox zu Xbox, bis sie eine fanden, die mit dem Internet verbunden war, und dann speisten sie ihr Material als unentzifferbare, verschlüsselte Daten ein. Niemand konnte unterscheiden, welche Internet-Datenpakete zum Xnet gehörten und welche ganz normale Bank-, Shopping- oder andere verschlüsselte Kommunikation war. Es war niemandem möglich, herauszufinden, wer das Xnet geknüpft hatte, geschweige denn, wer es benutzte.

Aber was war mit Dads „Bayesscher Statistik"? Mit Bayesscher Mathematik hatte ich schon mal rumgespielt. Darryl und ich hatten mal versucht, unseren eigenen, besseren Spamfilter zu schreiben, und wenn man Spam filtern will, braucht man Bayessche Mathe. Thomas Bayes war ein britischer Mathematiker des 18. Jahrhunderts, an den nach seinem Tod erst mal niemand mehr dachte, bis Computerwissenschaftler hundert Jahre später entdeckten, dass seine Methode, große Datenmengen statistisch zu analysieren, für die Informations-Gebirge der modernen Welt unglaublich nützlich sein könnten.

Ganz kurz was darüber, wie Bayessche Statistik funktioniert. Mal angenommen, du hast hier einen Haufen Spam. Dann nimmst du jedes Wort in jeder Mail und zählst, wie oft es vorkommt. Das nennt man ein „Wortfrequenz-Histogramm", und es verrät dir die Wahrscheinlichkeit dafür, dass eine beliebige Ansammlung von Wörtern Spam ist. Dann nimmst du eine Tonne Mails, die kein Spam sind (Experten nennen das „Ham"), und machst mit denen das gleiche.

Jetzt wartest du auf eine neue E-Mail und zählst die Wörter, die darin vorkommen. Dann benutzt du das Wortfrequenz-Histogramm in der fraglichen Nachricht, um die Wahrscheinlichkeit zu berechnen, dass sie auf den „Spam"- oder auf den „Ham"-Stapel gehört. Wenn sich herausstellt, dass sie tatsächlich Spam ist, passt du das „Spam"-Histogramm entsprechend an. Es gibt massenhaft Möglichkeiten, diese Technik noch zu verfeinern – Worte paarweise betrachten, alte Daten wieder löschen –, aber im Prinzip funktionierts so. Es ist eine von diesen einfachen, großartigen Ideen, die völlig offensichtlich zu sein scheinen, sobald man das erste Mal davon hört.

Es gibt dafür ne Menge Anwendungen – man kann einen Computer anweisen, die Linien in einem Foto zu zählen und herauszufinden, ob es eher ein „Hunde"-Linienfrequenz-Histogramm ergibt oder eher ein „Katzen"-Histogramm. Man kann damit Pornografie, Bankbetrügereien oder Flamewars erkennen. Gute Sache.

Zugleich wars eine schlechte Nachricht für das Xnet. Mal angenommen, du hast das gesamte Internet angezapft – und das DHS hat das natürlich. Dann kannst du zwar, Krypto sei Dank, nicht durch bloßes Anschauen von Daten rausfinden, wer Xnet-Daten versendet.

Aber *was* du rausfinden kannst, ist, wer viel, viel mehr verschlüsselten Datenverkehr erzeugt als alle anderen. Bei einem normalen Internet-Benutzer kommen in einer Online-Session vielleicht 95 Prozent Klartext und 5 Prozent Chiffretext zusammen. Wenn nun jemand zu 95 Prozent Chiffretext versendet, dann könnte man ja computererfahrene Kollegen von Popel und Pickel hinschicken, um nachzufragen, ob er vielleicht ein terroristischer drogendealender Xnet-Benutzer ist.

In China passiert genau das permanent. Irgendein cleverer Dissident kommt auf die Idee, die Große Chinesische Firewall, die die gesamte Internetanbindung des Landes zensiert, zu umgehen, indem er eine verschlüsselte Ver-

bindung zu einem Computer in einem anderen Land herstellt. Dann kann die Partei zwar nicht herausfinden, was er überträgt – vielleicht Pornos, vielleicht Bombenbauanleitungen, schmutzige Briefe von seiner Freundin auf den Philippinen, politische Materialien oder gute Nachrichten über Scientology. Aber was es ist, müssen sie auch nicht wissen. Es genügt, wenn sie wissen, dass dieser Typ viel mehr verschlüsselten Datenverkehr hat als seine Nachbarn. Und dann schicken sie ihn in ein Zwangsarbeitslager, bloß um ein Exempel zu statuieren, damit jeder sehen kann, was mit Klugscheißern passiert.

Für den Moment hätte ich wetten mögen, dass das DHS das Xnet noch nicht auf dem Radar hatte, aber das würde nicht ewig so bleiben. Und nach diesem Abend war ich mir nicht mehr sicher, ob ich wirklich noch besser dran war als ein chinesischer Dissident. Ich setzte alle Leute, die sich am Xnet anmeldeten, enormen Risiken aus. Vor dem Gesetz war es gleichgültig, ob du tatsächlich irgendwas Schlimmes tatest; sie würden dich schon unters Mikroskop legen, bloß weil du statistisch gesehen unnormal warst. Und ich konnte das Ganze nicht mal mehr stoppen – jetzt lief das Xnet, und es hatte ein Eigenleben entwickelt.

Ich musste die Sache irgendwie anders gradebiegen.

Wenn ich nur mit Jolu drüber reden könnte. Er arbeitete bei einem Internetanbieter namens Pigspleen Net, seit er zwölf Jahre alt war, und er wusste viel mehr übers Internet als ich. Wenn irgendjemand eine Ahnung hatte, wie wir unsern Hintern aus dem Knast draußenhalten konnten, dann er.

Zum Glück waren Van, Jolu und ich für den folgenden Abend nach der Schule zum Kaffee in unserem Lieblingsplatz in der Mission verabredet. Offiziell wars unser wöchentliches Harajuku-Fun-Madness-Teamtreffen, aber seit das Spiel abgebrochen und Darryl verschwunden war, wars hauptsächlich wöchentliches gemeinsames Flennen, ergänzt um rund ein halbes Dutzend Telefonate und Textnachrichten im Stil von „Bist du okay? Ist das wirklich passiert?“ Es würde gut tun, mal über was anderes sprechen zu können.

⊠

„Du spinnst ja komplett“, sagte Vanessa. „Bist du jetzt endgültig total übergeschnappt?“ Sie war in ihrer Mädchenschul-Uniform gekommen, weil sie auf dem langen Weg nach Hause, ganz bis runter zur San Mateo Bridge und wieder rauf in die Stadt, mit dem Zubringerbus, den die Schule betrieb, im Verkehr steckengeblieben war. Sie hasste es, in der Öffentlichkeit in ihrer Schuluniform gesehen zu werden, weil die total Sailor Moon war: ein Faltenrock, Tunika und Kniestrümpfe. Sie war schon schlecht gelaunt, seit sie ins Café gekommen war, das voll war mit älteren, cooleren, zotteligen Emo-Kunststudenten, die in ihre Lattes grinsten, als sie zur Tür reinkam.

„Was denkst denn du, was ich machen sollte, Van?“, fragte ich. Ich fing selbst langsam an, ärgerlich zu werden. In der Schule wars unerträglich, seit das Spiel nicht mehr lief und seit Darryl nicht mehr da war. Den ganzen Tag lang hatte ich mich im Unterricht damit getröstet, dass ich mein Team sehen würde oder besser gesagt das, was davon übrig war. Und jetzt hatten wir uns in der Wolle.

„Ich will, dass du aufhörst, solche Risiken einzugehen, M1k3y.“ Meine Nackenhaare stellten sich auf. Okay, wir verwendeten bei Team-Treffen immer unsere Team-Nicks, aber jetzt, da mein Nick auch mit meinem Xnet-Profil zusammenhing, machte es mir Angst, ihn laut in der Öffentlichkeit zu hören.

„Sag den Namen nicht noch mal in der Öffentlichkeit“, platzte ich heraus.

Van schüttelte den Kopf. „Genau das ist es, worüber ich rede. Du könntest dich im Knast wiederfinden, Marcus, und nicht bloß du. Eine Menge Leute. Nach dem, was mit Darryl passiert ist …“

„Ich tu das doch für Darryl!“ Ein paar Kunststudenten drehten sich nach uns um, und ich dämpfte die Stimme wieder. „Ich mach das, weil die Alternative wäre, sie mit all dem ungeschoren davonkommen zu lassen.“

„Und du glaubst, du kannst sie aufhalten? Du bist wirklich übergeschnappt. Die sind die Regierung.“

„Aber es ist immer noch unser Land“, entgegnete ich. „Und wir haben immer noch das Recht, das zu tun.“

Van sah aus, als würde sie gleich losheulen. Sie atmete ein paar Mal tief durch und stand dann auf. „Ich kann das nicht, sorry. Ich kann dir nicht dabei zuschauen. Das ist ja wie ein Autounfall in Zeitlupe. Du bist auf dem besten Weg, dich zugrunde zu richten, und ich liebe dich viel zu sehr, als dass ich dir dabei zuschauen könnte.“

Sie neigte sich runter, umarmte mich heftig und gab mir einen harten Kuss auf die Wange, der noch meinen Mundwinkel erwischte. „Pass auf dich auf, Marcus“, sagte sie. Mein Mund brannte dort, wo sie ihre Lippen draufgepresst hatte. Für Jolu hatte sie dieselbe Behandlung parat, allerdings glatt auf die Wange. Dann ging sie.

Als sie weg war, starrten Jolu und ich einander an.

Ich verbarg mein Gesicht in den Händen. „Verdammt“, sagte ich schließlich.

Jolu klopfte mir auf den Rücken und bestellte dann einen neuen Latte für mich. „Wird schon wieder", sagte er.

„Ich hätte gedacht, dass Van es versteht; gerade sie." Die Hälfte von Vans Familie lebte in Nordkorea. Ihre Eltern hatten nie vergessen, dass all diese Verwandten unter der Herrschaft eines wahnsinnigen Diktators lebten und keine Chance hatten, nach Amerika zu entkommen, wie es ihnen selbst, Vans Eltern, gelungen war.

Jolu zuckte die Achseln. „Vielleicht ist sie ja deshalb so ausgerastet. Weil sie genau weiß, wie gefährlich das werden kann."

Ich wusste, was er meinte. Zwei von Vans Onkeln waren ins Gefängnis gebracht worden und nie wieder aufgetaucht.

„Ja", sagte ich.

„Und wieso warst du letzte Nacht nicht im Xnet?" Ich war dankbar für die Ablenkung. So erklärte ich ihm alles, das Bayes-Zeug und meine Angst, wir könnten das Xnet nicht mehr weiter nutzen wie bisher, ohne erwischt zu werden. Er hörte aufmerksam zu.

„Ich versteh, was du meinst. Das Problem ist, dass jemand, der zu viel Krypto in seinen Internet-Verbindungen hat, als ungewöhnlich auffällt. Aber wenn du nicht verschlüsselst, dann machst dus den bösen Jungs leichter, dich abzuhören."

„Genau", sagte ich. „Ich versuch schon den ganzen Tag, mir da was auszudenken. Vielleicht könnten wir die Verbindungen abbremsen, über mehr Benutzerkonten verteilen …"

„Klappt nicht", sagte er. „Um sie langsam genug zu machen, dass sie im Hintergrundrauschen verschwinden, müsstest du das Netzwerk de facto dicht machen, und das wollen wir ja nicht."

„Du hast Recht", sagte ich. „Aber was können wir sonst machen?"

„Wie wäre es, wenn wir die Definition von ‚normal' ändern?"

Und genau deshalb war Jolu schon mit zwölf bei Pigspleen angestellt worden. Gib ihm ein Problem mit zwei schlechten Lösungen, und er denkt sich eine komplett neue dritte Lösung aus, die damit anfängt, dass er alle Grundannahmen übern Haufen wirft.

Ich nickte begeistert. „Na los, sag schon."

„Wenn jetzt der durchschnittliche Internetnutzer in San Francisco an einem durchschnittlichen Tag im Internet eine *Menge* mehr Krypto anhäuft? Wenn wir die Verteilung so hinbiegen können, dass Klartext und Chiffretext bei etwa fifty-fifty liegen, dann sehen die Leute, die das Xnet versorgen, plötzlich wieder normal aus."

„Aber wie kriegen wir das hin? Den Leuten ist ihre Privatsphäre doch viel zu egal, als dass sie plötzlich mit verschlüsselten Links surfen. Die begreifen doch nicht, warum es nicht egal ist, wenn jemand mitlesen kann, was sie so alles googeln."

„Schon, aber Webseiten sind nur kleine Datenpakete. Wenn wir die Leute jetzt dazu bringen, jeden Tag routinemäßig ein paar riesige verschlüsselte Files runterzuladen, dann würde das genauso viel Chiffretext erzeugen wie Tausende von Webseiten."

„Du redest übers indienet", sagte ich.

„Volltreffer", sagte er.

Das indienet – komplett kleingeschrieben – war es, was Pigspleen Net zu einem der erfolgreichsten unabhängigen Provider der Welt gemacht hatte. Damals, als die großen Label angefangen hatten, ihre Fans fürs Herunterladen ihrer Musik zu verklagen, waren etliche der unabhängigen Label und ihre Künstler entgeistert. Wie kann man denn bitte Geld verdienen, indem man seine Kunden verklagt?

Pigspleens Gründerin hatte die Antwort. Sie machte Verträge mit allen Acts, die mit ihren Fans arbeiten wollten, statt sie zu bekämpfen. Du gibst Pigspleen eine Lizenz, deine Musik unter deren Kunden zu verbreiten, und bekommst dafür einen Anteil an den Abogebühren, der sich danach richtet, wie populär deine Musik ist. Für einen Indie-Künstler ist nicht Raubkopieren das Problem, sondern Unbekanntheit: Niemand interessiert sich auch nur genug für deine Musik, um sie zu klauen.

Es funktionierte. Hunderte unabhängiger Künstler und Plattenfirmen unterzeichneten bei Pigspleen, und je mehr Musik es gab, desto mehr Fans wechselten zu Pigspleen als Internet-Anbieter und desto mehr Geld gab es für die Künstler. Binnen eines Jahres hatte der Provider hunderttausend neue Kunden, und inzwischen hatte er eine Million – mehr als die Hälfte aller Breitband-Anschlüsse in der Stadt.

„Ich hab schon seit Monaten auf dem Zettel, den indienet-Code zu überarbeiten“, sagte Jolu. „Die ursprünglichen Programme waren schnell zusammengekloppt, und mit nem bisschen Arbeit könnten sie viel effizienter gemacht werden. Aber ich hatte noch keine Zeit dafür. Einer der Punkte ganz oben auf der Liste ist, die Verbindungen zu verschlüsseln, weil Trudy das gern so möchte.“ Trudy Doo war die Gründerin von Pigspleen. Außerdem war sie eine alte Punk-Legende in San Francisco, Frontfrau der anarcho-feministischen Band Speedwhores, und Privatsphäre war ihre fixe Idee. Ich glaubte sofort, dass sie schon aus Prinzip ihren Musik-Dienst verschlüsselt haben wollte.

„Wird das schwer? Ich mein, wie lange dauert das?“

„Na ja, massenweise Krypto-Code gibt’s schon online für lau“, sagte Jolu. Jetzt tat er wieder das, was er immer tat, wenn er an einem kniffligen Programmierproblem kaute: Er bekam diesen abwesenden Blick, trommelte mit den Händen auf dem Tisch und ließ den Kaffee überschwappen. Mir war nach Lachen zumute – und wenn alles um ihn rum den Bach runterginge, Jolu würde diesen Code schreiben.

„Kann ich helfen?“

Er schaute mich an. „Was, glaubst du nicht, dass ichs allein hinkriege?“

„Was?“

„Na ja, du hast das ganze Xnet-Ding allein aufgezogen, ohne mir auch bloß was zu erzählen; ohne mit mir drüber zu reden. Und dann dachte ich so, wahrscheinlich brauchst du bei so was meine Hilfe gar nicht.“

Jetzt hatte er mich kalt erwischt. „Was?“, wiederholte ich. Jolu sah mittlerweile richtig aufgebracht aus. Es war klar, dass das schon eine ganze Weile an ihm genagt hatte. „Jolu …“

Er sah mich wieder an, und jetzt merkte ich, dass er richtig sauer war. Wie hatte ich das übersehen können? Oh Gott, manchmal war ich echt so ein Idiot.

„Weißt du, Kumpel, es ist keine große Sache …“ – womit er eindeutig meinte, dass es eine verdammt große Sache war – „ich meine, du hast mich nicht mal *gefragt*. Hey, ich hasse das DHS. Darryl war auch mein Freund. Ich hätte dir wirklich dabei helfen können.“

Ich wollte den Kopf zwischen den Knien vergraben. „Hey, Jolu, das war echt bescheuert von mir. Ich hab das halt so um zwei Uhr morgens gemacht. Ich war irgendwie rasend, als das passierte. Ich …“ Ich konnte es nicht erklären. Er hatte Recht, und das war das Problem. Okay, es war nachts um zwei Uhr gewesen, aber ich hätte ihm am nächsten oder übernächsten Tag davon erzählen können. Aber ich hatte es nicht getan, weil ich wusste, was er sagen würde – dass es ein hässlicher Hack war und dass ich das besser durchdenken sollte. Jolu wusste immer, wie man meine Zwei-Uhr-Nachts-Ideen in sauberen Code umsetzen konnte, aber das, womit er dann rumkam, war immer ein bisschen anders als das, was ich mir ursprünglich ausgedacht hatte. Dieses Projekt hatte ich für mich allein haben wollen. Ich war voll in meiner Rolle als M1k3y aufgegangen.

„Tut mir Leid“, sagte ich schließlich. „Tut mir wirklich, wirklich Leid. Du hast völlig Recht. Ich bin irgendwie durchgedreht und hab dummes Zeug gemacht. Aber ich brauche wirklich deine Hilfe – ohne dich kriege ich das nicht hin.“

„Meinst du das ernst?“

„Und wie“, sagte ich. „Mann, du bist der beste Programmierer, den ich kenne. Du bist ein verdammtes Genie, Jolu. Es wäre echt eine Ehre, wenn du mir dabei helfen würdest.“

Er trommelte weiter mit seinen Fingern. „Es ist bloß … du weißt schon. Du bist der Teamchef. Van ist die Clevere. Darryl war … er war dein Stellvertreter, der Typ, der alles organisiert hat und ein Auge auf die Details hatte. Der Programmierer, das war *mein* Job. Und es war so, als hättest du gesagt, dass du mich nicht brauchst.“

„Oh Mann, ich bin son Idiot. Jolu, du bist der Beste für den Job, den ich kenne. Ich bin echt, echt, …“

„Lass gut sein, ja? Stopp. Ich glaub dir ja. Wir sind doch alle grade ziemlich neben der Spur. Also: Klar kannst du helfen. Wahrscheinlich können wir dich sogar bezahlen – ich hab ein kleines Budget für freie Programmierer.“

„Echt jetzt?“ Fürs Programmieren hatte mich noch nie jemand bezahlt.

„Logisch. Wahrscheinlich bist du gut genug, um das Geld wert zu sein.“ Er grinste und boxte mich in die Schulter. Jolu ist eigentlich meistens total entspannt, und eben deshalb hatte er mich grade so aus der Bahn geworfen.

Ich zahlte die Kaffees, und wir gingen. Dann rief ich meine Eltern an, um ihnen zu berichten, was ich vorhatte. Jolus Mom bestand drauf, uns Sandwiches zu machen. Wir schlossen uns mit seinem Computer und dem Code

fürs indienet in seinem Zimmer ein, und dann begann eine der großen Marathon-Programmiersitzungen der Weltgeschichte. Nachdem Jolus Familie um halb zwölf ins Bett gegangen war, entführten wir die Kaffeemaschine in sein Zimmer, um unser Koffeinlevel auf konstant hohem Niveau zu halten.

Wenn du noch nie einen Computer programmiert hast, solltest du es mal tun. Es gibt nichts Vergleichbares auf der Welt. Wenn du einen Computer programmierst, tut er *exakt* das, was du von ihm verlangst. Es ist, als ob man eine Maschine gestaltet – irgendeine Maschine: ein Auto, ein Absperrventil, eine Gasdruckfeder für eine Tür –, indem man Mathematik und Anweisungen verwendet. Es ist Ehrfurcht gebietend im Wortsinn: Es kann dich mit Ehrfurcht erfüllen.

Ein Computer ist die komplizierteste Maschine, die du je benutzen wirst. Er besteht aus Milliarden winzigwinzigkleiner Transistoren, die so eingestellt werden können, dass sie jedes Programm ablaufen lassen, das du dir vorstellen kannst. Aber wenn du an der Tastatur sitzt und eine Zeile Code schreibst, dann tun diese Transistoren genau das, was du ihnen sagst.

Die meisten von uns werden niemals ein Auto bauen. Die allerwenigsten von uns werden ein Fluggerät entwickeln, ein Gebäude gestalten, eine Stadt am Reißbrett entwerfen.

Das sind schon ziemlich komplizierte Maschinen, und sie sind für Leute wie dich und mich weit außerhalb unserer Reichweite. Aber ein Computer ist vielleicht noch zehn Mal komplizierter, und doch tanzt er zu jeder Melodie, die du ihm vorspielst. Einfaches Programmieren kannst du an einem Nachmittag lernen. Fang mit einer Sprache wie Python an, die extra dafür geschrieben wurde, Programmieranfängern dabei zu helfen, dass die Maschine nach ihrer Pfeife tanzt. Und wenn du bloß einen Tag lang, nur einen Nachmittag lang programmierst: einmal zumindest musst du es tun. Computer können dich kontrollieren, oder sie können dir deine Arbeit erleichtern – wenn du deine Maschinen unter deiner Kontrolle haben willst, musst du lernen, Code zu schreiben.

In dieser Nacht schrieben wir ne Menge Code.

Kapitel 8

Dieses Kapitel ist Borders gewidmet, dem globalen Buchhandelsriesen, den man in Städten rund um die Welt finden kann – ich werde nie vergessen, wie ich einmal in den gigantischen Borders-Laden auf der Orchard Road in Singapur spaziert bin und ein Regal voll mit meinen Romanen gefunden habe! Viele Jahre lang war der Borders in Londons Oxford Street Gastgeber für Pat Cadigans monatliche Science-Fiction-Abende, bei denen ansässige und angereiste Autoren aus ihren Werken lasen, über Science Fiction sprachen und ihre Fans trafen. Wenn ich in einer fremden Stadt bin – und das passiert häufig – dann ist eigentlich immer ein Borders mit großartiger Auswahl in der Nähe.; aber ganz besonders schätze ich den Borders auf dem Union Square in San Francisco.

Borders weltweit http://www.bordersstores.com/locator/locator.jsp

Ich war nicht der Einzige, der den Histogrammen zum Opfer fiel. Jede Menge Leute haben unnormale Bewegungs- und Nutzungsmuster. Unnormal ist so verbreitet, dass es praktisch schon wieder normal ist.

Das Xnet war voll von solchen Geschichten, ebenso die Zeitungen und die Fernsehnachrichten. Ehemänner wurden dabei erwischt, ihre Frauen zu betrügen; Ehefrauen wurden dabei erwischt, ihre Männer zu betrügen; und Kinder wurden mit heimlichen Freunden oder Freundinnen erwischt. Ein Junge, der seinen Eltern nichts von seiner AIDS-Erkrankung gesagt hatte, wurde dabei erwischt, in die Klinik zu fahren, wo er seine Medikamente bekam.

Das also waren die Leute, die was zu verbergen hatten – nicht schuldige Menschen, sondern Menschen mit Geheimnissen. Und noch viel mehr Leute hatten überhaupt nichts zu verbergen, sondern bloß was dagegen, abgegriffen und verhört zu werden. Stell dir einfach mal vor, du wirst auf dem Rücksitz eines Polizeiautos festgehalten und hast zu beweisen, dass du *kein* Terrorist bist.

Und es war nicht bloß der öffentliche Nahverkehr. Die meisten Autofahrer in der Bay Area haben einen FasTrak-Pass an der Sonnenblende hängen. Das ist so ne kleine Funk-„Brieftasche“, die deine Maut bezahlt, wenn du eine Brücke passierst, und dir so das lästige stundenlange Warten in der Schlange vor den Mauthäuschen erspart. Erst hatten sie die Gebühren fürs Barzahlen an den Brücken verdreifacht (was sie aber immer abstritten und behaupteten, FasTrak sei billiger, nicht etwa anonyme Barzahlung teurer). Und was dann noch an Barzahlern übrig blieb, verschwand, als sie die Barzahler-Spuren auf eine pro Brückenkopf eindampften, wodurch die Warteschlangen noch länger wurden.

Egal also, ob du hier wohnst oder bloß einen Mietwagen einer örtlichen Agentur fährst – du hast immer einen FasTrak. Aber wie sich rausstellte, sind Mauthäuschen nicht der einzige Ort, an dem dein FasTrak gelesen wird. Das DHS hatte FasTrak-Leser in der ganzen Stadt installiert – wenn du dran vorbeifuhrst, zeichneten sie die Zeit und deine ID-Nummer auf und trugen so ein immer perfekteres Bild dessen zusammen, wer wann wohin fuhr, das in einer Datenbank landete, die zusätzlich von Ampelblitzern und Tempoüberwachungsanlagen gespeist wurde und von all den anderen Nummernschild-Erkennungskameras, die hier wie Pilze aus dem Boden schossen.

Bisher hatte niemand groß darüber nachgedacht. Aber jetzt, da die Leute anfingen, darauf zu achten, bemerkten wir alle irgendwelche Kleinigkeiten, wie etwa den Umstand, dass der FasTrak keinen Ausschalter hat.

Wenn du also Auto fuhrst, konntest du jederzeit von einer SFPD-Kutsche rausgewunken werden, und die fragten dich dann, warum du in letzter Zeit so häufig bei Home Depot warst oder wozu dieser mitternächtliche Trip nach Sonoma letzte Woche gut war.

Die kleinen Wochenend-Demonstrationen überall in der Stadt wurden größer. Nach einer Woche dieser Überwachungsmaßnahmen marschierten fünfzigtausend Menschen über Market Street. Mir wars egal: Den Leuten, die meine Stadt eingenommen hatten, wars ja auch egal, was die Bürger wollten. Sie waren eine Besatzerarmee. Und sie wussten, wie wir darüber dachten.

Eines Morgens kam ich grade rechtzeitig zum Frühstück runter, um zu hören, wie Dad Mom erzählte, dass die zwei größten Taxiunternehmen eine „Ermäßigung“ für Leute einführten, die spezielle Karten zum Bezahlen der Fahrt verwendeten, angeblich im Sicherheitsinteresse der Fahrer, die dann nicht mehr so viel Bargeld bei sich hatten. Ich fragte mich, was wohl mit den Informationen passierte, wer mit welchem Taxi wohin fuhr.

Ich merkte, wie knapp es geworden war. Der neue indienet-Client war als automatisches Update verteilt worden, als die ganze Sache grade anfing, richtig übel zu werden, und Jolu erzählte, dass jetzt 80 Prozent des Datenverkehrs bei Pigspleen verschlüsselt war. Das Xnet dürfte im letzten Moment gerettet worden sein.

Aber Dad machte mich langsam wahnsinnig.

„Du bist ja paranoid, Marcus“, sagte er einmal beim Frühstück, als ich ihm davon erzählte, wie ich am Tag zuvor gesehen hatte, wie Polizisten ein paar Leute aus der BART pflückten.

„Dad, das ist doch lächerlich. Die fangen überhaupt keine Terroristen, oder etwa doch? Das alles jagt den Leuten bloß Angst ein."

„Vielleicht haben sie noch keine Terroristen geschnappt, aber sie kriegen auf jeden Fall eine Menge Gesindel von den Straßen. Denk mal an die Drogenhändler – angeblich haben sie Dutzende eingesperrt, seit das alles angefangen hat. Weißt du noch, wie diese Junkies dich ausgeraubt haben? Wenn wir ihre Dealer nicht schnappen, wird das immer noch schlimmer." Im Jahr zuvor war ich beraubt worden, allerdings noch ziemlich zivilisiert. Ein hagerer Typ mit strengem Geruch sagte mir, er habe eine Knarre, der andere verlangte meine Brieftasche. Sie ließen mir sogar meinen Ausweis, behielten allerdings meine Kreditkarte und den Fast Pass. Ich hatte trotzdem fürchterlich Angst gehabt und noch wochenlang paranoid über meine Schulter geguckt.

„Aber die meisten Leute, die sie festhalten, haben doch überhaupt nichts Falsches gemacht, Dad", sagte ich. Das ging mir an die Nieren. Mein eigener Vater! „Das ist doch verrückt. Auf jede schuldige Person, die sie schnappen, müssen sie Tausende Unschuldige bestrafen. Das ist einfach nicht in Ordnung."

„Unschuldig? Typen, die ihre Frau betrügen? Drogendealer? Die verteidigst du, aber was ist mit all den Leuten, die gestorben sind? Wenn du nichts zu verbergen hast …"

„Also dich würde es nicht stören, wenn sie *dich* anhalten?" Die Histogramme meines Vaters waren bislang deprimierend normal.

„Ich würde es als meine Pflicht betrachten", sagte er. „Ich wäre stolz. Und ich würde mich sicherer fühlen."

Der hatte gut reden.

☒

Vanessa mochte es nicht, wenn ich über diese Sachen sprach, aber sie war zu klug diesbezüglich, als dass ich das Thema lange vermeiden konnte. Wir trafen uns ständig, redeten übers Wetter, die Schule und so Zeug, und dann kam ich irgendwie auf dieses Thema zurück. Vanessa blieb dann cool – noch einmal rastete sie nicht mehr aus –, aber ich merkte, dass es sie aufregte.

Trotzdem.

„Und dann sagt mein Vater, ‚ich würde es als meine Pflicht betrachten'. Kannst du dir das vorstellen? Ich mein, hallo? Ich hab ihm in dem Moment fast davon erzählt, wie ich im Knast war und ob er meint, dass das auch unsere ‚Pflicht' wäre."

Wir saßen nach der Schule in Dolores Park im Gras und sahen den Hunden dabei zu, Frisbees zu fangen.

Van war zu Hause reingesprungen und hatte sich umgezogen – sie trug jetzt ein altes T-Shirt einer ihrer brasilianischen Lieblings-Techno-Brega-Bands, Carioca Proibidão, „der verbotene Typ aus Rio". Das T-Shirt hatte sie bei einer Live-Show gekauft, wo wir alle vor zwei Jahren waren, ein heimlicher Ausflug zu einem großen Abenteuer im Cow Palace; und seither war sie ein, zwei Zoll gewachsen, deshalb saß es knapp überm Bauch und erlaubte Blicke auf ihren flachen kleinen Nabel.

Sie lag zurückgelehnt in der Sonne, die Augen hinter den Brillengläsern geschlossen, und wackelte in ihren Flip-Flops mit den Zehen. Ich kannte Van schon ewig, und wenn ich an sie dachte, sah ich gewöhnlich das kleine Mädchen mit Hunderten klirrender Armreifen aus aufgeschlitzten Limo-Dosen, das Klavier spielte und ums Verrecken nicht tanzen konnte. Als sie heute in Dolores Park saß, sah ich sie plötzlich so, wie sie war.

Sie war total h31ß – im Klartext: heiß. Es war so, wie wenn man diese Vase anguckt und plötzlich merkt, dass das ja auch zwei Gesichter sind. Ich sah zwar, dass Van ja eigentlich nur Van war, aber ich konnte jetzt auch sehen, dass sie ne echte Schönheit war, und das war mir bisher noch nie aufgefallen.

Okay, Darryl hatte das die ganze Zeit schon gewusst, und glaubt mal nicht, dass ich nicht enttäuscht war, das jetzt zu begreifen.

„Deinem Dad kannst dus nicht erzählen, ist ja klar", sagte sie. „Du würdest uns alle in Gefahr bringen." Ihre Augen waren geschlossen, und ihre Brust hob und senkte sich im Takt ihres Atems, was mich doch ziemlich aus dem Konzept brachte.

„Ja", sagte ich düster, „das Problem ist bloß: Ich weiß, dass er totalen Blödsinn redet. Wenn du meinen Dad rauswinkst und von ihm Beweise verlangst, dass er kein kinderschändender, drogendealender Terrorist ist – der würde amoklaufen. Er hasst es schon, in der Warteschleife zu hängen, wenn er wegen seiner Kreditkartenabrechnung telefoniert. Sperr ihn eine Stunde auf einem Autorücksitz ein und verhör ihn, dann kriegt der nen Infarkt."

„Die kommen ja bloß damit durch, weil die Normalen sich für was Besseres halten als die Unnormalen. Wenn sie jeden rauswinken würden, das wär eine Katastrophe. Niemand würde mehr irgendwo hinkommen, alle würden bloß noch drauf warten, von den Bullen verhört zu werden. Der totale Stau."

Wow.

„Van, du bist echt genial", sagte ich.

„Erzähl mir mehr davon", antwortete sie. Sie lächelte abwesend und blickte mich durch halb geschlossene Augen an, dass es fast schon romantisch war.

„Ehrlich. Wir können das schaffen. Wir können die Profile ganz einfach durcheinanderbringen. Leute rauswinken zu lassen ist kein Problem."

Sie setzte sich auf, wischte ihr Haar aus dem Gesicht und sah mich an. Ich spürte einen kleinen Hüpfer im Bauch, weil ich dachte, sie sei schwer beeindruckt von mir.

„Wir brauchen bloß RFID-Kloner", sagte ich. „Und das ist total einfach. Wir müssen bloß die Firmware auf einen Zehn-Dollar-Leser von Radio Shack flashen. Dann laufen wir rum und vertauschen wahllos die Marker irgendwelcher Leute und überschreiben ihre Fast Passes und FasTraks mit den Codes von anderen Leuten. Dann sieht *jeder* plötzlich ziemlich merkwürdig aus, und ziemlich kriminell. Und schwupp: der totale Stau!"

Van verzog die Lippen und setzte die Sonnenbrille wieder auf; ich merkte, dass sie so wütend war, dass sie kein Wort rausbrachte.

„Machs gut, Marcus", sagte sie und stand auf. Ehe ich mich versah, ging sie davon – so schnell, dass sie fast rannte.

„Van", rief ich, sprang auf und stürzte hinter ihr her. „Van! Warte doch!" Sie legte noch einen Zahn zu, und ich musste rennen, um ihr zu folgen.

„Van, was zum Teufel soll das?", sagte ich und schnappte sie am Arm. Sie riss ihn so heftig weg, dass ich mir selbst ins Gesicht schlug.

„Du bist völlig durchgeknallt, Marcus. Du bringst all deine kleinen Xnet-Kumpel in Lebensgefahr, und außerdem willst du die ganze Stadt in Terrorverdächtige verwandeln. Kannst du nicht aufhören, bevor du den Leuten wehtust?"

Ich machte den Mund ein paarmal auf und zu. „Van, *ich* bin nicht das Problem, *die* sind es. Ich verhafte schließlich keine Leute, steck sie in den Knast und lass sie verschwinden. Die Heimatschutzbehörde, die tut das. Und ich kämpfe dagegen, um sie aufzuhalten."

„Aber wie, wenn dus doch nur schlimmer machst?"

„Vielleicht muss es ja erst schlimmer werden, bevor es besser wird, Van. Wars nicht das, was du meintest? Wenn jetzt jeder rausgewunken würde …"

„Das hab ich aber nicht gemeint. Ich hab nicht gemeint, dass du dafür sorgen sollst, dass sie jeden verhaften. Wenn du protestieren willst, dann geh doch zur Protestbewegung. Mach irgendwas Positives. Hast du denn *überhaupt nichts* von Darryl gelernt? Gar nichts?"

„Du hast verdammt Recht", sagte ich, schon halb aus der Fassung. „Ich hab gelernt, dass man denen nicht trauen kann. Dass jeder ihnen hilft, der sie nicht bekämft. Und dass sie das Land in einen Knast verwandeln, wenn wir sie nur lassen. Und was hast du gelernt, Van? Immer nur ängstlich zu sein, stillzusitzen und den Mund zu halten und zu hoffen, dass dich keiner bemerkt? Glaubst du, das wird noch mal besser? Wenn wir nichts unternehmen, dann ist das das Beste, was wir noch zu erwarten haben. Dann wirds in Zukunft immer nur noch schlimmer werden. Willst du Darryl helfen? Dann hilf mir, die zu stoppen!"

Da war er wieder, mein Schwur. Nicht Darryl zu befreien, sondern das gesamte DHS in die Knie zu zwingen. Dass das Wahnsinn war, wusste ich selbst nur zu gut. Aber es war genau das, was ich zu tun gedachte, da gabs gar kein Vertun.

Van schubste mich mit beiden Händen grob von sich. Sie hatte mächtig Kraft vom Schulsport – Fechten, Lacrosse, Hockey, all diese Mädchenschul-Sportarten –, und ich landete mit dem Hintern auf dem grässlichen San Franciscoer Bürgersteig. Sie verschwand, und ich folgte ihr nicht.

⊠

> Der entscheidende Aspekt bei Sicherheitssystemen ist nicht, wie sie arbeiten, sondern wie sie versagen.

Das war die erste Zeile meines ersten Blog-Eintrags auf Open Revolt, meiner Xnet-Site. Ich schrieb als M1k3y, und ich war bereit, in den Krieg zu ziehen.

> Mag ja sein, all diese automatische Durchleuchtung ist wirklich dafür gedacht, Terroristen zu fangen. Und es mag sogar sein, sie fangen damit früher oder später tatsächlich einen Terroristen. Das Problem ist bloß, es fängt uns alle auch, obwohl wir überhaupt nichts Falsches tun.

> Je mehr Leute sie damit fangen, desto fragwürdiger wird das System. Wenn es zu viele Leute fängt, dann ist das sein Tod.

> Ist die Sache klar?

Dann kopierte ich meine Anleitung zum Bau eines RFID-Kloners rein, dazu ein paar Tips, wie man nah genug an Leute rankommt, um ihre Marker zu lesen und überschreiben zu können. Meinen eigenen Kloner steckte ich in die Tasche meiner Original-Motocross-Jacke aus schwarzem Leder mit den verstärkten Taschen und ging dann zur Schule. Zwischen daheim und Chavez High schaffte ich es, sechs Marker zu klonen.

Sie wollten Krieg. Sie würden Krieg bekommen.

☒

Wenn du jemals auf die Schnapsidee kommen solltest, einen automatischen Terrordetektor zu bauen, dann solltest du erst mal eine bestimmte Mathematik-Lektion lernen. Sie heißt „Paradoxon vom Falsch-Positiven“, und sie ist ein Prachtstück.

Nimm an, es gibt diese neue Krankheit, sagen wir, Super-AIDS. Nur einer von einer Million Menschen bekommt Super-AIDS. Du entwickelst einen Test, der eine Genauigkeit von 99 Prozent hat. Damit meine ich, er liefert in 99 Prozent der Fälle das korrekte Ergebnis: „ja“, wenn der Proband infiziert ist, und „nein“, wenn er gesund ist. Dann testest du damit eine Million Leute.

Einer von einer Million Leuten hat Super-AIDS. Und einer von hundert Leuten, die du testest, wird ein „falsch-positives“ Ergebnis generieren – der Test wird ergeben, dass der Proband Super-AIDS hat, obwohl er es in Wahrheit nicht hat. Das nämlich bedeutet „99 Prozent genau“: ein Prozent falsch.

Was ist ein Prozent von einer Million?

1.000.000/100 = 10.000

Einer von einer Million Menschen hat Super-AIDS. Wenn du wahllos eine Million Leute testest, wirst du wahrscheinlich einen echten Fall von Super-AIDS ausfindig machen. Aber dein Test wird nicht genau eine Person als Träger von Super-AIDS identifizieren. Sondern *zehntausend* Leute.

Dein zu 99 Prozent genauer Test arbeitet also mit einer Ungenauigkeit von 99,99 Prozent.

Das ist das Paradoxon vom Falsch-Positiven. Wenn du etwas wirklich Seltenes finden willst, dann muss die Genauigkeit deines Tests zu der Seltenheit dessen passen, was du suchst. Wenn du auf einen einzelnen Pixel auf deinem Bildschirm zeigen willst, dann ist ein spitzer Bleistift ein guter Zeiger: Die Spitze ist viel kleiner (viel genauer) als die Pixel. Aber die Bleistiftspitze taugt nichts, wenn du auf ein einzelnes *Atom* in deinem Bildschirm zeigen willst. Dafür brauchst du einen Zeiger – einen Test –, der an der Spitze nur ein Atom groß oder kleiner ist.

Das ist das Paradoxon vom Falsch-Positiven, und mit Terrorismus hängt es wie folgt zusammen: Terroristen sind wirklich selten. In einer 20-Millionen-Stadt wie New York gibt es vielleicht einen oder zwei Terroristen. Vielleicht zehn, allerhöchstens. 10/20.000.000 = 0.00005 Prozent. Ein zwanzigtausendstel Prozent.

Das ist wirklich verdammt selten. Und jetzt denk dir eine Software, die alle Bankdaten, Mautdaten, Nahverkehrs-Daten oder Telefondaten der Stadt durchgrasen kann und mit 99-prozentiger Genauigkeit Terroristen erwischt.

In einer Masse von 20 Millionen Leuten wird ein 99 Prozent genauer Test zweihunderttausend Menschen als Terroristen identifizieren. Aber nur zehn davon sind wirklich Terroristen. Um zehn Schurken zu schnappen, muss man also zweihunderttausend Unschuldige rauspicken und unter die Lupe nehmen.

Jetzt kommts: Terrorismus-Tests sind nicht mal *annähernd* 99 Prozent genau. Eher so was wie 60 Prozent. Manchmal sogar nur 40 Prozent genau.

Und all das bedeutete, dass die Heimatschutzbehörde zum Scheitern verdammt war. Sie versuchte, unglaublich seltene Ereignisse – eine Person ist ein Terrorist – mit unpräzisen Systemen zu erkennen.

Kein Wunder, dass wir es schafften, so ein Chaos zu verbreiten.

⊠

Eines Dienstagmorgens, eine Woche nach Beginn der Operation Falsch-Positiv, kam ich pfeifend aus der Haustür. Ich hörte neue Musik, die ich in der Nacht zuvor aus dem Xnet geladen hatte – eine Menge Leute schickten M1k3y kleine digitale Geschenke, um sich dafür zu bedanken, dass er ihnen wieder Hoffnung gab.

Ich bog auf die 23. Straße ein und nahm vorsichtig die paar schmalen Steinstufen in der Flanke des Hügels. Auf dem Weg runter kam ich an Herrn Dackel vorbei. Herrn Dackels richtigen Namen kenne ich nicht, aber ich sehe ihn fast täglich, wenn er seine drei schnaufenden Dackel die Treppe hoch zu dem kleinen Park führt. Es ist praktisch unmöglich, sich auf der Treppe an dieser Meute vorbeizuquetschen, und so verheddere ich mich regelmäßig in einer Leine, werde in einen Vorgarten abgedrängt oder bleibe an der Stoßstange eines der am Straßenrand parkenden Autos hängen.

Herr Dackel ist offensichtlich *sehr wichtig*, denn er hat eine schicke Uhr und trägt immer einen eleganten Anzug. Ich ging davon aus, dass er im Finanzdistrikt arbeitete.

Als ich heute an ihm entlangschubberte, löste ich meinen RFID-Kloner aus, der in der Tasche meiner Lederjacke bereit lag. Der Kloner saugte sich die Nummern seiner Kreditkarten, der Autoschlüssel, seines Passes und die der Hundert-Dollar-Noten in seiner Brieftasche.

Während das noch geschah, flashte ich ein paar davon mit neuen Nummern, die ich im Gedränge von anderen Leuten gesaugt hatte. Das war so, wie ein paar Nummernschilder auszutauschen, aber unsichtbar und in Echtzeit. Ich lächelte Herrn Dackel entschuldigend an und ging weiter die Treppe runter. Neben drei Autos blieb ich lange genug stehen, um ihre FasTrak-Nummern gegen die Nummern von Wagen zu tauschen, an denen ich am Tag zuvor vorbeigekommen war.

Man mag das für ziemlich rüpelig halten, aber im Vergleich mit vielen Xnettern war ich noch zurückhaltend und konservativ. Ein paar Mädels im Verfahrenstechnik-Programm an der UC Berkeley hatten ausgetüftelt, wie man aus Küchenartikeln eine harmlose Substanz erzeugt, die Sprengstoff-Sensoren anschlagen ließ. Sie hatten ihren Spaß dabei, das Zeug auf die Aktentaschen und Jacken ihrer Profs zu streuen, um sich dann zu verstecken und zu beobachten, wie diese Profs versuchten, Auditorien und Bibliotheken auf dem Campus zu betreten, nur um von den mittlerweile allgegenwärtigen Sicherheitsdiensten in die Mangel genommen zu werden.

Andere wollten ausprobieren, wie man Umschläge so mit Substanzen pudern könnte, dass sie positiv auf Anthrax getestet würden, aber alle anderen hielten das für bescheuert. Zum Glück hatten sies wohl auch nicht hingekriegt.

Ich kam am San Francisco General Hospital vorbei und nickte zufrieden, als ich die langen Schlangen am Haupteingang sah. Natürlich hatten sie dort auch einen Polizeiposten, und es arbeiteten da genügend Xnetter als Praktikanten, in der Caféteria und sonstwo, dass sie mittlerweile die Marken von allen Mitarbeitern wild durchgemischt hatten. Ich hatte gelesen, dass die Sicherheits-Checks für jeden die Arbeitszeit um eine Stunde pro Tag verlängerten, und die Gewerkschaften drohten mit Streik für den Fall, dass das Hospital nichts dagegen unternahm.

Ein paar Blöcke weiter sah ich eine noch längere Schlange am Zugang zur BART. Polizisten stapften die Schlange entlang und pickten Leute raus, um sie zu befragen, die Taschen zu durchsuchen und sie komplett zu filzen. Sie wurden zwar immer öfter deswegen verklagt, aber das schien sie nicht zu bremsen.

Ich war ein bisschen zu früh an der Schule und beschloss, noch mal zur 22. Straße zu gehen, um einen Kaffee zu trinken, und da kam ich an einem Polizeiposten vorbei, an dem sie Autos anhielten und penibel durchsuchten.

In der Schule wars nicht weniger bizarr – die Sicherheitsleute an den Metalldetektoren prüften auch unsere Schulausweise und griffen sich Schüler mit ungewöhnlichen Bewegungsprofilen zur Befragung raus. Natürlich hatten wir alle ungewöhnliche Bewegungsprofile. Und natürlich fing der Unterricht mindestens eine Stunde später an.

Und im Unterricht wars völlig verrückt. Ich glaub nicht, dass sich überhaupt jemand konzentrieren konnte. Ich hörte, wie zwei Lehrer drüber sprachen, wie lange sie am Tag zuvor für den Heimweg gebraucht hatten und dass sie heute heimlich früher loskommen wollten.

Ich konnte mich nur mit Mühe beherrschen, um nicht loszuplatzen. Das Paradoxon vom Falsch-Positiven hatte wieder zugeschlagen!

Klar, dass sie uns früh aus dem Unterricht entließen; ich nahm den langen Weg nach Hause und stromerte durch Mission, um das Chaos zu begutachten. Endlose Autoschlangen. Anstehen vor BART-Stationen bis einmal um den Block rum. Leute, die Geldautomaten beschimpften, die kein Geld rausrückten, weil ihre Konten wegen unge-

wöhnlicher Aktivitäten eingefroren waren (das kommt dabei raus, wenn man sein Konto unmittelbar mit seinem FasTrak und FastPass koppelt!).

Ich kam heim, machte mir ein Sandwich und loggte mich ins Xnet ein. Es war ein guter Tag gewesen. Leute aus allen Ecken der Stadt bejubelten ihre Erfolge. Wir hatten die Stadt San Francisco zum Stillstand gebracht. Die Nachrichten bestätigten das – dort hieß es, das DHS sei übergeschnappt, und man machte die Pseudo-Sicherheitsmaßnahmen, die uns angeblich vor Terrorismus schützen sollten, für alles verantwortlich. Der Wirtschaftsteil des San Francisco Chronicle widmete die komplette Aufmacherseite einer Schätzung der volkswirtschaftlichen Kosten der DHS-Maßnahmen durch ausgefallene Arbeitsstunden, Besprechungen und so weiter. Laut dem Wirtschaftsexperten des Chronicle würde eine Woche dieses Blödsinns die Stadt mehr kosten als die Folgen der Sprengung der Bay Bridge.

Hahahahaha.

Und das Beste: Dad kam an diesem Abend später. Viel später. Drei *Stunden* später. Warum? Weil er rausgewunken, durchsucht und befragt worden war. Dann passierte das wieder. Zwei Mal.

Zwei Mal!

Kapitel 9

Dieses Kapitel ist Compass Books/Books Inc gewidmet, der ältesten unabhängigen Buchhandlung im Westen der USA. Sie hat Filialen überall in Kalifornien, in San Francisco, Burlingame, Mountain View und Palo Alto, aber am coolsten ist ihre Monster-Buchhandlung mitten in Downtown Disney im Disneyland Anaheim. Ich bin ein Hardcore-Fan von Disney-Parks (wie mein erster Roman, „Down and Out in the Magic Kingdom" – dt. „Backup", A.d.Ü. –) beweist, und wann immer ich in Kalifornien lebte, habe ich mir eine Disneyland-Jahreskarte gekauft und bei praktisch jedem Besuch auch einmal bei Compass Books in Downtown Disney reingeschaut. Sie haben da eine fantastische Auswahl an unautorisierten, teils auch kritischen Büchern über Disney vorrätig, außerdem eine Menge Kinderbücher und Science Fiction, und im Kaffee nebenan machen sie einen fiesen Cappuccino.

Compass Books/Books Inc: http://www.booksinc.net/NASApp/store/Product;jsessionid=abcF-ch09-pbU6m7ZRrLr?s=showproduct&isbn=0765319853

Er war so wütend, dass ich dachte, gleich müsse er platzen. Sagte ich schon, dass ich erst ein paar Mal erlebt hatte, wie er die Fassung verlor? In dieser Nacht verlor er sie mehr als jemals zuvor.

„Ihr glaubt es nicht. Dieser Polizist war vielleicht 18, und der fragte dauernd, ‚Warum waren Sie denn gestern in Berkeley, wenn Ihr Kunde doch in Mountain View sitzt?' Und dann hab ich ihm noch mal erklärt, dass ich in Berkeley unterrichte, und dann er wieder ‚Aber ich dachte, Sie seien ein Berater', und dann ging das Ganze wieder von vorn los. Es war wie bei einer Sitcom, wo sie die Polizisten mit einem Dummheitslaser beschossen haben.

Aber schlimmer war: Der bestand darauf, ich sei auch heute in Berkeley gewesen, und ich sagte nein, war ich nicht, und er sagte doch, ich sei da gewesen. Dann hat er mir meine FasTrak-Abrechnung gezeigt, und da stand drauf, dass ich heute drei Mal über San Mateo Bridge gefahren sein soll!

Und das ist noch nicht alles", sagte er und atmete so scharf ein, dass ich merkte, wie sauer er war. „Sie hatten Informationen über Orte, an denen ich gewesen sein soll, die überhaupt keine Mautstation haben. Die müssen meinen Pass einfach so auf der Straße eingelesen haben. Und das war alles *falsch*! Ach verdammt, die schnüffeln uns allen hinterher und sind dafür noch nicht mal kompetent genug!"

Während er sich so in Fahrt redete, war ich in die Küche verschwunden, und jetzt sah ich ihm von der Türschwelle aus zu. Mom begegnete meinem Blick, und wir hoben beide die Augenbrauen, wie um zu sagen „wer sagt ihm jetzt ‚siehst du'?" Ich nickte ihr zu. Sie würde ihre ehefrauliche Macht nutzen können, seine Wut zu besänftigen, wie das mir als einer bloßen Nachwuchs-Einheit niemals möglich wäre.

„Drew", sagte sie und schnappte ihn am Arm, um ihn davon abzuhalten, weiter durch die Küche zu stratzen und mit den Armen zu wedeln wie ein Straßenprediger.

„Was?", schnappte er.

„Ich glaube, du schuldest Marcus eine Entschuldigung." Ihre Stimme war ganz ruhig dabei. Dad und ich sind die Durchgeknallten im Haushalt – Mom ist ein echter Fels in der Brandung.

Dad schaute mich an. Seine Augen wurden schmal, während er einen Moment lang nachdachte. „Okay", sagte er schließlich. „Du hast Recht. Was ich meinte, war kompetente Überwachung. Diese Typen waren die totalen Anfänger. Es tut mir Leid, mein Junge", sagte er. „Du hattest Recht. Es war lächerlich." Er streckte seine Hand aus und schüttelte meine, dann zog er mich plötzlich an sich und umarmte mich heftig.

„Oh Gott, was machen wir mit diesem Land, Marcus? Deine Generation hätte es verdient, etwas Besseres zu erben als das hier." Als er mich wieder los ließ, konnte ich die tiefen Furchen in seinem Gesicht sehen, Linien, die mir zuvor nie aufgefallen waren.

Ich ging zurück in mein Zimmer und spielte ein paar Xnet-Spiele. Es gab da eine gute Mehrspieler-Nummer, ein Uhrwerk-Piratenspiel, bei dem man jeden Tag ein paar Aufgaben lösen musste, um die Uhrfedern seiner ganzen Mannschaft neu aufzuziehen und wieder auf Raubzüge gehen zu können. Es war diese Sorte Spiel, die ich hasste, von der ich aber trotzdem nicht wegkam: Viele Aufgaben, die sich wiederholten und nicht sonderlich anspruchsvoll waren, ein paar Kämpfe Spieler gegen Spieler (Klingen kreuzen, um auszufechten, wer das Schiff kommandierte) und nicht gerade viele coole Rätsel zu lösen. Hauptsächlich verursachte diese Sorte Spiel mir Heimweh nach Harajuku Fun Madness, dieser Kombination aus Rumrennen in der echten Welt, Online-Rätselaufgaben und Strategiesitzungen mit deinem Team.

Aber heute nacht war es genau das, was ich brauchte. Sinnlose Unterhaltung.

Mein armer Dad.

Ich hatte ihm das angetan. Vorher war er zufrieden gewesen, zuversichtlich, dass seine Steuerdollars dafür ausgegeben wurden, ihn sicherer zu machen. Ich hatte diese Zuversicht zerstört. Natürlich war es eine falsche Zuversicht, aber es hatte ihn aufrecht erhalten. So wie ich ihn nun sah, am Boden zerstört, fragte ich mich, ob es wohl

besser sei, klarsichtig und ohne Hoffnung zu leben oder in einem Paradies der Einfältigen. Diese Scham – dieselbe Scham, die ich seit dem Moment empfunden hatte, als ich meine Passwörter preisgab, als sie mich gebrochen hatten – kehrte zurück, machte mich träge und ließ mich wünschen, nur weit weg von mir selbst zu sein.

Mein Spielcharakter war ein Matrose auf dem Piratenschiff „Zombie Charger“, und er war abgelaufen, während ich offline war. Ich musste alle anderen Spieler auf dem Schiff anbeamen, um einen zu finden, der bereit war, mich wieder aufzuziehen. Das beschäftigte mich. Ich mochte es sogar. Es hat was Magisches, wenn ein völlig Fremder dir einen Gefallen tut. Und weil es das Xnet war, wusste ich, dass alle Fremden hier in gewissem Sinne Freunde waren.

> Woher kommste?

Der Charakter, der mich aufzog, hieß Lizanator, und er war weiblich, obwohl das nicht bedeuten musste, dass eine Frau dahintersteckte. Kerle hatten manchmal eine bizarre Neigung dazu, weibliche Charaktere zu spielen.

> San Francisco

sagte ich

> Nein, Idiot, wo in San Fran?

> Warum, biste pervers?

Das war normalerweise das Ende so einer Konversation. Natürlich war jede Spiele-Site voll von Pädos und Pervis sowie von Bullen, die hier als Köder für die Pädos und Perversen unterwegs waren (obwohl ich hoffte, dass es im Xnet keine Bullen gab!) So eine Anschuldigung war in neunzig Prozent aller Fälle genug für nen Themenwechsel.

> Mission? Potrero Hill? Noe? East Bay?

> Zieh mich bloß auf, ja?

Sie hörte auf, mich aufzuziehen.

> Hast Angst?

> Ne, wieso?

> Nur ne Frage

Ich hatte kein gutes Gefühl mit ihr. Sie war offensichtlich mehr als bloß neugierig. Nenn es Paranoia. Ich loggte mich aus und fuhr die Xbox runter.

☒

Dad schaute mich am nächsten Morgen übern Frühstückstisch hinweg an und sagte: „Sieht aus, als ob es endlich besser würde“. Er reichte mir den Chronicle, der auf der dritten Seite aufgeschlagen war.

Ein Sprecher der Heimatschutzbehörde bestätigte, dass das Büro in San Francisco in DC eine Budget- und Personalaufstockung um 300 Prozent beantragt habe.

Wie bitte?

Generalmajor Graeme Sutherland, der Kommandierende der DHS-Operationen in Nordkalifornien, bestätigte die Anfrage bei einer Pressekonferenz am Vortag, wobei er angab, dass ein Anstieg verdächtiger Aktivitäten in der Bay Area den Antrag ausgelöst habe. „Wir verzeichnen einen Zuwachs an Untergrund-Gerede und Aktivitäten und glauben, dass Saboteure absichtlich falsche Sicherheitswarnungen auslösen, um unsere Bemühungen zu unterminieren.“

Ich verdrehte die Augen. Ach du Sch…

„Diese Fehlalarme sind möglicherweise ‚Störfeuer‘, die dazu dienen sollen, von tatsächlichen Angriffen abzulenken. Der einzig effektive Weg, sie zu bekämpfen, besteht darin, unser Personal zu verstärken und die Analystenlevel zu erhöhen, so dass wir jede einzelne Spur konsequent verfolgen können.“

Sutherland bemerkte, die Verspätungen überall in der Stadt seien „unglücklich“, und er zeigte sich entschlossen, sie zu beseitigen.

Vor meinem inneren Auge sah ich die Stadt mit vier oder fünf Mal so vielen DHS-Beamten, die alle hergekommen waren, um meine eigenen blöden Ideen anzugehen. Van hatte Recht. Je mehr ich sie bekämpfte, desto schlimmer wurde die Sache.

Dad zeigte auf die Zeitung. „Diese Leute sind vielleicht Idioten, aber sie sind Idioten mit Methode. Die bewerfen das Problem einfach so lange mit Ressourcen, bis sie es lösen. Denn es ist lösbar, weißt du? Sämtliche Daten der ganzen Stadt erheben, jeder einzelnen Spur folgen. Sie werden die Terroristen fangen."

Ich fasste es nicht. „Dad! Hörst du dir eigentlich selbst zu? Die reden davon, praktisch jeden einzelnen Menschen in ganz San Francisco unter die Lupe zu nehmen!"

„Ja", sagte er, „stimmt. Und sie werden jeden einzelnen Alimentenbetrüger, jeden Drogendealer, jeden Schmutzfink und jeden Terroristen fangen. Warts nur ab. Das hier könnte sich als das Beste erweisen, was dem Land je passiert ist."

„Sag mir, dass du Witze machst", sagte ich. „Ich bitte dich. Glaubst du wirklich, dass sie das haben wollten, als sie die Verfassung geschrieben haben? Und was ist mit der Bill of Rights?"

„Als sie die Bill of Rights geschrieben haben, kannten sie noch keine Datenanalysen", sagte er. Er war erschreckend abgeklärt dabei, völlig überzeugt davon, im Recht zu sein. „Das Recht auf Versammlungsfreiheit ist ja gut und schön, aber warum sollte es der Polizei nicht erlaubt sein, dein soziales Netzwerk durchzugrasen, um rauszufinden, ob du mit Vergewaltigern und Terroristen abhängst?"

„Weil es meine Privatsphäre beeinträchtigt!", entgegnete ich.

„Na und, was ist schon dabei? Ist dir Privatsphäre wichtiger als Terroristen?"

Urgs, ich hasste diese Sorte Diskussionen mit meinem Dad. Ich brauchte jetzt einen Kaffee.

„Dad, komm schon. Jemandem die Privatsphäre wegzunehmen hat nichts mit Terroristenfangen zu tun; das ist bloß dazu gut, normale Leute zu ärgern."

„Woher willst du wissen, dass sie keine Terroristen fangen?"

„Wo sind denn die Terroristen, die sie gefangen haben?"

„Ich bin sicher, wir werden demnächst Verhaftungen erleben. Warts mal ab."

„Dad, was zum Teufel ist denn seit letzter Nacht mit dir passiert? Du warst kurz vorm Platzen darüber, dass die Bullen dich gestoppt hatten …"

„Nicht in diesem Ton, Marcus. Was seit letzter Nacht passiert ist, ist, dass ich Gelegenheit hatte, über die Sache nachzudenken und *dies hier* zu lesen." Er raschelte mit seiner Zeitung. „Der Grund dafür, dass sie mich abgefangen haben, ist, dass die bösen Jungs ihnen Steine in den Weg legen. Sie müssen ihre Techniken anpassen, um diese Blockaden zu überwinden. Aber das werden sie schaffen. Und bis dahin ist die eine oder andere Straßensperre ein sehr bescheidener Preis. Jetzt ist einfach nicht die Zeit, sich zum Anwalt der Bill of Rights aufzuspielen. Jetzt ist die Zeit, ein paar Opfer zu bringen, um die Sicherheit unserer Stadt zu erhalten."

Ich brachte meinen Toast nicht mehr runter. Also packte ich den Teller in die Spülmaschine und ging zur Schule. Ich musste einfach nur raus hier.

☒

Die Xnetter waren nicht glücklich über die verstärkte Polizeiüberwachung, aber sie waren nicht bereit, sie ohne Gegenwehr zu akzeptieren. Irgendjemand rief bei einer Hörertelefon-Sendung auf KQED an und erzählte, die Polizei verschwende bloß Zeit und wir würden das System schneller durcheinanderbringen, als sie es entwirren könnten. Die Aufzeichnung war in dieser Nacht ein Top-Download im Xnet.

„Hier ist California Live, und wir sprechen mit einem anonymen Anrufer aus einer Telefonzelle in San Francisco. Er hat seine eigenen Informationen über die die Verzögerungen, die wir in dieser Woche überall in der Stadt erleben. Anrufer, Sie sind auf Sendung."

„Ja, hey, das ist erst der Anfang, wisst ihr? Ich mein, hey, wir fangen grad erst an. Sollen die doch ne Milliarde Schweine einstellen und Kontrollpunkte an jeder Ecke aufmachen. Wir jammen die alle! Und hey, was soll die Terroristenscheiße? Wir sind keine Terroristen! Ich mein, echt jetzt! Wir blocken das System, weil wir die Heimatschützer hassen und unsere Stadt lieben. Terroristen? Ich kann Dschihad nicht mal buchstabieren. Entspannt euch."

Er klang wie ein Idiot. Nicht bloß die unzusammenhängenden Wörter, sondern auch sein hämischer Ton. Er klang wie ein Junge, der unanständig stolz auf sich selbst war. Er war ein Junge, der unanständig stolz auf sich selbst war.

Das Xnet schäumte über deswegen. Viele Leute dachten, es sei idiotisch, dass er da angerufen habe, und andere meinten, er sei ein Held. Ich machte mir Sorgen darüber, dass auf die Telefonzelle, die er benutzt hatte, wahrscheinlich eine Kamera gerichtet war. Oder ein RFID-Leser, der seinen Fast Pass ausgeschnüffelt haben könnte. Ich hoffte, der Junge war klug genug gewesen, seine Fingerabdrücke von der Münze zu wischen, die Kapuze aufzubehalten und all seine RFIDs daheim zu lassen. Aber ich bezweifelte es. Und ich fragte mich, ob sie wohl demnächst bei ihm an die Tür klopften.

Ich wusste, dass im Xnet eine große Sache abging, wenn ich plötzlich ne Million E-Mails von Leuten bekam, die M1k3y über die neuesten Entwicklungen informieren wollten. Und grade als ich über Herrn Dschihad-nicht-buchstabieren las, spielte meine Mailbox verrückt. Jeder hatte eine Botschaft für mich, einen Link zu einem Livejournal im Xnet, einem der vielen anonymen Blogs, die auf dem Freenet-Veröffentlichungssystem basierten, das auch von chinesischen Demokratieaktivisten benutzt wurde.

> Das war knapp

> Heute abend hingen wir wieder beim Embarcadero rum, um jedem einen neuen Autoschlüssel oder Fast Pass oder FasTrak zu verpassen und ein bisschen Pseudo-Schießpulver zu verstreuen. Überall waren Bullen, aber wir waren klüger als die; wir waren da so ziemlich jede Nacht und wurden nie erwischt.

> Aber heute haben sie uns erwischt. Blöder Fehler. Wir waren schlampig, und sie haben uns geschnappt. Einer von den Verdeckten hat erst meinen Freund und dann die anderen von uns erwischt. Die hatten die Menge schon lange beobachtet, und die hatten einen von diesen Trucks in der Nähe, da brachten sie vier von uns rein und haben den Rest entwischen lassen.

> Der Truck war PROPPEVOLL wie ne Sardinendose mit allen Arten von Leuten, alt jung schwarz weiß reich arm alle verdächtig, und zwei Bullen waren drin, die haben versucht, uns Fragen zu stellen, und die Verdeckten brachten immer noch mehr von uns rein. Die meisten Leute versuchten nach vorn in die Reihe zu kommen, um schneller mit der Fragerei durch zu sein, deshalb kamen wir immer weiter nach hinten und wir waren wohl stundenlang da drin und es wurde immer bloß noch voller statt leerer.

> So um acht abends hatten die Schichtwechsel und zwei neue Bullen kamen rein und schnauzten die anderen Bullen an, so was zum Teufel und macht ihr hier überhaupt irgendwas und so. Die hatten echt Streit und dann verschwanden die alten Bullen und die neuen setzten sich an die Tische und flüsterten ne Weile.

> Dann stand einer von den Bullen auf und fing an zu brüllen IHR ALLE HIER VERSCHWINDET JETZT EINFACH NACH HAUSE JESUS WIR HABEN BESSERES ZU TUN ALS EUCH FRAGEN ZU STELLEN OB IHR WAS FALSCH GEMACHT HABT MACHTS EINFACH NICHT NOCH MAL UND LASST ES EUCH ALLE EINE WARNUNG SEIN.

> Ein paar von den Anzügen wurden echt stinkig, das war UMWERFEND weil sie vielleicht zehn Minuten vorher rumgezickt hatten weil sie hier festgehalten werden, und jetzt haben sie rumgezickt weil sie rausgelassen wurden, ich mein, hä?

> Wir haben uns dann ganz schnell verdünnt und sind nach Hause verschwunden, um das hier zu schreiben. Glaubts uns, die Verdeckten sind überall. Wenn ihr zum Jammen geht, dann haltet die Augen offen und seid immer auf dem Sprung, falls es Probleme gibt. Wenn sie euch erwischen, versucht es auszusitzen die sind so beschäftigt dass sie euch vielleicht einfach wieder gehen lassen.

> Und nur wegen uns sind die so beschäftigt! Die ganzen Leute im Truck waren bloß wegen unseren Störaktionen da. Also: weiterjammen!

Ich hatte das Gefühl, ich müsse mich übergeben. Diese vier Leute – Kinder, die ich nie gesehen hatte –, die wären fast für immer verschwunden wegen einer Sache, die ich angeleiert hatte.

Wegen einer Sache, die ich ihnen aufgetragen hatte. Ich war kein bisschen besser als ein Terrorist.

⊠

Dem DHS wurde die Budgetanforderung bewilligt. Der Präsident war im Fernsehen zusammen mit dem Gouverneur, um uns zu erzählen, dass für Sicherheit kein Preis zu hoch sei. Wir mussten es am nächsten Tag in der Schulaula ansehen. Mein Dad war begeistert. Er hatte den Präsidenten seit dem Tag seiner Wahl gehasst, weil er fand, der sei kein Stück besser als der Typ vor ihm, und der sei ja wohl ein Totalausfall gewesen; aber jetzt fiel ihm nichts anderes mehr ein als zu erzählen, wie entschlossen und dynamisch der Neue doch sei.

„Sei nicht so hart mit deinem Vater", sagte Mom eines Abends zu mir, als ich von der Schule heimkam. Sie hatte in letzter Zeit möglichst viel von zu Hause gearbeitet. Mom ist eine freiberufliche Übersiedelungsexpertin und hilft englischen Landsleuten, sich in San Francisco einzugliedern. Die UK High Commission bezahlt sie dafür, E-Mails von entgeisterten Briten im ganzen Land zu beantworten, die nicht damit klarkommen, wie völlig durchgeknallt wir Amerikaner sind. Sie verdient also ihr Geld damit, Amerikaner zu erklären, und sie sagte, dass es in diesen Tagen besser sei, das von daheim zu tun, wo sie keinem Amerikaner leibhaftig begegnete oder mit ihm sprechen müsste.

Ich hab keine Illusionen über Großbritannien. Okay, Amerika ist vielleicht bereit, die Verfassung in die Tonne zu treten, sobald irgendein Dschihadist uns schief anguckt; aber wie ich in meinem freien Gesellschaftskunde-Projekt in der Neunten gelernt habe, ***haben*** die Briten noch nicht mal eine Verfassung. Und sie haben Gesetze, die dir die Haare auf den Zehen kräuseln: Sie können dich da für ein ganzes Jahr in den Knast stecken, wenn sie wirklich total sicher sind, dass du ein Terrorist bist, ohne das aber beweisen zu können. Aber wie können sie so sicher sein, wenn sie keine Beweise haben? Wie kommen sie dazu? Haben sie dich in einem total lebendigen Traum dabei beobachtet, wie du terroristische Akte begehst?

Und die Überwachung in Großbritannien ließ Amerika wie nen blutigen Anfänger aussehen. Der durchschnittliche Londoner wird 500 Mal am Tag fotografiert, einfach dabei, wie er die Straße entlangläuft. Jedes Nummernschild wird an jeder Ecke des Landes fotografiert. Jeder, von den Banken bis zum Verkehrsunternehmen, ist total heiß drauf, dich zu tracken und dich zu verpetzen, wenn du auch nur im entferntesten verdächtig wirkst.

Aber Mom sah das nicht so. Sie hatte Großbritannien vor dem Highschool-Abschluss verlassen und war hier nie heimisch geworden, obwohl sie einen Jungen aus Petaluma geheiratet und einen Sohn hier großgezogen hatte. Für sie war dies hier für immer das Land der Barbaren, und Großbritannien würde auf ewig ihre Heimat sein.

„Mom, er liegt aber einfach daneben. Du solltest das noch am ehesten wissen. Alles, was dieses Land mal groß gemacht hat, wird durchs Klo gespült, und er findet das völlig in Ordnung. Hast du gemerkt, dass sie noch ***keinen einzigen*** Terroristen geschnappt haben? Dad sagt immer nur ‚wir müssen sicher sein', aber er muss doch mal begreifen, dass sich die meisten von uns kein Stück sicher fühlen. Wir fühlen uns die ganze Zeit nur bedroht."

„Ich weiß das alles, Marcus. Glaub mir, ich bin nicht begeistert davon, was mit diesem Land geschieht. Aber dein Vater ist …" Sie brach ab. „Als du nach den Angriffen nicht nach Hause kamst, da dachte er …"

Sie stand auf und machte sich eine Tasse Tee – etwas, was sie immer tat, wenn sie sich unwohl oder verunsichert fühlte.

„Marcus", sagte sie dann, „Marcus, wir glaubten, du seiest tot. Begreifst du das? Wir haben tagelang um dich getrauert. Wir haben uns vorgestellt, wie du in Stücke gebombt auf dem Meeresgrund liegst. Tot, weil irgendein Mistkerl der Meinung war, Hunderte ihm unbekannte Leute töten zu müssen, nur um irgendwas zum Ausdruck zu bringen."

Das musste ich erst mal verdauen. Ich meine, klar hatte ich begriffen, dass sie sich Sorgen gemacht hatten. Eine Menge Leute waren bei den Bombenanschlägen gestorben – die aktuelle Schätzung lag bei viertausend –, und praktisch jeder kannte jemanden, der an diesem Tag nicht nach Hause gekommen war. An meiner Schule waren zwei Leute verschwunden.

„Dein Vater war so weit, jemanden zu töten. Irgendwen. Er war völlig außer sich; so hast du ihn noch nie gesehen. Nicht mal ich habe ihn schon mal so gesehen. Völlig außer sich. Er saß immer nur hier am Tisch und fluchte und fluchte und fluchte. Gemeine Worte, die ich ihn noch nie hatte sagen hören. An dem einen Tag – am dritten Tag – rief jemand an, und er war sicher, dass du es warst, aber es hatte sich bloß jemand verwählt, und da schmiss er das Telefon so in die Ecke, dass es in tausend Teile zerfallen ist." Ich hatte mich schon gefragt, weshalb das Telefon in der Küche neu war.

„Irgendetwas ist in deinem Vater zerbrochen. Er liebt dich. Wir lieben dich beide. Du bist das Allerwichtigste in unserem Leben, und ich glaube nicht, dass dir das klar ist. Erinnerst du dich, als du zehn warst, als ich für diese lange Zeit heim nach London ging? Erinnerst du dich?"

Ich nickte stumm.

„Damals waren wir so weit, uns scheiden zu lassen, Marcus. Oh, es ist jetzt egal, warum. Wir hatten bloß eine ganz schlechte Phase, wie das eben passiert, wenn Leute, die sich lieben, sich für ein paar Jahre nicht mehr richtig umeinander kümmern. Und er kam rüber zu mir und überzeugte mich, dass ich deinetwegen zurückkommen

müsse. Wir konnten den Gedanken nicht ertragen, dir das anzutun. Deinetwegen haben wir uns wieder ineinander verliebt. Und deinetwegen sind wir heute noch zusammen.“

Jetzt hatte ich einen Kloß im Hals. Das hatte ich nicht gewusst. Das hatte mir nie jemand gesagt.

„Für deinen Vater ist das jetzt eine schwere Zeit. Er ist nicht richtig er selbst. Es wird eine Weile dauern, bis er wieder zu uns zurückkommt; bis er wieder der Mann ist, den ich liebe. Bis dahin müssen wir versuchen, ihn zu verstehen.“

Sie umarmte mich eine Weile, und ich bemerkte, wie dünn ihre Arme geworden waren und wie faltig die Haut in ihrem Nacken. Wenn ich an meine Mutter dachte, sah ich sie immer jung, blass, mit rosigen Wangen und einem strahlenden Lächeln vor mir, wie sie schlau durch ihre metallgefassten Brillengläser schaut. Jetzt sah sie aus wie eine alte Frau. Ich hatte ihr das angetan. Die Terroristen hatten ihr das angetan. Die Heimatschutzbehörde hatte ihr das angetan. Auf eine merkwürdige Weise waren wir alle auf der gleichen Seite, und Mom und Dad und all die Leute, deren Daten wir manipuliert hatten, waren auf der anderen Seite.

☒

In dieser Nacht konnte ich nicht schlafen. Moms Worte schwirrten durch meinen Kopf. Dad war beim Abendessen angespannt und schweigsam gewesen, und wir hatten kaum ein Wort gewechselt, weil ich Angst hatte, ein falsches Wort zu sagen, und weil er sehr erregt über die neuesten Meldungen war, nach denen Al Kaida definitiv für die Bombenanschläge verantwortlich war. Sechs verschiedene Terrorgruppen hatten Verantwortung für die Angriffe übernommen, aber nur das Internetvideo von Al Kaida enthielt Informationen, von denen das DHS sagte, man habe sie nicht öffentlich gemacht.

Ich lag im Bett und hörte eine Late-Night-Anrufshow im Radio. Das Thema war Sexprobleme, mit diesem schwulen Typ, den ich normalerweise total gern hörte, weil er den Leuten ziemlich derbe, aber gute Tipps gab und sehr lustig und schwülstig war.

Heute Nacht konnte ich nicht lachen. Die meisten Anrufer wollten wissen, wie sie damit umgehen sollten, dass sie seit den Attentaten mit ihren Partnern nicht mehr in die Gänge kamen. Nicht mal im Sexprogramm im Radio war ich vor diesem Thema sicher.

Ich schaltete das Radio aus und hörte unten auf der Straße einen Motor schnurren.

Mein Schlafzimmer ist im obersten Stock unseres Hauses, einer dieser lackierten Ladies. Ich habe ein Schrägdach und Fenster auf beiden Seiten; eins davon überblickt den gesamten Mission-Distrikt, das andere die Straße vor unserem Grundstück. Dort fuhren zu allen Nachtstunden Autos vorbei, aber dieses Motorengeräusch war irgendwie anders.

Ich ging zum Straßenfenster und zog die Jalousien hoch. Auf der Straße unter mir war ein weißer, unbeschrifteter Lieferwagen, dessen Dach mit mehr Antennen verziert war, als ich jemals auf einem Auto gesehen hatte. Es fuhr sehr langsam die Straße runter, wobei sich eine kleine Schüssel obendrauf permanent drehte.

Während ich zusah, hielt der Wagen an, und eine der Hecktüren klappte auf. Ein Typ in einer DHS-Uniform – die erkannte ich mittlerweile auf hundert Meter – trat auf die Straße. Er hatte irgendein mobiles Gerät in der Hand, dessen blaues Leuchten sein Gesicht erhellte. Er ging auf und ab, suchte erst bei meinen Nachbarn, machte Notizen auf seinem Gerät und kam dann in meine Richtung. Es war etwas Vertrautes in der Art, wie er ging, runterschaute …

Er benutzte einen WLAN-Schnüffler! Das DHS suchte nach Xnet-Knoten. Ich ließ die Jalousien runter und flitzte quer durch den Raum zu meiner Xbox. Ich hatte sie angelassen, um ein paar coole Animationen runterzuladen, die einer der Xnetter aus der Kein-Preis-zu-hoch-Rede des Präsidenten gemacht hatte. Ich riss den Stecker aus der Dose, dann sauste ich zurück zum Fenster und öffnete die Jalousien nur einen Spalt breit.

Der Typ schaute wieder auf seinen Sniffer und ging vor unserem Haus auf und ab. Einen Moment später stieg er wieder in den Lieferwagen und fuhr an.

Ich holte meine Kamera raus und schoss so viele Bilder wie möglich von dem Auto und seinen Antennen. Dann öffnete ich die Fotos in dem freien Bildbearbeitungsprogramm GIMP und retuschierte aus den Bildern alles außer dem Van heraus, die ganze Straße und alles, was mich identifizieren könnte.

Dann lud ich sie ins Xnet hoch und schrieb dazu alles über den Lieferwagen, was mir einfiel. Diese Typen waren definitiv auf der Suche nach dem Xnet, darauf würde ich wetten.

Jetzt konnte ich wirklich nicht mehr schlafen.

Da blieb mir nichts übrig, als Aufziehpiraten zu spielen. Selbst um diese Zeit würde man da noch jede Menge Spieler treffen. Der echte Name von Aufziehpiraten war Clockwork Plunder, und es war ein Amateur-Projekt von jungen Death-Metal-Freaks aus Finnland. Mitspielen war dort völlig gratis, und es machte genauso viel Spaß wie jedes der 15-Dollar-pro-Monat-Angebote wie Ender's Universe, Middle Earth Quest oder Discworld Dungeons.

Ich loggte mich wieder ein, und da war ich, immer noch an Deck der „Zombie Charger", und wartete auf jemanden, der mich aufziehen würde. Ich hasste diesen Teil des Spiels.

> He du

tippte ich einen vorbeikommenden Piraten an.

> Ziehst mich auf?

Er blieb stehen und schaute mich an.

> Was hab ich davon?

> Wir sind im selben Team. Und du kriegst Erfahrungspunkte.

Was fürn Depp.

> Wo kommst du her?

> San Francisco

Das fing an, mir bekannt vorzukommen.

> Wo in San Francisco?

Ich loggte mich aus. Irgendwas lief in dem Spiel grade ziemlich schräg. Ich sprang rüber zu den Livejournalen und fing an, Blog auf Blog zu durchwühlen. Nach einem halben Dutzend entdeckte ich etwas, das mir das Blut gefrieren ließ.

Blogger lieben Quizspiele. Welche Sorte Hobbit bist du? Bist du ein großer Liebhaber? Welchem Planeten bist du am ähnlichsten? Welcher Film-Charakter bist du? Was ist dein emotionaler Typus? Sie füllen die Fragebögen aus, und ihre Freunde füllen sie aus, und dann vergleichen alle ihre Ergebnisse. Harmlose Späßchen.

Aber das Quiz, das heute Nacht die Blogs beherrschte, war es, was mir Angst einjagte, denn es war alles andere als harmlos:

Welches ist dein Geschlecht?

In welcher Klasse bist du?

In welche Schule gehst du?

Wo in der Stadt lebst du?

Die Quizseiten übertrugen die Ergebnisse auf eine Landkarte mit farbigen Pins für Schulen und Stadtviertel und lieferten dürftige Empfehlungen, wo man dort Pizza und Zeug kaufen konnte.

Aber seht euch mal die Fragen an. Nehmt mal meine Antworten:

Männlich

12

Chavez High

Potrero Hill

Es gab bloß zwei Leute in meiner Schule, auf die das Profil passte. An den meisten anderen Schulen würde es genauso sein. Wenn du rausfinden wolltest, wer die Xnetter waren, könntest du sie mit diesen Quizfragen alle finden.

Das war schon schlimm genug, aber schlimmer war, was es bedeutete. Jemand vom DHS benutzte das Xnet, um an uns ranzukommen. Das Xnet war vom DHS unterwandert.

Wir hatten Spione in unserer Mitte.

⊠

Ich hatte Hunderten von Leuten Xnet-DVDs gegeben, und die hatten wieder dasselbe getan. Die Leute, denen ich die Scheiben gegeben hatte, kannte ich einigermaßen gut. Mein ganzes Leben hatte ich immer im selben Haus

gewohnt und über die Jahre Hunderte von Freunden kennen gelernt, von denen, die mit mir bei der Tagesmutter gewesen waren bis zu denen, mit denen ich gekickt hatte; LARPer, solche, die ich in Clubs getroffen hatte, solche, die ich aus der Schule kannte. Mein ARG-Team, das waren meine engsten Freunde, aber es gab noch viel mehr, denen ich genug vertraut hatte, um ihnen eine Xnet-DVD zu geben.

Die brauchte ich jetzt.

Ich weckte Jolu, indem ich ihn auf dem Handy anrief und nach dem ersten Mal auflegte, und das drei Mal hintereinander. Eine Minute später war er im Xnet, und wir konnten einen geschützten Chat halten. Ich wies ihn auf meinen Blogeintrag über die Funk-Lieferwagen hin, und eine Minute später war er völlig außer sich wieder da.

> Bist du sicher, die suchen nach uns?

Als Antwort schickte ich ihn zu dem Quiz.

> Oh Gott, wir sind geliefert

> Ne, so schlimm noch nicht, aber wir müssen rauskriegen, wem wir trauen können

> Wie?

> Das wollte ich dich fragen; wie vielen Leuten kannst du echt bedingungslos vertrauen?

> Hm, 20 oder 30 vielleicht

> Ich will eine Truppe von wirklich vertrauenswürdigen Leuten zusammentrommeln und ein Web of Trust mit Schlüsseltausch machen

Ein Web of Trust („Netz des Vertrauens“) ist eins dieser coolen Krypto-Dinger, von denen ich schon gelesen, sie aber noch nie ausprobiert hatte. Es ist eine nahezu narrensichere Methode, dich so mit den Leuten zu unterhalten, denen du vertraust, dass garantiert kein anderer mithören kann. Das Problem ist, dass du dich mit den Leuten im Netz mindestens einmal physisch treffen musst, um das Ding in Gang zu bringen.

> Schon kapiert. Nicht schlecht. Aber wie kriegen wir alle fürs Schlüsselsignieren zusammen?

> Das wollte ich dich fragen – wie machen wirs, ohne hopsgenommen zu werden?

Jolu tippte ein paar Wörter und löschte sie wieder, dann tippte er mehr und löschte noch mal.

> Darryl wüsste was

tippte ich

> Gott, mit diesen Sachen war er gut

Jolu tippte erst mal gar nichts. Dann schrieb er

> Und was wäre mit ner Party? Wenn wir uns alle treffen wie Teenager, die sich zu ner Party treffen, dann haben wir eine Ausrede, wenn jemand vorbeikommt und wissen will, was wir machen

> Das würde absolut klappen! Jolu, du bistn Genie

> Ich weiß. Und jetzt kommts noch besser: Ich weiß auch schon, wo wirs machen

> Wo?

> Sutro Baths!

Kapitel 10

Dieses Kapitel ist Anderson's Bookshops gewidmet, Chicagos legendärer Kinderbuchhandlung. Anderson's ist ein sehr, sehr altes familiengeführtes Unternehmen, das in grauer Vorzeit damit angefangen hatte, als Apotheke ein paar Bücher nebenher zu verkaufen. Heute ist es ein florierendes Kinderbuchimperium mit zahlreichen Niederlassungen und mit ein paar unglaublich innovativen Buchvertriebsideen, die auf spannende Weise Bücher und Kinder zusammenbringen. Am besten sind ihre mobilen Buchmessen; dafür schicken sie riesige rollende Bücherregale mit exzellenten Kinderbüchern auf LKWs direkt an die Schulen – voilà, eine Instant-Buchmesse!

Anderson's Bookshops http://www.andersonsbookshop.com/search.php?qkey2=doctorow+little+brother&sid=5156&imageField.x=0&imageField.y=0 123 West Jefferson, Naperville, IL 60540 USA +1 630 355 2665

Was würdet ihr tun, wenn ihr rausfindet, dass ihr einen Spion in eurer Mitte habt? Ihr könntet ihn verurteilen, an die Wand stellen und umlegen. Aber vielleicht habt ihr irgendwann einen anderen Spion unter euch, und der neue wäre dann viel vorsichtiger als der erste und würde sich dann nicht mehr so leicht schnappen lassen.

Hier kommt eine bessere Idee: Fangt an, die Kommunikation des Spions abzufangen, und dann füttert ihn und seine Auftraggeber mit Fehlinformationen. Angenommen, seine Hintermänner instruieren ihn, Informationen über eure Unternehmungen zu sammeln. Dann lasst ihn ruhig hinter euch herrennen und so viele Notizen machen, wie er möchte, aber macht hinterher die Umschläge auf, die er ans Hauptquartier sendet, und ersetzt seinen Bericht eurer Unternehmungen durch einen fiktiven Bericht. Wenn ihr wollt, könnt ihr ihn als wirr und unzuverlässig dastehen lassen und so dafür sorgen, dass er abgesägt wird. Ihr könnt auch Krisen konstruieren, die die eine oder andere Seite dazu veranlassen, die Identität anderer Spione preiszugeben. Kurz: Ihr habt sie in der Hand.

Das nennt man Man-in-the-Middle-Angriff oder auch Janus-Angriff, und wenn man sichs recht überlegt, ist das eine ziemlich erschreckende Sache. Ein Man-in-the-Middle in eurem Kommunikationsstrang kann euch auf tausenderlei Arten übers Ohr hauen.

Aber natürlich gibt es eine Möglichkeit, einem Man-in-the-Middle-Angriff zu begegnen. Benutzt Krypto. Mit Krypto ist es egal, ob der Feind eure Nachrichten sehen kann, denn er kann sie nicht entziffern, verändern oder neu verschicken. Das ist einer der Hauptgründe, Krypto zu benutzen.

Aber denkt dran: Damit Krypto funktioniert, braucht ihr Schlüssel für die Leute, mit denen ihr reden wollt. Ihr und euer Partner müsst ein, zwei Geheimnisse teilen, ein paar Schlüssel, die ihr dazu benutzt, eure Nachrichten so zu ver- und entschlüsseln, dass der Man-in-the-Middle außen vor bleibt.

Hier kommt die Idee des öffentlichen Schlüssels ins Spiel. Jetzt wirds ein bisschen haarig, aber es ist dabei auch unglaublich elegant.

In Krypto mit öffentlichem Schlüssel bekommt jeder Benutzer zwei Schlüssel. Das sind lange Folgen von mathematischem Krickelkrackel, die eine geradezu magische Eigenschaft haben: Was immer du mit dem einen Schlüssel unleserlich machst, kannst du mit dem anderen wieder entziffern und umgekehrt. Mehr noch: Es sind die *einzigen* Schlüssel, die diese Eigenschaft haben – wenn du mit dem einen Schlüssel eine Nachricht entziffern kannst, dann weißt du mit Sicherheit, dass sie mit dem anderen verschlüsselt worden ist (und umgekehrt).

Also nimmst du einen der beiden Schlüssel, egal welchen, und *veröffentlichst* ihn einfach. Du machst ihn total ungeheim. Du willst, dass jeder auf der ganzen Welt ihn kennt. Aus naheliegenden Gründen nennt man das deinen „öffentlichen Schlüssel".

Den anderen Schlüssel vergräbst du in den hintersten Windungen deines Gehirns. Du verteidigst ihn mit deinem Leben. Du lässt nie jemanden erfahren, welches dieser Schlüssel ist. Das nennt man deinen „privaten Schlüssel". (Na klar.)

Jetzt mal angenommen, du bist ein Spion und willst mit deinen Chefs reden. Ihr öffentlicher Schlüssel ist jedem bekannt. Dein öffentlicher Schlüssel ist jedem bekannt. Niemand kennt deinen privaten Schlüssel außer du selbst. Niemand kennt den privaten Schlüssel deiner Chefs außer sie selbst.

Du willst ihnen eine Nachricht schicken. Zuerst verschlüsselst du sie mit deinem privaten Schlüssel. Jetzt könntest du die Nachricht schon verschicken, und das wäre so weit okay, weil deine Chefs wissen würden, dass die Botschaft tatsächlich von dir kommt. Warum? Nun, dadurch, dass sie die Nachricht mit deinem öffentlichen Schlüssel entziffern können, ist klar, dass sie *nur* mit deinem privaten Schlüssel verschlüsselt worden sein kann. Das ist ungefähr so wie dein Siegel oder deine Unterschrift unter einer Nachricht. Es besagt: „Ich habe das geschrieben, niemand sonst. Niemand kann daran herumgefuhrwerkt und es verändert haben."

Blöderweise sorgt das allein noch nicht dafür, dass deine Nachricht *geheim* bleibt. Denn dein öffentlicher Schlüssel ist ja weithin bekannt (das muss er auch, denn sonst bist du darauf beschränkt, Nachrichten an die paar Leute

zu schicken, die deinen öffentlichen Schlüssel haben). Jeder, der die Nachricht abfängt, kann sie lesen. Er kann sie zwar nicht ändern und dann wieder so tun, als käme sie von dir, aber wenn du Wert drauf legst, dass niemand erfährt, was du zu sagen hast, dann brauchst du eine bessere Lösung.

Also verschlüsselst du die Nachricht nicht bloß mit deinem privaten Schlüssel, sondern *zusätzlich* mit dem öffentlichen Schlüssel deiner Chefs. Jetzt ist sie doppelt gesperrt. Die erste Sperre – der öffentliche Schlüssel der Chefs – lässt sich nur mit dem privaten Schlüssel deiner Chefs lösen. Die zweite Sperre – dein privater Schlüssel – lässt sich nur mit deinem öffentlichen Schlüssel lösen. Wenn deine Chefs die Nachricht bekommen, dann entschlüsseln sie sie mit beiden Schlüsseln und wissen jetzt zweierlei ganz sicher: a) du hast sie geschrieben und b) nur sie selbst können sie lesen.

Das ist ziemlich cool. Noch am selben Tag, an dem ich das entdeckte, tauschten Darryl und ich Schlüssel aus; und dann verbrachten wir Monate damit, zu gackern und uns die Hände zu reiben über unsere militärischen Geheimnisse, wo wir uns nach der Schule treffen wollten und ob Van ihn wohl je bemerken würde.

Aber wenn du Sicherheit richtig begreifen willst, musst du auch die paranoidesten Möglichkeiten in Betracht ziehen. Was ist zum Beispiel, wenn ich dich dazu bringe zu glauben, dass *mein* öffentlicher Schlüssel der öffentliche Schlüssel deiner Chefs ist? Dann würdest du die Nachricht mit deinem geheimen und meinem öffentlichen Schlüssel verschlüsseln. Ich entziffere sie, lese sie, verschlüssele sie dann wieder mit dem *echten* öffentlichen Schlüssel deiner Chefs und schicke sie weiter. So weit deine Chefs wissen, kann niemand außer dir die Botschaft geschrieben haben, und niemand außer ihnen selbst hätte sie lesen können.

Und dann sitze ich in der Mitte, wie eine dicke Spinne in ihrem Netz, und all deine Geheimnisse gehören mir.

Der einfachste Weg, das Problem zu beheben, besteht darin, deinen öffentlichen Schlüssel wirklich sehr weit bekannt zu machen. Wenn es wirklich für jedermann leicht ist zu wissen, welches dein öffentlicher Schlüssel ist, dann wird Man-in-the-Middle immer schwieriger. Aber weißt du was? Dinge sehr weit bekannt zu machen ist genauso schwierig wie sie geheim zu halten. Überleg mal – wie viele Milliarden werden für Shampoo-Werbung und anderen Mist ausgegeben, bloß um sicherzustellen, dass möglichst viele Leute etwas kennen, was sie laut der Meinung irgendeines Werbis kennen sollten?

Es gibt noch eine billigere Art, Man-in-the-Middle-Probleme zu lösen: das Web of Trust. Nimm an, bevor du das Hauptquartier verlassen hast, sitzen deine Chefs und du bei einem Kaffee zusammen, und ihr verratet euch gegenseitig eure Schlüssel. Schluss-aus-vorbei für den Mann in der Mitte! Du bist dann absolut sicher, wessen Schlüssel du hast, weil du sie direkt in die Hand bekommen hast.

So weit, so gut. Aber es gibt eine natürliche Begrenzung für so etwas: Wie viele Leute kannst du im wahren Leben tatsächlich treffen, um Schlüssel mit ihnen zu tauschen? Wie viele Stunden des Tages willst du daran aufwenden, das Äquivalent deines eigenen Telefonbuchs zu schreiben? Und wie viele von diesen Leuten sind wohl bereit, dir auf diese Weise ihre Zeit zu opfern?

Es hilft tatsächlich, sich diese Sache wie ein Telefonbuch vorzustellen. Die Welt war mal ein Ort mit einer ganzen Menge von Telefonbüchern, und wenn du eine Nummer brauchtest, dann hast du sie im Buch nachgeschlagen. Aber eine Menge derjenigen Nummern, die du so übern Tag brauchst, kennst du entweder auswendig oder kannst sie von jemandem erfragen. Selbst heute, wenn ich mit meinem Handy unterwegs bin, frag ich noch Darry oder Jolu, ob sie mir eine bestimmte Nummer geben können. Das ist schneller und einfacher, als online nachzuschlagen, und zuverlässiger ist es sowieso. Wenn Jolu eine Nummer weiß, dann traue ich ihm, also traue ich auch der Nummer. Das nennt sich „transitives Vertrauen“ – Vertrauen, das sich über das Netz deiner Bekanntschaften hinweg fortpflanzt.

Ein Web of Trust ist dasselbe in größer. Mal angenommen, ich treffe Jolu und bekomme seinen Schlüssel. Den kann ich an meinen „Schlüsselbund“ hängen – eine Liste von Schlüsseln, die ich mit meinem privaten Schlüssel signiert habe. Das bedeutet, du kannst ihn mit meinem öffentlichen Schlüssel entschlüsseln und weißt mit Sicherheit, dass ich – oder zumindest jemand mit meinem Schlüssel – sage, „dieser-und-jener Schlüssel gehört zu dieser-und-jener Person“.

Also gebe ich dir meinen Schlüsselbund, und – vorausgesetzt, du traust mir so weit, zu glauben, dass ich die Leute zu all diesen Schlüsseln wirklich getroffen und ihre Schlüssel bestätigt habe – jetzt kannst du ihn nehmen und zu deinem Schlüsselbund hinzufügen. So wird der Schlüsselbund größer und größer, und vorausgesetzt, du vertraust dem Nächsten in der Kette, und er traut dem Nächsten, und so weiter, dann ist die Sache ziemlich sicher.

Und damit komm ich zu Keysigning-Partys. Das ist *haargenau* das, was der Name sagt: eine Party, wo sich Leute treffen und die Schlüssel aller anderen signieren. Als Darryl und ich Schlüssel tauschten, war das so was wie eine Mini-Keysigning-Party, eine mit bloß zwei traurigen Geeks. Aber mit mehr Leuten dabei legst du das Fundament für ein Web of Trust, und von da an kann das Netz sich weiter ausdehnen. Und in dem Maße, wie jeder an deinem Schlüsselbund in die Welt rausgeht und mehr Leute trifft, kommen mehr und mehr Namen am Schlüsselbund zusammen. Du musst diese neuen Leute gar nicht mehr in echt treffen, du musst bloß drauf vertrauen, dass die signierten Schlüssel, die du von den Leuten in deinem Netz bekommst, gültig sind.

Und deswegen passen ein Web of Trust und Partys zusammen wie Faust auf Auge.

☒

„Sag ihnen aber, dass es eine superprivate Party ist, nur mit Einladung“, sagte ich. „Und sag ihnen, dass sie niemanden mitbringen dürfen, sonst werden sie nicht reingelassen.“

Jolu schaute mich über seinen Kaffee hinweg an. „Machst du Witze? Wenn du den Leuten das sagst, dann bringen sie erst recht noch ein paar Mann extra mit.“

„Mist“, sagte ich. Ich verbrachte jetzt eine Nacht pro Woche bei Jolu, um den indienet-Code auf dem neuesten Stand zu halten. Pigspleen zahlte mir sogar einen gewissen Betrag dafür, was ich irgendwie ziemlich abseitig fand. Ich hatte nie gedacht, dass ich mal dafür bezahlt würde, Code zu tippen.

„Was machen wir denn dann? Wir wollen da doch nur Leute haben, denen wir total vertrauen, und wir wollen erst die Schlüssel haben und geheime Nachrichten senden können, bevor wir denen allen erklären, warum wir das so machen.“

Jolu war am Debuggen, wobei ich ihm über die Schulter schaute. Das hatte man früher mal „Extremprogrammieren“ genannt, aber das war ein bisschen lächerlich. Heute hieß das nur noch „Programmieren“. Zwei Leute finden einfach besser die Fehler als nur einer, wie das Klischee besagt: „Mit genug Augen werden alle Fehler unbedeutend“.

Wir arbeiteten uns durch die Bug-Meldungen und machten die neue Revision startklar. Die aktualisierte sich automatisch im Hintergrund, so dass unsere Nutzer sich um überhaupt nichts kümmern mussten, sie bekamen einfach einmal pro Woche oder so ein besseres Programm. Es war ziemlich irre zu wissen, dass der Code, den ich schrieb, gleich *morgen* von Hunderttausenden Leuten benutzt wurde!

„Tja, was machen wir? Mann, ich weiß nicht. Schätze mal, wir müssen einfach damit leben.“ Ich dachte zurück an unsere Tage mit Harajuku Fun Madness. Zu dem Spiel hatten auch Berge von sozialen Herausforderungen gehört, bei denen man es mit großen Menschengruppen zu tun hatte.

„Okay, du hast Recht. Aber lass uns zumindest versuchen, die Sache geheim zu halten. Sagen wir ihnen, sie dürfen höchstens eine andere Person mitbringen, und das muss jemand sein, den sie schon seit mindestens fünf Jahren persönlich kennen.“

Jolu sah vom Bildschirm hoch. „Hey“, sagte er. „Hey, das wird garantiert klappen. Ich seh das schon. Ich meine, wenn du mir sagst, ich soll niemanden mitbringen, dann denk ich doch ‚was glaubt der, wer er ist?‘ Aber so rum klingt das wie irgendwas tolles 007-Mäßiges.“

Ich fand einen Fehler. Wir tranken Kaffee. Ich ging heim, spielte ein bisschen Clockwork Plunder, wobei ich versuchte, nicht an Aufzieher mit neugierigen Fragen zu denken, und schlief dann wie ein Baby.

☒

Sutro Baths sind San Franciscos original falsche Römerruinen. Bei der Eröffnung 1896 waren sie die größte Schwimmhalle der Welt, ein riesiges Viktorianisches Glassolarium, voll mit Pools, Wannen und sogar einer frühen Wasserrutsche. In den Fünfzigern gings bergab, und die Besitzer fackelten sie 1966 für die Versicherungssumme ab. Was davon übrig blieb, ist ein Labyrinth verwitterter Steine inmitten der vertrockneten Klippenlandschaft von Ocean Beach. Es sieht für die ganze Welt wie eine römische Ruine aus, verfallen und geheimnisvoll, und direkt unterhalb gibt es noch ein paar Höhlen, die zum Meer führen. Bei stürmischer See rauschen die Wellen durch die Höhlen und überspülen die Ruinen – man weiß sogar von dem einen oder anderen Touristen, der mitgerissen wurde und ertrank.

Ocean Beach ist weit draußen hinter Golden Gate Park, eine kahle Klippe, gesäumt von teuren, aber dem Untergang geweihten Häusern, die zu einem schmalen Streifen Strand hin abfällt, wo man Quallen und mutige (wahnsinnige) Surfer antrifft. Es gibt da einen riesigen weißen Felsen, der sich kurz vor der Küste aus dem seichten Was-

ser erhebt. Den nennt man Robbenfelsen, und er war der Versammlungsplatz der Seelöwen, bevor man sie in die touristenfreundlichere Gegend bei Fisherman's Wharf umsiedelte.

Nach Einbruch der Dunkelheit ist kaum mehr jemand da. Es wird dort sehr kalt, und der Salznebel weicht dich völlig durch, wenn du nichts Geeignetes anhast. Die Felsen sind scharfkantig, außerdem liegen Glasscherben und vereinzelt mal eine gebrauchte Spritze rum.

Es ist ein Wahnsinns-Ort für eine Party.

Die Tarps und chemischen Handschuhwärmer mitzubringen war meine Idee. Jolus Job war es, für das Bier zu sorgen – sein älterer Bruder, Javier, hatte einen Kumpel, der einen regelrechten Getränkedienst für Minderjährige unterhielt: Wenn du genug zahltest, belieferte er deine abgeschottete Party mit Kühlkisten und so viel Gebräu, wie du nur wolltest. Ich opferte was von meiner indienet-Programmierkohle, und der Typ war pünktlich: Um acht, eine gute Stunde nach Sonnenuntergang, wuchtete er sechs Schaum-Kühlboxen von seinem Pickup runter und rein in die Ruinen der Badeanstalt. Er brachte sogar eine leere Box für die Abfälle mit.

„Ihr Kids geht aber echt auf Nummer Sicher", sagte er und tippte sich an die Hutkrempe. Er war ein fetter Samoaner mit einem breiten Lächeln und einem furchterregenden Tanktop, unter dem sein Achsel-, Brust- und Schulterhaar hervorquoll. Ich wickelte ein paar Zwanziger von meiner Rolle ab und gab sie ihm. Seine Marge war 150 Prozent – kein schlechtes Geschäft.

Er starrte auf meine Rolle. „Weißte, ich könnte dir die jetzt einfach wegnehmen", sagte er, ohne dabei aufzuhören zu lächeln. „Immerhin bin ichn Krimineller."

Ich steckte die Rolle in die Tasche zurück und sah ihm fest in die Augen. Es war dumm von mir gewesen, ihm zu zeigen, was ich dabei hatte, aber ich wusste, manchmal musste man einfach fest bleiben.

„Ich mach bloß Quatsch", sagte er schließlich. „Aber sei vorsichtig mit der Kohle. Zeigs nicht so viel rum."

„Danke", sagte ich, „aber der Heimatschutz passt eh auf mich auf." Sein Lächeln wurde noch breiter. „Ha! Das sind doch nicht mal echte Bullen! Die Spacken haben doch gar keinen Plan." Ich schaute zu seinem Lieferwagen rüber. Hinter der Windschutzscheibe klemmte gut sichtbar ein FasTrak. Ich fragte mich, wie lange es wohl noch dauern würde, bis sie ihn hopsnehmen würden.

„Habt ihr Bräute hier heute nacht? Braucht ihr dafür das ganze Bier?" Ich grinste und winkte ihm zu, als ginge er zurück zum Wagen (was er jetzt endlich tun sollte). Irgendwann begriff er den Wink und fuhr davon, aber er lächelte immer noch.

Jolu half mir, die Kühlboxen im Schutt zu verstecken, wobei wir uns mit kleinen weißen LED-Lampen an Stirnbändern behalfen. Sobald sie verstaut waren, steckten wir weiße LED-Schlüsselanhänger rein, die leuchteten, sobald man die Styropordeckel anhob, damit man sehen konnte, was man tat.

Der Nachthimmel war mondlos und bedeckt, und die Straßenlaternen in der Ferne warfen kaum Licht bis hierher. Ich wusste, auf einem Infrarotdetektor würden wir uns klar und deutlich abzeichnen, aber eine ganze Truppe Leute würden wir nirgends zusammentrommeln können, ohne dabei observiert zu werden. Na gut, dann würden wir eben als kleine betrunkene Strandparty durchgehen.

Ich trinke nicht wirklich viel. Seit ich 14 bin, gabs auf den Partys Bier, Pot und Ecstasy, aber ich hasste Rauchen (obwohl ich nichts gegen ein gelegentliches Haschkekschen hatte), Ecstasy dauerte zu lange – wer hat schon das ganze Wochenende Zeit, high zu werden und wieder runterzukommen? –, und Bier, na ja, es war okay, aber mir war nicht klar, was daran jetzt toll sein sollte. Mein Ding waren ja eher riesige, kunstvolle Cocktails, die Sorte, die in Keramikvulkanen serviert wird, sechs Schichten, flambiert, ein Plastikaffe außen am Rand, aber das war eigentlich nur wegen dem Brimborium.

Betrunken bin ich eigentlich ganz gern. Nur den Kater kann ich nicht ausstehen, und oh Mann, was krieg ich immer für einen Kater! Obwohl – das kann natürlich auch an den Getränken liegen, die üblicherweise in Keramikvulkanen ausgeschenkt werden.

Aber du kannst keine Party schmeißen, ohne mindestens ein, zwei Kisten Bier kaltzustellen. Das wird so erwartet. Es entkrampft. Leute machen dummes Zeug, wenn sie ein paar Biere zu viel intus haben, aber die wenigsten meiner Freunde haben Autos. Und außerdem machen Leute sowieso dummes Zeug, ob nun wegen Bier oder Gras oder was auch immer, das ist dabei zweitrangig.

Jolu und ich machten jeder ein Bier auf – Anchor Steam für ihn, ein Bud Lite für mich – und stießen damit an, wie wir so auf den Felsen saßen.

„Hast du ihnen neun Uhr gesagt?“

„Jo“, sagte er.

„Ich auch.“

Wir tranken schweigend. Das Bud Lite war das am wenigsten alkoholische Getränk im Kühler. Ich würde später einen klaren Kopf brauchen.

„Kriegst du manchmal Angst?“, fragte ich schließlich.

Er drehte sich zu mir um. „Ne, Mann, ich krieg keine Angst. Ich hab immer Angst. Seit den Explosionen hab ich jede Minute Angst gehabt. Manchmal hab ich so viel Schiss, dass ich gar nicht aus dem Bett kriechen will.“

„Warum machst dus trotzdem?“

Er lächelte. „Was das angeht“, sagte er, „vielleicht mach ich es gar nicht mehr lange. Ich mein, es war toll, dir zu helfen. Toll. Wirklich klasse. Wüsste nicht, wann ich schon mal so was Wichtiges gemacht habe, Aber Marcus, Alter, ich muss sagen …“ Er verstummte.

„Was?“, fragte ich, obgleich ich wusste, was nun kommen würde.

„Ich kann das nicht mehr ewig weitermachen“, sagte er endlich. „Vielleicht nicht mal mehr einen Monat. Ich glaube, das wars für mich. Ist einfach zu riskant. Du kannst einfach nicht gegen das DHS in den Krieg ziehen. Das ist bescheuert. Wirklich totaler Wahnsinn.“

„Du hörst dich an wie Van“, sagte ich. Meine Stimme klang viel bitterer, als ich es wollte.

„Ich kritisier dich nicht, Mann. Ich finds klasse, dass du den Mut hast, die Sache die ganze Zeit durchzuziehen. Ich hab ihn nicht. Ich kann mein Leben nicht in permanenter Angst leben.“

„Was meinst du damit?“

„Ich meine, ich bin raus. Ich werde einer dieser Typen, die so tun, als ob alles in Ordnung ist und als ob bald alles wieder normal wird. Ich werde im Internet surfen wie immer und das Xnet nur noch zum Spielen benutzen. Ich zieh mich raus, das mein ich. Ich werde kein Teil deiner Pläne mehr sein.“

Ich sagte kein Wort.

„Ich weiß, das bedeutet, dich im Stich zu lassen. Ich will das nicht, glaub mir. Ich will viel lieber, dass du mit mir zusammen aufgibst. Du kannst keinen Krieg gegen die Regierung der USA erklären. Das ist ein Kampf, den du nicht gewinnen kannst. Und dir dabei zugucken, wie dus versuchst, ist wie zugucken, wie ein Vogel immer noch mal gegen die Scheibe fliegt.“

Er erwartete, dass ich was sagte. Was ich sagen wollte, war *Oh Gott, Jolu, herzlichen Dank dafür, dass du mich im Stich lässt! Hast du schon vergessen, wies war, als sie uns abgeholt haben? Hast du vergessen, wie es in diesem Land aussah, bevor sie es übernommen haben?* Aber das war es nicht, was er von mir hören wollte. Was er hören wollte, war:

„Ich verstehe, Jolu. Und ich respektiere deine Entscheidung.“

Er trank den Rest aus seiner Flasche, zog sich eine neue raus und öffnete sie.

„Da ist noch was“, sagte er.

„Was?“

„Ich wollts nicht erwähnen, aber ich will, dass du wirklich kapierst, warum ich das tun muss.“

„Oh Gott, Jolu, was denn?“

„Ich hasse es, das zu sagen, aber du bist *weiß*. Ich nicht. Weiße werden mit Kokain geschnappt und gehen dann ein bisschen auf Entzug. Farbige werden mit Crack erwischt und wandern für zwanzig Jahre in den Knast. Weiße sehen Bullen auf der Straße und fühlen sich sicherer. Farbige sehen Bullen auf der Straße und fragen sich, ob sie wohl gleich gefilzt werden. So, wie das DHS dich behandelt, so war das Gesetz in diesem Land für uns schon immer.“

Es war so unfair. Ich hatte es mir nicht ausgesucht, weiß zu sein. Ich glaubte auch nicht, mutiger zu sein, nur weil ich weiß bin. Aber ich wusste, was Jolu meinte. Wenn die Bullen in der Mission jemanden anhielten und nach den Papieren fragten, dann war dieser Jemand typischerweise kein Weißer. Welches Risiko ich auch einging – Jolu ging das höhere ein. Welche Strafe ich zu zahlen hätte, Jolu würde mehr zu zahlen haben.

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll“, sagte ich.

„Du musst nichts sagen“, entgegnete er. „Ich wollte bloß, dass dus weißt, damit dus verstehen kannst.“

Ich konnte Leute auf dem Nebenweg auf uns zukommen sehen. Es waren Freunde von Jolu, zwei Mexikaner und ein Mädchen, das ich vom Sehen kannte, klein und eher der intellektuelle Typ; sie trug immer süße schwarze Buddy-Holly-Brillen, die sie aussehen ließen wie eine ausgestoßene Kunststudentin in einem dieser Teenie-Streifen, die schließlich den Megaerfolg landet.

Jolu stellte mich vor und verteilte Bier. Das Mädchen nahm keins, sondern holte einen kleinen silbernen Flachmann mit Wodka aus ihrer Handtasche und bot mir einen Schluck an. Ich nahm einen – warmer Wodka muss ein anerzogener Geschmack sein – und beglückwünschte sie zu dem Fläschchen, das mit einem wiederholten Motiv aus Parappa-the-Rapper-Charakteren geprägt war.

„Ist japanisch“, sagte sie, während ich es mit einem LED-Schlüsselanhänger begutachtete. „Die haben jede Menge irren Trinkerbedarf mit Kinderspielzeug-Motiven. Total abgefahren.“

Ich stellte mich vor und sie sich auch. „Ange“, sagte sie und nahm meine Hand in ihre beiden Hände – trocken, warm, mit kurzen Fingernägeln. Jolu stellte mich seinen Kumpels vor, die er schon seit dem Computercamp in der vierten Klasse kannte. Dann kamen noch mehr Leute – fünf, zehn, dann zwanzig. Jetzt wars eine richtig große Gruppe.

Wir hatten den Leuten eingeschärft, bis Punkt halb zehn da zu sein, und warteten bis viertel vor, um zu sehen, wer alles kommen würde. Ungefähr drei Viertel waren Jolus Freunde. Ich hatte alle Leute eingeladen, denen ich vertraute. Entweder war ich wählerischer als Jolu oder nicht so beliebt. Aber da er mir nun erzählt hatte, dass er aufhören wolle, nahm ich an, dass er weniger wählerisch war. Ich war echt stinkig auf ihn, aber versuchte es mir nicht anmerken zu lassen, indem ich mich drauf konzentrierte, mit ein paar anderen Leuten bekannt zu werden. Aber er war nicht blöd. Er wusste, was los war. Ich konnte ihm ansehen, dass er ziemlich niedergeschlagen war. Gut.

„Okay“, sagte ich und kletterte auf eine der Ruinen, „okay, hey, hallo?“ Ein paar Leute in der Nähe schenkten mir ihre Beachtung, aber die weiter hinten schnatterten weiter. Ich hob meine Arme in die Höhe wie ein Schiedsrichter, aber es war zu dunkel. Dann kam ich auf die Idee, meinen LED-Schlüsselanhänger anzuknipsen und immer abwechselnd einen der Sprecher und dann mich selbst anzublinken. Nach und nach wurde die Menge still.

Ich begrüßte sie und dankte ihnen allen fürs Kommen, dann bat ich sie darum, näher ranzukommen, um ihnen erklären zu können, warum wir hier waren. Ich merkte, dass sie von der Geheimnistuerei schon angesteckt waren, fasziniert und ein bisschen angewärmt vom Bier.

„Also, es geht darum: Ihr benutzt alle das Xnet. Es ist kein Zufall, dass das Xnet so kurz, nachdem das DHS die Stadt übernommen hat, entstanden ist. Die Leute, die das angeleiert haben, sind eine Organisation, die sich persönliche Freiheit auf die Fahne geschrieben hat und die für uns ein Netzwerk geschaffen haben, in dem wir sicher vor DHS-Schnüfflern und Vollstreckern sind.“ Jolu und ich hatten uns das vorher so zurechtgelegt. Wir wollten uns nicht als die Leute hinter dem Ganzen offenbaren, nicht gegenüber jedem. Das war viel zu riskant. Stattdessen hatten wir ausgetüftelt, dass wir bloß Leutnants in „M1k3y“s Armee seien und damit beauftragt, den örtlichen Widerstand zu organisieren.

„Das Xnet ist nicht rein“, sagte ich. „Es kann von der Gegenseite genauso einfach benutzt werden wie von uns. Wir wissen, dass es DHS-Spione gibt, die es gerade in diesem Moment benutzen. Sie verwenden Techniken sozialer Manipulation, um uns dazu zu bringen, unsere Identität offenzulegen, damit sie uns hochgehen lassen können. Wenn das Xnet erfolgreich bleiben soll, dann müssen wir Mittel und Wege finden, wie wir sie davon abhalten können, uns auszuschnüffeln. Wir brauchen ein Netzwerk innerhalb des Netzwerks.“

Ich machte ne Pause und ließ das sacken. Jolu hatte gemeint, es sei vielleicht harter Stoff, zu erfahren, dass man gerade in eine revolutionäre Zelle eingeführt wird.

„Ich bin heute nicht hier, um euch darum zu bitten, selbst aktiv zu werden. Ihr sollt nicht losgehen und Systeme jammen oder so was. Ihr seid hierher gebeten worden, weil wir wissen, dass ihr cool seid; dass ihr vertrauenswürdig seid. Und diese Vertrauenswürdigkeit ist es, von der ich möchte, dass ihr sie heute Nacht hier einbringt. Ein paar von euch sind wahrscheinlich schon vertraut mit dem Konzept vom Web of Trust und mit Keysigning-Partys, aber für den Rest von euch will ich das noch mal kurz erklären …“ Was ich dann auch tat.

„Was ich heute Nacht von euch möchte, ist, dass ihr euch die Leute hier anschaut und euch überlegt, wie weit ihr ihnen trauen könnt. Dann helfen wir euch, Schlüsselpaare zu erzeugen und mit allen anderen hier zu tauschen.“

Dieser Teil war knifflig. Wir hätten nicht von den Leuten erwarten können, dass sie alle ihre Laptops mitbrachten, aber wir mussten trotzdem ein paar verdammt komplizierte Sachen machen, die mit Stift und Papier nicht wirklich funktionieren würden.

Ich hielt einen Laptop hoch, den Jolu und ich in der Nacht zuvor von Null aufgebaut hatten. „Ich vertraue dieser Maschine. Jedes Einzelteil haben wir von Hand eingebaut. Hier drauf läuft ein jungfräuliches ParanoidLinux, frisch von der DVD gebootet. Wenn es irgendwo auf der Welt einen vertrauenswürdigen Computer gibt, dann ist es dieser hier.

Ich habe hier einen Schlüsselgenerator geladen. Ihr kommt hier hoch und gebt dem ein bisschen Zufalls-Input – Tasten drücken, Mauszeiger bewegen –, und auf dieser Basis erzeugt der Generator einen öffentlichen und einen privaten Schlüssel für euch, den er auf dem Monitor anzeigt. Ihr macht mit eurem Handy ein Foto von eurem privaten Schlüssel, und wenn ihr dann irgendeine Taste drückt, verschwindet der Schlüssel für immer – er wird definitiv nicht im Rechner gespeichert. Als nächstes zeigt er euren öffentlichen Schlüssel an. Dann ruft ihr all die Leute hoch, denen ihr vertraut und die euch vertrauen, und *die* machen dann ein Bild von dem Monitor mit euch daneben, damit sie wissen, wessen Schlüssel das ist.

Wenn ihr nach Hause kommt, müsst ihr die Fotos in Schlüssel umwandeln. Das ist eine Menge Arbeit, fürchte ich, aber ihr müsst das auch bloß ein Mal machen. Ihr müsst super-vorsichtig dabei sein, wenn ihr sie eintippt – ein Vertipper, und die Sache ist im Arsch. Zum Glück lässt sich prüfen, ob ihrs richtig gemacht habt: Unter dem Schlüssel wird noch eine sehr viel kürzere Nummer stehen, euer ‚Fingerprint'. Sobald ihr den Schlüssel eingetippt habt, könnt ihr einen Fingerprint davon erzeugen und mit dem ersten Fingerprint vergleichen, und wenn sie passen, habt ihrs richtig gemacht."

Alle starrten mich ziemlich erschreckt an. Okay, ich hatte sie darum gebeten, ein paar ziemlich abgefahrene Sachen zu machen, aber trotzdem …

Kapitel 11

Dieses Kapitel ist der Universitätsbuchhandlung an der Universität von Washington gewidmet, deren Science-Fiction-Abteilung dank dem scharfen Blick und der Hingabe des Science-Fiction-Einkäufers Duane Wilkins derjenigen vieler spezialisierter Geschäfte ebenbürtig ist. Duane ist ein echter Science-Fiction-Fan – ich habe ihn das erste Mal bei der World Science Fiction Convention in Toronto 2003 getroffen –, und das zeigt sich im gut informiert ausgewählten Sortiment, das im Laden präsentiert wird. Ein gutes Indiz für eine herausragende Buchhandlung ist die Qualität der „Regal-Reviews“ – der kleinen Kartonschnipsel an den Regalen, auf denen das Personal üblicherweise handschriftlich kleine Rezensionen über die Vorzüge von Büchern verfasst, die man sonst einfach verpassen würde. Und die Angestellten in der Universitätsbuchhandlung haben offensichtlich von Duanes Anleitung profitiert, denn die Regal-Reviews hier sind absolut unvergleichlich.

The University Bookstore http://www4.bookstore.washington.edu/_trade/ShowTitleUBS.taf?ActionArg=Title&ISBN=9780765319852 4326 University Way NE, Seattle, WA 98105 USA +1 800 335 READ

Jolu stand auf. „Jetzt wird’s ernst, Leute. Jetzt sehen wir, auf welcher Seite ihr seid. Vielleicht habt ihr keine Lust, für eure Überzeugungen auf die Straße zu gehen und dafür hopsgenommen zu werden, aber wenn ihr Überzeugungen *habt*, dann wird es uns das zeigen. Das hier wird das Web of Trust knüpfen, das uns zeigt, wer drin und wer draußen ist. Wenn wir unser Land jemals zurückbekommen wollen, dann müssen wir das tun. Wir müssen einfach etwas wie das hier tun.“

Jemand in der Menge – es war Ange – hob eine Hand mit einer Bierflasche.

„Nennt mich blöde, aber ich versteh das kein Stück. Warum wollt ihr, dass wir das machen?“

Jolu schaute mich an, und ich erwiderte den Blick. Als wirs organisierten, hatte alles so offensichtlich ausgesehen. „Das Xnet ist nicht bloß eine Möglichkeit, gratis zu spielen. Es ist das letzte offene Kommunikationsnetzwerk in Amerika. Es ist die letzte Möglichkeit, miteinander zu reden, ohne vom DHS dabei überwacht zu werden. Und damit das so bleibt, müssen wir wissen, dass derjenige, mit dem wir grade sprechen, kein Schnüffler ist. Das bedeutet, wir müssen wissen, dass die Leute, denen wir Nachrichten schicken, tatsächlich die sind, für die wir sie halten.

Und hier kommt ihr ins Spiel. Ihr seid alle hier, weil wir euch vertrauen. Ich meine, wirklich vertrauen. Vertrauen auf Leben und Tod.“

Ein paar Leute stöhnten. Das klang so melodramatisch und dumm.

Ich stand wieder auf.

„Als die Bomben hochgingen“, sagte ich, und da begann sich etwas in meiner Brust zu regen, etwas Schmerzhaftes. „Als die Bomben hochgingen, da sind vier von uns auf der Market Street gefangen genommen worden. Aus irgendeinem Grund war das DHS der Meinung, wir hätten Verdacht erregt. Die haben uns Tüten über den Kopf gezogen, auf ein Schiff gebracht und tagelang verhört. Die haben uns erniedrigt und Psychospielchen mit uns gespielt. Dann haben sie uns gehen lassen.

Uns alle außer einem. Meinem besten Freund. Er war bei uns, als sie uns einkassiert haben. Er war verletzt und brauchte ärztliche Hilfe. Und er kam nie wieder raus. Sie behaupten, sie hätten ihn nie gesehen. Sie sagen, wenn wir je irgendwem davon erzählen, dann verhaften sie uns und lassen uns verschwinden.

Für immer.“

Ich zitterte. Diese Scham. Diese verdammte Scham. Jolu hielt mit der Lampe auf mich.

„Oh Gott“, sagte ich. „Ihr hier, ihr seid die ersten, denen ich das erzähle. Wenn diese Story die Runde macht, dann könnt ihr drauf wetten, dass die rauskriegen, wer undicht war. Dann könnt ihr drauf wetten, dass sie kommen und an meine Tür klopfen.“ Ich atmete ein paar Mal tief durch. „Deshalb engagiere ich mich im Xnet. Und deshalb ist mein Leben von jetzt an dem Kampf gegen das DHS gewidmet. Mit jedem Atemzug, an jedem einzelnen Tag. Bis wir wieder frei sind. Jeder von euch könnte mich jetzt in den Knast bringen, wenn er wollte.“

Ange hob wieder die Hand. „Wir verpfeifen dich nicht“, sagte sie. „Kein Stück. Ich kenn hier so ziemlich jeden, und so viel kann ich dir versprechen. Ich hab zwar keine Ahnung, woran man jemanden erkennt, dem man vertrauen kann, aber ich weiß, wem man *nicht* vertrauen kann: alten Leuten. Unseren Eltern. Erwachsenen. Wenn die an jemanden denken, dem nachspioniert wird, dann denken die an jemand *anderen*, irgendeinen Bösen. Wenn sie an jemanden denken, der gefangen und in ein Geheimgefängnis verschleppt wird, dann ist das immer ein *anderer* – ein Junger, ein Farbiger, ein Ausländer.

Sie haben vergessen, wie es ist, in unserem Alter zu sein. Einfach *ständig* unter Generalverdacht zu sein! Wie oft steigst du in den Bus, und alle starren dich an, als ob du Bröckchen rülpst und Hunde quälst?

Und noch schlimmer: Die werden immer früher und früher erwachsen. Früher hieß es mal, ‚trau keinem über 30'. Ich sage: ‚Trau keinem Mistkerl über 25'."

Alle lachten, und sie lachte mit. Sie war auf eine merkwürdige Weise hübsch, ihr langes Gesicht und die kräftigen Kiefer gaben ihr entfernt was von einem Pferd. „Ich mein das nicht als Witz, wisst ihr? Ich meine, denkt mal drüber nach. Wer hat denn diese Arschgeigen gewählt? Wer hat ihnen gesagt, dass sie unsere Stadt besetzen sollen? Wer hat denn dafür gestimmt, Kameras in unseren Klassenräumen aufzuhängen und uns mit ihren ekligen Schnüffelchips in unseren Transitpässen und Autos überall hinterher zu rennen? Das war doch kein 16-Jähriger. Wir sind jung und vielleicht nicht ganz dicht, aber Abschaum sind wir nicht."

„Das will ich auf nem T-Shirt", sagte ich.

„Das wär ein gutes", entgegnete sie. Wir lächelten uns an.

„Wo bekomm ich jetzt meine Schlüssel?", fragte sie und zog ihr Handy raus.

„Wir machen das da drüben, in der stillen Ecke bei den Höhlen. Ich bring dich rein und bereite den Rechner vor, dann machst du deine Sache und bringst die Maschine zu deinen Freunden, damit die Fotos von deinem öffentlichen Schlüssel machen und ihn zuhause signieren können."

Ich erhob die Stimme. „Ach, eins noch! Mist, wie konnte ich das vergessen? Ihr *müsst* die Fotos löschen, sobald ihr die Schlüssel eingetippt habt! Das letzte, was wir brauchen können, ist ein Flickr-Stream mit Fotos von uns allen bei unserer konspirativen Sitzung."

Als Antwort kam ein bisschen nervöses, gutmütiges Kichern, dann machte Jolu das Licht aus, und in der plötzlichen Dunkelheit konnte ich nichts mehr sehen. Nach und nach passten sich meine Augen an, und ich machte mich auf den Weg zur Höhle. Jemand ging hinter mir. Ange. Ich drehte mich um und lächelte sie an, sie lächelte zurück, und ihre Zähne leuchteten in der Dunkelheit.

„Danke für grade eben", sagte ich. „Du warst toll."

„Hast du das ernst gemeint, was du von der Tüte überm Kopf und all dem Zeug erzählt hast?"

„Hab ich", antwortete ich. „Das ist echt passiert. Ich hab es noch niemandem erzählt, aber es ist passiert."

Ich dachte einen Moment drüber nach.

„Weißt du, nach all der Zeit, seit das passiert ist, ohne dass ich irgendwas erzählt habe, hat es sich irgendwann nur noch wie ein böser Traum angefühlt. Aber es war echt."

Ich hielt an und kletterte dann zur Höhle hoch.

„Ich bin froh, dass ichs endlich ein paar Leuten erzählt habe. So langsam dachte ich schon, ich wäre durchgedreht."

Ich stellte den Laptop auf einen trockenen Felsbrocken und fuhr ihn vor ihren Augen von der DVD hoch.

„Ich werde ihn für jeden von euch neu starten. Das hier ist eine normale ParanoidLinux-DVD, aber ich schätze, das musst du mir einfach so glauben."

„Zum Teufel", sagte sie. „Geht es hier um Vertrauen oder was?"

„Ja", sagte ich. „Vertrauen."

Ich ging ein paar Schritte weg, während sie den Schlüsselgenerator laufen ließ, hörte ihr zu, wie sie tippte und klickte, um Zufallsdaten zu generieren, hörte dem Rauschen der Brandung zu, hörte den Partygeräuschen zu, die von dort her kamen, wo das Bier war.

Sie kam aus der Höhle raus, den Laptop in den Händen. Darauf waren in großen, leuchtend weißen Lettern ihr öffentlicher Schlüssel, ihr Fingerprint und ihre E-Mail-Adresse zu sehen. Sie hielt den Monitor hoch neben ihr Gesicht und wartete, während ich mein Handy rauskramte.

„Cheese", sagte sie. Ich machte ein Bild von ihr und steckte die Kamera wieder ein. Sie ging weiter zu den Zechern und ließ jeden ein Foto von ihr mit dem Monitor machen. Es hatte was Feierliches. Und es war lustig. Sie hatte wirklich eine Menge Charisma – man wollte sie nicht bloß anlachen, man wollte *mit ihr* lachen. Und verdammt noch mal, es *war* lustig. Wir erklärten gerade einen geheimen Krieg gegen die Geheimpolizei. Wer dachten wir denn, wer wir waren?

So ging es vielleicht eine Stunde lang weiter, jeder machte Fotos und erzeugte Schlüssel. Ich lernte jeden hier kennen. Ich kannte schon viele – einige hatte ich ja selbst eingeladen –, und die anderen waren Freunde meiner

Kumpels oder von Kumpeln meiner Kumpels. Wir sollten alle ein Team sein. Am Ende dieser Nacht waren wirs. Es waren alles gute Leute.

Als alle fertig waren, ging Jolu, um einen Schlüssel zu erzeugen, und drehte sich dann mit einem unbeholfenen Lächeln von mir weg. Mein Ärger über ihn war inzwischen verraucht. Er tat, was er tun musste. Und ich wusste, dass er, was immer er jetzt auch sagte, immer für mich da sein würde. Und wir waren zusammen im DHS-Knast gewesen. Van auch. Das würde uns für immer zusammenschweißen, komme was da wolle.

Ich erzeugte meinen Schlüssel und drehte dann die Runde durch die Gang, um jeden ein Foto machen zu lassen. Dann kletterte ich wieder auf den erhöhten Fleck von vorhin und bat alle um Aufmerksamkeit.

„Also, ne Menge von euch haben mitbekommen, dass die ganze Nummer einen Riesenhaken hat: Was wäre, wenn ihr diesem Laptop nicht trauen könnt? Wenn er heimlich all unsere Anweisungen aufzeichnet? Wenn er uns ausspioniert? Was wäre, wenn ihr Jose Luis und mir nicht trauen könnt?"

Mehr wohlwollendes Gickeln. Ein bisschen wärmer als vorher, bieriger.

„Ich mein das so", sagte ich. „Wenn wir auf der falschen Seite wären, dann würde all das hier uns alle – euch alle – in die Scheiße reiten. Vielleicht in den Knast."

Die Gickler wurden nervöser.

„Und deshalb mach ich jetzt das hier", sagte ich und nahm einen Hammer zur Hand, den ich aus Dads Werkzeugkiste mitgebracht hatte. Ich stellte den Laptop neben mir auf den Felsen und holte mit dem Hammer aus, Jolu mit der Lampe immer an der Bewegung dran. Crash – ich hatte immer davon geträumt, einen Laptop mit einem Hammer zu töten, und jetzt tat ich es. Es fühlte sich pornomäßig gut an. Und schlecht zugleich.

Smash! Das Monitorpanel fiel raus, zersplitterte in Millionen Teile und gab die Tastatur frei. Ich schlug weiter darauf ein, bis die Tastatur runterfiel und Hauptplatine und Festplatte sichtbar wurden. Crash! Ich zielte genau auf die Festplatte und hieb mit aller Kraft auf sie ein. Es dauerte drei Schläge, bis das Gehäuse zerbarst und das zerbrechliche Innenleben freigab. Ich hämmerte weiter, bis nur noch feuerzeuggroße Einzelteile übrig waren, dann packte ich alles in einen Müllsack. Meine Zuschauer jubelten frenetisch – laut genug, dass ich ernsthaft begann, mir Sorgen zu machen, dass uns jemand von oberhalb über die Brandung hinweg hören und die Gesetzeshüter rufen könnte.

„Das wäre das!", rief ich. „Also, wenn mich jetzt jemand begleiten möchte – ich trage das jetzt runter zum Meer und spül es zehn Minuten im Salzwasser."

Zuerst fand der Vorschlag keinen Zuspruch, aber dann kam Ange nach vorn, nahm meinen Arm in ihre warme Hand und flüsterte mir „das war wundervoll" ins Ohr; dann gingen wir zusammen runter zum Strand.

Es war völlig dunkel unten am Wasser und nicht ungefährlich, selbst mit unseren Schlüsselanhänger-Lampen. Rutschige, scharfkantige Felsen überall, auf denen auch schon ohne drei Kilo pürierter Elektronik in ner Plastiktüte schwer balancieren war. Ein Mal rutschte ich aus und war drauf gefasst, mir was aufzuschlagen, aber sie angelte mich mit erstaunlich festem Griff und hielt mich aufrecht. Ich wurde ganz nah an sie rangezogen, nah genug, um ihr Parfum wahrzunehmen, einen Duft nach neuen Autos. Ich liebe diesen Duft.

„Danke", brachte ich raus und schaute ihr in die großen Augen, die von ihrer männlichen, schwarz gefassten Brille noch vergrößert wurden. Ich konnte im Dunkeln nicht erkennen, welche Farbe ihre Augen hatten, aber ich tippte auf was Dunkles, soweit man aus ihrem dunklen Haar und olivbraunen Teint darauf schließen konnte. Sie wirkte südländisch, vielleicht mit griechischen, spanischen oder italienischen Wurzeln.

Ich bückte mich und ließ den Beutel im Meer mit Salzwasser volllaufen. Dabei brachte ichs fertig, auszurutschen und meinen Schuh zu fluten; ich fluchte und sie lachte. Seit wir zum Ufer aufgebrochen waren, hatten wir kaum ein Wort gewechselt. Es war etwas Magisches um unser Stillschweigen.

Bis zu diesem Tag hatte ich insgesamt drei Frauen geküsst, den Heldenempfang in der Schule nicht mitgerechnet. Das ist keine beeindruckende Zahl, aber so ganz winzig ja auch nicht. Ich habe ein passables Frauenradar, und ich glaube, ich hätte sie küssen können. Sie war nicht h31ß im traditionellen Sinn, aber ein Mädchen und eine Nacht und ein Strand, das hat schon was; außerdem war sie smart, leidenschaftlich und engagiert.

Aber ich küsste sie nicht und nahm sie auch nicht bei der Hand. Stattdessen erlebten wir einen Moment, den ich nur als spirituell bezeichnen kann. Die Brandung, die Nacht, das Meer und die Felsen, dazu unser Atmen. Der Moment dehnte sich aus. Ich seufzte. Was für eine Aktion! In dieser Nacht würde ich noch eine Menge zu tippen

haben, um all die Schlüssel in meinen Schlüsselbund zu übertragen, zu signieren und die signierten Schlüssel zu veröffentlichen. Um das Web of Trust zu starten.

Sie seufzte auch.

„Gehn wir“, sagte ich.

„Ja.“

So gingen wir zurück. Diese Nacht war eine gute Nacht.

☒

Jolu wartete hinterher noch, bis der Freund seines Bruders kam, um die Kühlboxen abzuholen. Ich ging mit allen anderen die Straße hoch bis zur nächsten Bushaltestelle und stieg ein. Natürlich benutzte niemand von uns eine reguläre Fahrkarte mehr; mittlerweile klonte jeder Xnetter gewohnheitsmäßig drei-, viermal am Tag den Fahrausweis von jemand anderem, um sich für jede Fahrt eine neue Identität zuzulegen.

Es war nahezu unmöglich, im Bus cool zu bleiben. Wir waren alle leicht angeschickert, und es war wahnsinnig komisch, uns gegenseitig im grellen Licht im Bus anzuschauen. Wir wurden ziemlich laut, und der Fahrer ermahnte uns zwei Mal über die Sprechanlage und sagte dann, wenn wir nicht sofort ruhig seien, würde er die Polizei rufen.

Das brachte uns gleich wieder zum Gickeln, und so stiegen wir alle auf einmal aus, bevor er die Bullen rufen konnte. Wir waren jetzt in North Beach, und jede Menge Busse, Taxis, die BART in Market Street und ein paar neonleuchtende Clubs und Cafés sorgten dafür, dass sich unsere Gruppe hier zerstreute.

Ich kam heim, warf die Xbox an und begann, Schlüssel von meinen Handyfotos zu übertragen. Das war eine stumpfsinnige, hypnotisierende Angelegenheit, und weil ich außerdem ein bisschen betrunken war, fiel ich darüber in einen Halbschlaf.

Grade als ich vollends am Wegdämmern war, poppte ein neues Messenger-Fenster hoch.

> hey-ho!

Ich erkannte den Nick nicht – spexgril –, aber ich hatte so eine Ahnung, wer es sein könnte.

> hi

tippte ich vorsichtig.

> ich bins, von heute nacht

Dann fügte sie einen Block Krypto ein. Ihren öffentlichen Schlüssel hatte ich schon am Schlüsselbund, also ließ ich den Messenger versuchen, den Code mit ihrem Schlüssel zu entziffern.

> ich bins, von heute nacht

Sie war es!

> Schön dich hier zu sehen

tippte ich, verschlüsselte es mit meinem Schlüssel und schickte es ab.

> Es war toll, dich zu treffen

tippte ich weiter.

> Dich auch. Ich treff nicht so viele kluge Jungs, die auch noch süß sind und ein soziales Gewissen haben. Gute Güte, Mann, du lässt einem Mädchen kaum eine Chance.

Mein Herz hämmerte in meiner Brust.

>Hallo? Klopfklopf? Jemand daheim? Ich bin nicht hier geboren, Leute, aber ich werde ganz sicher hier sterben. Vergesst nicht, euren Kellnerinnen Trinkgeld zu geben, sie arbeiten so hart. Ich bin die ganze Woche hier.

Ich musste laut lachen.

> Ich bin ja hier, ich lach bloß zu laut, um tippen zu können

> Na zumindest meine Messenger-Comedy zieht noch

Aha?

> Es war echt toll, dich zu treffen

> Ja, das ist es meistens. Wohin führste mich aus?

> Ausführen?

> Bei unserem nächsten Abenteuer?

> Hatte noch nichts geplant

> Okay, dann sag ich, wohin. Freitag, Dolores Park. Illegales Open-Air-Konzert. Komm da hin, oder du bistn Dodekaeder

> Was noch mal?

> Liest du nicht mal Xnet? Steht an jeder Ecke. Schon mal von den Speedwhores gehört?

Ich verschluckte mich bald. Das war Trudy Doos Band – DIE Trudy Doo, die Frau, die Jolu und mich dafür bezahlte, den indienet-Code zu aktualisieren.

> Ja, schon von gehört

> Die planen einen Riesengig und haben wohl noch so fünfzig andere Bands dabei, wollen das auf den Tennisplätzen machen, mit ihren eigenen Boxentrucks dabei, und die ganze Nacht durchrocken

Ich fühlte mich wie ein Grottenolm. Wie war das denn an mir vorbeigegangen? Auf Valencia gabs diese anarchistische Buchhandlung, an der ich manchmal auf dem Weg zur Schule vorbeikam; und die hatte ein Poster im Fenster mit einer alten Revolutionärin, Emma Goldman, mit der Zeile „Wenn ich nicht tanzen kann, dann will ich nichts mit deiner Revolution zu tun haben." Ich hatte meine gesamte Energie darauf verwendet, mit dem Xnet engagierte Kämpfer zu organisieren, um dem DHS dazwischenzufunken. Aber das hier war ja wohl soo viel cooler. Ein Riesenkonzert – ich hatte keine Ahnung, wie man so was aufzog, aber ich war froh, dass es Leute gab, die das konnten.

Und wenn ichs mir recht überlegte, dann war ich verdammt stolz drauf, dass sies mit Hilfe des Xnets organisierten.

☒

Am nächsten Tag war ich ein Zombie. Ange und ich hatten bis vier Uhr früh gechattet – na ja, geflirtet. Zum Glück war Samstag, und ich konnte ausschlafen, aber vor Kater und Übermüdung kriegte ich trotzdem keinen geraden Gedanken zusammen.

Gegen Mittag mühte ich mich aus dem Bett und raus auf die Straße. Ich wankte rüber zum Türken, um meinen Kaffee zu kaufen – wenn ich allein war, kaufte ich neuerdings meinen Kaffee immer hier, weil ich das Gefühl hatte, der Türke und ich seien Mitglieder eines geheimen Clubs.

Auf dem Weg dahin kam ich an einer Menge frischer Graffiti vorbei. Ich mochte die Graffiti im Mission-Viertel; es war meist riesige, üppige Wandmalerei oder die sarkastischen Schablonenwerke von Kunststudenten. Und ich mochte es, dass die Tagger in der Mission unter den Augen des DHS immer noch weiter machten. Auch ne Art Xnet, dachte ich – die mussten auch ihre Methoden haben, rauszukriegen, was los war, woher man Farbe kriegte und welche Kameras funktionierten. Einige Kameras, merkte ich, waren einfach übergesprüht.

Vielleicht benutzten sie ja das Xnet!

In drei Meter hohen Buchstaben prangten am Bretterzaun eines Schrottplatzes die Worte: TRAU NIEMANDEM ÜBER 25.

Ich hielt an. War wohl jemand gestern von meiner „Party" mit einer Farbdose hier vorbeigekommen? Ne Menge von den Leuten lebte hier im Viertel.

Ich holte meinen Kaffee und stratzte dann ein bisschen durch die Stadt. Dabei dachte ich die ganze Zeit, eigentlich müsste ich jemanden anrufen, ob wir uns einen Film ausleihen wollten oder so. So war es immer gewesen an faulen Samstagen wie heute. Aber wen sollte ich anrufen? Van redete nicht mit mir, ich glaubte nicht, schon wieder mit Jolu sprechen zu können, und Darryl …

Nun, Darryl konnte ich nicht anrufen.

Also holte ich noch einen Kaffee, ging heim und suchte ein bisschen in den Blogs im Xnet herum. Diese anonymen Blogs konnten keinem bestimmten Autor zugeordnet werden – es sei denn, der Autor war blöd genug, seinen Namen drüberzuschreiben –, und es gab eine ganze Menge davon. Die meisten waren unpolitisch, etliche aber auch nicht. Dort schrieben sie über Schulen und wie unfair es dort war. Sie schrieben über die Bullen und übers Tagging.

Wie sich rausstellte, waren die Planungen für das Konzert im Park schon seit Wochen im Gang. Sie waren von Blog zu Blog gewandert, ohne dass ich was mitbekommen hatte. Und das Konzert stand unter dem Motto „Trau keinem über 25".

Nun, das erklärte, woher Ange es hatte. War ein guter Slogan.

☒

Am Montagmorgen beschloss ich, mal wieder bei der Anarchistenbuchhandlung vorbeizuschauen und zu versuchen, eins dieser Emma-Goldman-Poster zu bekommen. Ich brauchte die Gedächtnisstütze.

Also nahm ich auf dem Weg zur Schule den Umweg die 16te runter in die Mission, dann Valencia hoch und rüber. Der Laden war zu, aber ich notierte mir die Öffnungszeiten und vergewisserte mich, dass sie das Poster noch hängen hatten.

Als ich Valencia runterstapfte, war ich erstaunt zu sehen, wie viel „Trau keinem über 25"-Zeug hier zu sehen war. Die Hälfte der Läden hatte Trau-keinem-Devotionalien in den Fenstern: Brotdosen, Babydoll-Shirts, Stiftdosen, Truckerhüte. Die Trendsetterläden sind immer schneller geworden: Wenn sich neue Meme binnen ein, zwei Tagen übers Netz verbreiten, dann sind die Läden mittlerweile ganz gut darin, ruckzuck den passenden Merchandising-Kram ins Fenster zu hängen. Wenn du am Montag ein witziges Youtube-Filmchen über einen Typ, der sich aus Mineralwasserflaschen einen Düsenantrieb bastelt, in deiner Mail findest, kannst du davon ausgehen, am Dienstag die ersten T-Shirts mit Stills aus dem Video kaufen zu können.

Aber es war irre zu sehen, wie sich was aus dem Xnet in die Szeneläden ausbreitete. Zerfetzte Designerjeans, auf die der Slogan sorgfältig wie mit Tinte geschrieben war. Gestickte Aufnäher.

Gute Nachrichten verbreiten sich schnell.

Als ich in die Gesellschaftskundeklasse von Ms. Galvez kam, stand der Slogan an der Tafel. Wir saßen alle an unseren Tischen und grinsten ihn an, und er schien zurückzugrinsen. Es hatte was ungeheuer Befriedigendes zu denken, dass wir alle einander trauen konnten und dass der Feind identifizierbar war. Ich wusste, dass das nicht so ganz stimmte, aber es war eben auch nicht so ganz falsch.

Ms. Galvez kam rein, strich sich übers Haar, stellte ihr SchulBook auf den Tisch und schaltete es ein. Dann nahm sie ein Stück Kreide und drehte sich zur Tafel. Alles lachte. Gutmütig zwar, aber wir lachten.

Sie drehte sich wieder zu uns und lachte ebenfalls. „Sieht so aus, als ob die Sloganschreiber der Nation unter Inflation leiden. Wer von euch weiß denn, woher dieser Satz ursprünglich stammt?"

Wir schauten uns an. „Hippies?", fragte jemand, und wir lachten wieder. San Francisco ist voll von Hippies, von den alten Kiffern mit ihren Schmuddelbärten und Batikfummeln bis zu denen von heute, die sich mehr fürs Verkleiden und Footbag-Spielen interessieren als fürs Protestieren.

„Ja, Hippies. Aber wenn wir heute an Hippies denken, dann meist nur an ihre Kleidung und an die Musik. Aber Kleidung und Musik waren nur eine Begleiterscheinung von dem, was diese Ära, die Sechziger, so wichtig machte.

„Ihr habt schon von der Bürgerrechtsbewegung gehört, der es um die Abschaffung der Rassentrennung ging; weiße und farbige Jugendliche wie ihr, die mit Bussen in den Süden gefahren sind, um bei der Registrierung schwarzer Wähler zu helfen und gegen den offiziellen Staatsrassismus zu protestieren. Kalifornien war einer der Orte, aus denen die meisten Führer der Bürgerrechtsbewegung kamen. Wir waren hier immer schon ein bisschen politischer als der Rest des Landes, und in diesem Teil des Landes konnten Farbige außerdem schon dieselben Fabrikjobs bekommen wie Weiße, so dass es ihnen ein bisschen besser ging als ihren Verwandten im Süden.

Die Studenten in Berkeley schickten kontinuierlich Freiheitsaktivisten nach Süden, die sie mithilfe von Infoständen auf dem Campus, in Bancroft und Telegraph Avenue rekrutierten. Die Stände gibt es heute noch, ihr habt sie wahrscheinlich schon gesehen.

Tja, die Universität versuchte das zu unterbinden. Ihr Präsident verbot politische Aktivitäten auf dem Campus, aber die Bürgerrechtsjugend ließ sich davon nicht aufhalten. Die Polizei versuchte jemanden zu verhaften, der an den Infoständen Flugblätter verteilte, aber dann haben 3000 Studenten den Wagen umzingelt und es verhindert, ihn abtransportieren zu lassen. Sie wollten es nicht zulassen, dass sie diesen Jugendlichen ins Gefängnis brachten. Sie stellten sich aufs Dach des Polizeiautos und hielten Reden über das First Amendment[3] und über Meinungsfreiheit.

Das gab den Startschuss für die Bewegung für Meinungsfreiheit. Es war der Beginn der Hippies, aber von hier nahmen auch ein paar radikalere Studentenbewegungen ihren Anfang. Black-Power-Gruppen wie die Black Panthers,

3 Erster Zusatzartikel zur US-Verfasssung, verbietet u.a. die gesetzliche Einschränkung der Meinungs- und Versammlungsfreiheit, A.d.Ü

und später auch Gruppen für Schwulenrechte wie die Pink Panthers, radikale Frauengruppen, sogar ‚lesbische Separatisten', die Männer komplett abschaffen wollten. Und die Yippies. Hat schon mal jemand von den Yippies gehört?"

„Wollten die nicht das Pentagon zum Schweben bringen?", fragte ich. Darüber hatte ich mal eine Doku gesehen.

Sie lachte. „Das hatte ich vergessen, aber du hast Recht, das waren sie. Yippies waren so etwas wie sehr politische Hippies, aber sie waren nicht in dem Sinne ernsthaft, wie wir uns Politik heute vorstellen. Sie waren ziemlich verspielt, Faxenmacher. Sie haben Geld in die New Yorker Börse geworfen und das Pentagon mit Hunderten Leuten umringt, um es mit einem Zauberspruch zu levitieren. Sie haben eine fiktive Art von LSD erfunden, das man mit Wasserpistolen versprühen sollte, und dann haben sie sich gegenseitig bespritzt und so getan, als ob sie stoned seien. Sie waren lustig und ziemlich telegen – einer der Yippies, ein Clown namens Wavy Gravy, brachte in der Regel Hunderte von Demonstranten dazu, sich wie der Weihnachtsmann zu verkleiden, so dass man abends in den Fernsehnachrichten sehen konnte, wie Polizisten den Weihnachtsmann festnahmen –, und sie mobilisierten eine Menge Leute.

Ihre große Stunde war die Democratic National Convention 1968, als sie zu Protesten gegen den Vietnamkrieg aufriefen. Tausende von Leuten kamen nach Chicago, schliefen in den Parks und demonstrierten jeden Tag. In diesem Jahr hatten sie eine Menge bizarrer Aktionen; zum Beispiel ließen sie ein Schwein namens Pigasus als Präsidentschaftskandidat antreten. Die Polizei und die Demonstranten kämpften in den Straßen – das hatten sie vorher auch schon oft getan, aber die Polizisten in Chicago waren nicht klug genug, die Presse in Ruhe zu lassen. Sie verprügelten die Reporter, und die rächten sich, indem sie endlich ausführlich berichteten, was bei diesen Demonstrationen wirklich passierte. Plötzlich sah das ganze Land, wie seine Kinder ziemlich brutal von Polizisten zusammengeschlagen wurden. Sie nannten es einen ‚Polizei-Aufstand'.

Die Yippies sagten immer: „Trau keinem über 30". Damit meinten sie, dass Leute, die vor einem bestimmten Zeitpunkt geboren waren, als Amerika Feinde wie die Nazis bekämpfte, es nie begreifen würden, was es bedeutete, sein Land so sehr zu lieben, dass man es ablehnen musste, gegen die Vietnamesen zu kämpfen.Sie dachten, dass du, wenn du erst mal 30 warst, deine Einstellungen nicht mehr ändern würdest und niemals begreifen könntest, wieso die Kinder der damaligen Zeit auf die Straße gingen und Krawall machten.

San Francisco war der Ausgangspunkt für all das. Hier wurden revolutionäre Armeen gegründet. Einige davon jagten im Dienst ihrer Sache Häuser in die Luft oder raubten Banken aus. Viele der Jugendlichen von damals wurden später mehr oder weniger normal, während andere im Gefängnis landeten. Einige von den Studienabbrechern erreichten Erstaunliches – Steve Jobs und Steve Wozniak zum Beispiel, die den PC erfunden haben."

Die Sache begann mich zu faszinieren. Ein bisschen was wusste ich schon davon, aber so wie heute hatte man mir die Geschichte noch nie erzählt. Auf einmal sahen die lahmen, betulichen, erwachsenen Straßenproteste gar nicht mehr so lahm aus. Vielleicht war diese Sorte Action auch in der Xnet-Bewegung möglich.

Ich hob meine Hand. „Haben sie gewonnen? Haben die Yippies gewonnen?"

Sie sah mich lange an, als ob sie darüber nachdenken musste. Niemand sagte ein Wort. Wir waren alle auf die Antwort gespannt.

„Verloren haben sie nicht", sagte sie schließlich. „Sie sind sozusagen implodiert. Einige von ihnen sind wegen Drogen oder anderer Vergehen ins Gefängnis gekommen. Einige haben ihr Fähnchen gedreht und sind Yuppies geworden, und dann sind sie auf Vortragsreisen gegangen und haben herumerzählt, wie dumm sie gewesen seien und dass Gier doch eine gute Sache sei.

Aber sie haben die Welt verändert. Der Vietnamkrieg ging zu Ende, und die Art von Konformismus und vorbehaltlosem Gehorsam, die bis dahin als Patriotismus gegolten hatte, war jetzt völlig out. Die Rechte von Farbigen, Frauen und Schwulen wurden nachhaltig weiterentwickelt. Die Rechte von Chicanos oder von Behinderten, überhaupt unsere gesamte Tradition bürgerlicher Freiheiten, wurden von diesen Leuten überhaupt erst ins Leben gerufen oder gestärkt. Die heutige Protestbewegung ist ein unmittelbarer Abkömmling der damaligen Auseinandersetzungen."

„Ich fass es nicht, wie Sie über die Leute reden", sagte Charles. Er lehnte halb stehend in seinem Stuhl, und sein mageres, kantiges Gesicht war rot angelaufen. Seine Augen waren groß und feucht und seine Lippen riesig, und wenn er sich aufregte, sah er immer ein bisschen wie ein Fisch aus.

Ms. Galvez verspannte sich merklich, dann sagte sie, „Ja, bitte, Charles?"

„Sie haben gerade Terroristen beschrieben. Echte Terroristen. Sie sagen, dass sie Häuser gesprengt haben. Die wollten die Börse zerstören. Die haben Polizisten verprügelt und sie davon abgehalten, Gesetzesbrecher zu verhaften. Die haben uns angegriffen!“

Ms. Galvez nickte bedächtig. Mir war klar, dass sie drüber nachdachte, wie sie mit Charles umgehen solle, der tatsächlich aussah, als würde er gleich platzen.

„Charles spricht da einen interessanten Aspekt an. Die Yippies waren keine fremden Agenten, sondern amerikanische Bürger. Wenn du sagst, ‚die haben uns angegriffen‘, dann musst du dir klarmachen, wer ‚die‘ und ‚wir‘ sind. Wenn deine Mitbürger …“

„Schwachsinn!“, rief er. Er war jetzt aufgestanden. „Wir waren damals im Krieg. Diese Typen haben den Feind unterstützt. Es ist doch ganz einfach, wer ‚wir‘ sind und wer ‚die‘: Wenn du Amerika unterstützt, gehörst du zu uns. Wenn du die Leute unterstützt, die auf Amerikaner schießen, gehörst du zu denen.“

„Möchte vielleicht sonst jemand etwas dazu sagen?“

Einige Hände schossen hoch. Ms. Galvez rief sie auf. Ein paar Leute wiesen darauf hin, dass die Vietnamesen bloß auf Amerikaner geschossen hatten, weil die Amerikaner nach Vietnam geflogen waren, um dort bewaffnet im Dschungel herumzurennen. Andere fanden, dass Charles insofern Recht hatte, dass es nicht erlaubt sein dürfe, verbotene Dinge zu tun.

Alle diskutierten angeregt; alle außer Charles, der sich drauf beschränkte, Leute anzubrüllen und sie zu unterbrechen, wenn sie ihre Standpunkte erläutern wollten. Ms. Galvez versuchte ein paar Mal, ihn zum Warten zu bewegen, aber er wollte davon nichts wissen.

Ich schlug derweil was in meinem SchulBook nach, von dem ich wusste, dass ich es schon mal gelesen hatte.

Ich fand es. Ich stand auf. Ms. Galvez blickte mich erwartungsvoll an. Die Anderen folgten ihrem Blick und verstummten. Selbst Charles schaute nach einer Weile zu mir hin; in seinen großen, feuchten Augen loderte sein Hass auf mich.

„Ich möchte etwas vorlesen“, sagte ich. „Es ist kurz: ‚daß, um diese Rechte zu sichern, Regierungen eingesetzt sein müssen, deren volle Gewalten von der Zustimmung der Regierten herkommen; daß zu jeder Zeit, wenn irgend eine Regierungsform zerstörend auf diese Endzwecke einwirkt, das Volk das Recht hat, jene zu ändern oder abzuschaffen, eine neue Regierung einzusetzen, und diese auf solche Grundsätze zu gründen, und deren Gewalten in solcher Form zu ordnen, wie es ihm zu seiner Sicherheit und seinem Glücke am zweckmäßigsten erscheint.“[4]

4 Zitat folgt einschließlich damaliger Rechtschreibung der Übersetzung von 1849, wie veröffentlicht auf www.verfassungen.de/us/unabhaengigkeit76.htm, A.d.Ü

Kapitel 12

Dieses Kapitel ist Forbidden Planet gewidmet, der britischen Buchhandelskette für Science-Fiction und Fantasy, Comics, Spiele und Videos. Forbidden Planet hat Filialen überall in Großbritannien sowie Außenstellen in Manhattan und Dublin, Irland. Es ist gefährlich, einen Forbidden Planet zu betreten – ich komme da fast nie mit intakter Geldbörse wieder raus. Forbidden Planet ist wirklich ganz vorn dabei, wenn's darum geht, die riesige Klientel für Science-Fiction-Filme und -Serien in Kontakt mit Science-Fiction-Literatur zu bringen – und darauf kommt es in Zukunft auf diesem Sektor an.

Forbidden Planet, UK, Dublin and New York City: http://www.forbiddenplanet.co.uk

Ms. Galvez lächelte übers ganze Gesicht. „Weiß irgendwer, woher das kommt?" Ein vielstimmiger Chor antwortete: „Aus der Unabhängigkeitserklärung".

Ich nickte.

„Warum hast du uns das vorgelesen, Marcus?"

„Weil ich denke, die Gründer dieses Landes haben damit gesagt, dass Regierungen nur so lange an der Macht bleiben sollten, wie wir daran glauben, dass sie in unserem Interesse arbeiten, und wenn wir nicht mehr daran glauben, dann sollen wir sie aus dem Amt jagen. Das steht da doch, oder nicht?"

Charles schüttelte den Kopf. „Das ist Hunderte von Jahren her", sagte er. „Heute sind die Dinge anders!"

„Was ist anders?"

„Na ja, zum Beispiel haben wir keinen König mehr. Die Regierung, die die damals meinten, existierte doch bloß, weil der Ururgroßvater von irgendeinem Idioten glaubte, von Gott eingesetzt zu sein, und jeden tötete, der anderer Meinung war. Wir haben eine demokratisch gewählte Regierung …"

„Ich hab sie nicht gewählt", sagte ich.

„Und das gibt dir das Recht, Gebäude in die Luft zu jagen?"

„Wer redet denn vom Gebäudehochjagen? Die Yippies und Hippies und all diese Leute glaubten fest, dass die Regierung ihnen nicht mehr zuhörte – denk nur mal daran, wie die Leute behandelt wurden, die bei der Wählerregistrierung im Süden geholfen haben. Die wurden verprügelt, eingesperrt …"

„Ein paar von ihnen wurden sogar getötet", ergänzte Ms. Galvez. Dann hob sie ihre Hände und wartete, bis Charles und ich uns gesetzt hatten.

„Unsere Zeit heute ist fast vorbei, aber ich möchte euch allen für eine der interessantesten Stunden danken, die ich je gehalten habe. Es war eine fantastische Diskussion, und ich habe von euch allen viel gelernt. Ich hoffe, ihr habt auch etwas voneinander gelernt. Danke euch allen für eure Beiträge.

Ich habe eine Zusatzaufgabe für diejenigen von euch, die gern eine kleine Herausforderung mögen. Ich möchte, dass ihr einen Aufsatz schreibt, in dem ihr die politischen Reaktionen auf die Antikriegs- und Bürgerrechtsbewegungen in der Bay Area mit den heutigen Bürgerrechts-Auswirkungen des Kriegs gegen den Terror vergleicht. Mindestens drei Seiten, aber schreibt so viel ihr mögt. Ich bin gespannt, zu welchen Ergebnissen ihr kommt."

Im nächsten Moment klingelte es, und alles strömte aus der Klasse raus. Ich blieb zurück und wartete, bis Ms. Galvez mich bemerkte.

„Ja, Marcus?"

„Das war faszinierend", sagte ich. „Ich wusste das alles über die Sechziger noch gar nicht."

„Auch die Siebziger. In politisch brisanten Zeiten war dies hier schon immer ein aufregender Ort zum Leben. Deine Anspielung auf die Erklärung hat mir gefallen; das war sehr clever."

„Danke, aber das ist mir irgendwie zugeflogen. Vor heute hatte ich noch gar nicht richtig begriffen, was dieser Abschnitt bedeutete."

„Oh, so etwas hören Lehrer immer gern, Marcus", sagte sie und schüttelte mir die Hand. „Ich bin sehr gespannt drauf, deinen Aufsatz zu lesen."

☒

Auf dem Heimweg kaufte ich das Emma-Goldman-Poster und hängte es über meinem Schreibtisch auf, direkt über einem echten Schwarzlicht-Poster. Ich kaufte auch ein TRAU-NIEMANDEM-T-Shirt mit einer Photoshop-Montage aus Grover und Elmo, wie sie die Erwachsenen Gordon und Susan aus der Sesamstraße kicken, weil ich es lustig fand. Später fand ich raus, dass es schon ungefähr ein halbes Dutzend Photoshop-Wettbewerbe mit dem Slogan auf

Websites wie Fark, Worth1000 und B3ta gab und dass bereits Hunderte fertige Bilder auf so ziemlich allem zirkulierten, was sich bedrucken und verkaufen ließ.

Mom zog angesichts des Shirts eine Augenbraue hoch, und Dad schüttelte den Kopf und meinte mir einen Vortrag übers Ärgersuchen halten zu müssen; aber seine Reaktion bestätigte mich bloß.

Ange fand mich wieder online, und wir flirteten über Messenger bis spät in der Nacht. Der weiße Lieferwagen mit den Antennen kam wieder vorbei, und ich schaltete meine Xbox ab, bis er weg war. Daran hatten wir uns alle inzwischen gewöhnt.

Ange war ziemlich aufgedreht wegen der Party. Schien, als würde das ein Monsterevent werden. Es waren so viele Bands mit an Bord, dass man davon sprach, noch eine zweite Bühne für die B-Acts aufzubauen.

> Wie sind die an die Genehmigungen gekommen, die ganze Nacht Lärm zu machen? Da sind doch überall Häuser

> Ge-neh-mi-gun-gen? Was ist das denn? Erzähl mir mehr von deinen Ge-neh-mi-gun-gen

> Boah, es ist illegal?

> Äh, hallo? ***Du*** machst dir Sorgen übers Gesetzebrechen?

> Guter Punkt

> LOL

So nen Hauch einer Ahnung von Nervosität spürte ich aber doch. Hey, ich hatte am Wochenende ein Date mit diesem völlig umwerfenden Mädchen (streng genommen hatte sie ein Date mit mir), und zwar bei einem illegalen Rave mitten in einer belebten Gegend.

Es versprach *ziemlich* interessant zu werden.

⊠

Interessant, in der Tat.

Über den ganzen langen Samstagnachmittag verteilt tröpfelten die Leute in Dolores Park ein und verteilten sich unter die Frisbeespieler und Hundehalter. Einige spielten auch Frisbee oder führten Hunde aus. Es war noch nicht recht klar, wie das Konzert vonstatten gehen sollte, aber es hingen schon eine Menge Bullen und Verdeckte rum. Die Verdeckten erkannte man an ihren Castrofrisuren und dem Nebraska-Körperbau, genau wie damals Pickel und Popel: stämmige Typen mit kurzem Haar und unordentlichen Schnurrbärten. Sie stromerten herum und wirkten seltsam unbeholfen in ihren riesigen Shorts und weit geschnittenen Hemden, die wohl das Ausrüstungsgeraffel überdecken sollten, mit dem sie vermutlich behängt waren.

Dolores Park ist hübsch und sonnig; Palmen, Tennisplätze und jede Menge Hügel und urwüchsige Bäume zum Rumlaufen und Abhängen. Nachts schlafen Obdachlose dort, aber das tun sie ja überall in San Francisco.

Ich traf Ange die Straße runter in der Anarchistenbuchhandlung. Mein Vorschlag. Im Nachhinein wars eine völlig durchsichtige Nummer, um vor ihr als cool und trendig dazustehen, aber in diesem Moment hätte ich schwören können, dass es einfach bloß ein günstiger Treffpunkt war. Als ich kam, las sie gerade ein Buch mit dem Titel „An die Wand, Motherf....r".

„Wie hübsch", sagte ich. „Was sagt denn deine Mutter zu so was?"

„Deine Mutter soll sich mal nicht beschweren. Ernsthaft, das hier ist die Geschichte einer Gruppe von Leuten wie die Yippies, aber in New York. Und sie hatten das Wort alle als Nachname, zum Beispiel ‚Ben M-F'. Es ging darum, eine Gruppe zu haben und in die Nachrichten zu kommen, aber mit einem absolut undruckbaren Namen, einfach nur, um die Medien zu ärgern. Ziemlich lustig, echt."

Sie stellte das Buch zurück ins Regal, und ich fragte mich, ob ich sie wohl umarmen sollte. Die Leute in Kalifornien umarmen sich eigentlich ständig, zur Begrüßung und zum Abschied, außer sie tun es mal nicht. Und manchmal küssen sie sich auf die Wange. Ziemlich verwirrend das alles.

Sie nahm mir die Entscheidung ab, indem sie mich zu einer Umarmung schnappte, meinen Kopf an sich heranzog, mich hart auf die Wange küsste und mir dann einen Furz in den Nacken blies. Ich lachte und schubste sie weg.

„Willst du einen Burrito?", fragte ich.

„Ist das ne Frage oder eine Feststellung offensichtlicher Tatsachen?"

„Weder noch. Es ist ein Befehl."

Ich kaufte ein paar lustige Aufkleber DIESES TELEFON IST VERWANZT, die genau die richtige Größe für die Münztelefone hatten, die es immer noch in den Straßen der Mission gab, in diesem Viertel, in dem sich nicht unbedingt jeder ein Handy leisten konnte.

Wir traten raus in die Abendluft. Ich erzählte Ange davon, wie es vorhin im Park ausgesehen hatte.

„Ich wette, sie haben hundert von diesen Trucks um den Block geparkt", sagte sie, „damit sie uns besser hochnehmen können."

„Öh." Ich blickte mich um. „Eigentlich hatte ich gehofft, du würdest sowas sagen wie ‚ach, dagegen können sie überhaupt nichts machen'."

„Aber darum gehts nicht, glaub ich. Es geht darum, ne Menge Zivilisten in eine Situation zu bringen, in der die Bullen sich zu entscheiden haben, ob sie all diese normalen Leute wirklich wie Terroristen behandeln sollen. Es ist son bisschen wie diese Jammerei, aber mit Musik statt mit Elektronikkrams. Du jammst doch auch, oder?"

Manchmal vergaß ich, dass meine Freunde nicht wussten, dass Marcus und M1k3y derselbe waren. „Ja, ein bisschen", sagte ich.

„Das hier ist wie Jammen mit einem Haufen toller Bands."

„Verstehe."

Mission Burritos sind eine Institution. Sie sind billig, riesig und lecker. Stellt euch eine Röhre in der Größe einer Bazooka-Granate vor, die mit würzigem Grillfleisch, Guacamole, Salsa, Tomaten, zweifach gebratenen Bohnen, Reis, Zwiebeln und Cilantro gefüllt ist. Es verhält sich ungefähr so zu Taco Bell wie ein Lamborghini zu einem Hot-Wheels-Modell.

Es gibt ungefähr zweihundert Mission-Burrito-Filialen. Allen gemeinsam ist ihr Mut zur Hässlichkeit, mit unbequemen Sitzgelegenheiten, nur einem Minimum an Deko (ausgeblichene Mexiko-Tourismus-Plakate und gerahmte, elektrische Jesus-und-Maria-Hologramme) und lauter Mariachi-Musik. Was sie voneinander unterscheidet, ist hauptsächlich, mit welchen exotischen Fleischsorten sie jeweils ihre Burritos füllen. Die wirklich authentischen Läden haben auch Hirn und Zunge – das bestelle ich nie, aber es ist gut zu wissen, dass es das gibt.

Der Laden, zu dem wir gingen, hatte sowohl Hirn als Zunge, aber wir bestelltens nicht. Ich nahm Carne Asada und sie Hühnerhack, und beide nahmen wir einen großen Becher Horchata.

Kaum hatten wir uns gesetzt, rollte sie ihren Burrito aus und holte ein kleines Fläschchen aus ihrer Tasche. Es war ein kleiner Edelstahl-Zerstäuber, den wohl jeder für eine Pfefferspray-Selbstverteidigungswaffe gehalten hätte. Sie zielte auf die freiliegenden Innereien ihres Burrito und nebelte sie mit einem feinen, öligen roten Spray ein. Ich bekam einen Hauch in die Nase, meine Kehle zog sich zusammen und meine Augen tränten.

„Was zum Teufel tust du deinem armen, wehrlosen Burrito da an?"

Sie warf mir ein fieses Grinsen zu. „Ich bin süchtig nach scharfem Essen. Das hier ist Capsaicinöl in einem Zerstäuber."

„Capsaicin …"

„Genau, das Zeug in Pfefferspray. Das hier ist im Prinzip Pfefferspray, aber in Öl angelöst. Und viel leckerer. Stell es dir einfach wie Spicy Cajun Visine vor."

Meine Augen tränten schon beim bloßen Gedanken daran.

„Du machst Witze. Das da wirst du niemals essen."

Sie zog die Augenbrauen hoch. „Hey, Bürschchen, das klingt wie ne Herausforderung. Schau genau hin."

Sie rollte den Burrito so sorgfältig zusammen wie ein Kiffer seinen Joint, schlug die Enden ein und wickelte ihn dann wieder in die Alufolie. Sie pulte ein Ende ab, hielt es sich vor den Mund und balancierte es ein wenig vor ihren Lippen.

Bis zu dem Moment, in dem sie reinbiss, konnte ich nicht glauben, dass sie es wirklich tun würde. Ich mein, was sie da grade auf ihr Essen gesprüht hatte, das war nicht bloß scharf, das war eine scharfe Waffe!

Sie biss rein. Kaute, schluckte. Und sah dabei in jeder Hinsicht so aus wie jemand, der seine Mahlzeit genießt.

„Magst mal beißen?", fragte sie mit Unschuldsmiene.

„Jo", sagte ich. Ich mag scharfes Essen. Bei den Pakistanis bestell ich immer die Currys, die auf der Speisekarte mit vier Chilis markiert sind.

Ich pulte etwas mehr Folie ab und biss herzhaft rein.

Böser Fehler.

Kennt ihr das Gefühl, wenn ihr einen großen Haps Rettich oder Wasabi oder so was nehmt und wenn sich dann die Nebenhöhlen und die Luftröhre gleichzeitig zusammenziehen und sich der ganze Kopf mit brennend heißer Luft füllt, die durch eure tränenden Augen und Nasenlöcher einen Weg ins Freie sucht? Dieses Gefühl, als obs gleich aus euren Ohren dampft wie bei einer Zeichentrickfigur?

Das hier war viel schlimmer.

Das hier war so, wie wenn man die Hand auf die heiße Herdplatte legt, außer dass es nicht bloß die Hand war, sondern die gesamte Innenseite des Kopfes und die Speiseröhre und alles bis runter zum Magen. Mein ganzer Körper brach in Schweiß aus und ich schnappte verzweifelt nach Luft.

Sie reichte mir kommentarlos meine Horchata, und irgendwie gelang es mir, den Strohhalm in meinen Mund zu führen und gewaltig zu schlucken, den halben Becher auf einmal.

„Es gibt da diese Skala, die Scoville-Skala, mit der wir Chili-Liebhaber die Schärfe von Paprikafrüchten beschreiben. Reines Capsaicin hat zirka 15 Millionen Scoville. Tabasco liegt bei rund 50.000. Pfefferspray hat freundliche drei Millionen. Das Zeug hier hat kümmerliche 200.000, es ist also in etwa so scharf wie milder Scotch Bonnet Pepper. Ich habe ungefähr ein Jahr gebraucht bis hierher. Ein paar von den richtig Harten können bis zu einer Million ab, zwanzig Mal schärfer als Tabasco. Das ist verdammt höllenscharf. Bei solchen Scoville-Graden wird dein Gehirn total mit Endorphinen geflutet; wirkt auf den Körper berauschender als Hasch. Und gesund ist es auch."

Allmählich meldeten sich meine Nebenhöhlen zurück, und ich konnte wieder atmen, ohne zu hecheln.

„Ach, und wenn du nächstes Mal pinkeln gehst, wird das noch mal übel brennen", sagte sie zwinkernd.

Autsch.

„Du bist wahnsinnig", sagte ich.

„Große Worte von jemandem, der zum Spaß Laptops baut und wieder verschrottet."

„Touché", sagte ich und fasste mir an die Stirn.

„Magst du noch was?" Sie hielt mir den Zerstäuber hin.

„Gib rüber", sagte ich schnell genug, dass wir beide lachen mussten.

Als wir das Restaurant Richtung Dolores Park verließen, legte sie mir den Arm um die Hüfte, und ich stellte fest, dass sie genau die richtige Größe hatte, dass ich ihr bequem meinen Arm um die Schulter legen konnte. Das war neu. Ich war nie einer von den Großen gewesen, und die Mädchen, mit denen ich ging, waren alle genau so groß gewesen wie ich. Mädchen wachsen als Teens schneller als Jungs – ein fieser Trick der Natur. Das hier war nett. Es fühlte sich gut an.

An der Ecke 20. Straße bogen wir ab Richtung Dolores. Und noch ehe wir einen Schritt getan hatten, spürten wir schon die Schwingungen, wie das Summen einer Million Bienen zugleich. Unmengen von Leuten strömten dem Park entgegen, und von hier betrachtet sah er hundert Mal voller aus als vorhin, bevor ich Ange traf.

Der bloße Anblick brachte mein Blut zum Kochen. Es war eine wundervolle, kühle Nacht, und wir würden feiern, richtig feiern, feiern, als gäbe es kein Morgen. „Lass uns essen, trinken und fröhlich sein, denn morgen sterben wir."

Ohne ein Wort zu sagen, fielen wir in Laufschritt. Wir begegneten massenhaft Polizisten mit ernsten Gesichtern, aber was würden die schon unternehmen wollen? Es waren unglaublich viele Leute im Park. Ich bin nicht so gut darin, Massen zu zählen. In den Zeitungen sollten die Veranstalter später von 20.000 Leuten sprechen, während die Polizei 5000 zählte. Vielleicht waren es also 12.500.

Wie auch immer: Noch nie war ich unter so vielen Menschen gewesen, und hier war ich Teil eines unangekündigten, unzulässigen, *illegalen* Events.

Nur einen Augenblick später waren wir mittendrin. Ich würds nicht beschwören wollen, aber ich glaube, es war wirklich niemand über 25 in dieser Traube von Menschen. Alle lächelten. Ein paar jüngere Kinder waren dabei, Zehn-, Zwölfjährige, und das empfand ich als beruhigend. Niemand würde etwas allzu Dummes unternehmen, wenn so junge Kinder in der Menge dabeiwaren. Niemand würde riskieren wollen, dass Kinder verletzt würden. Diese Nacht würde einfach bloß eine denkwürdige, festliche Frühlingsnacht werden.

Ich fand, wir sollten uns am besten Richtung Tennisplätze orientieren. Also wühlten wir uns durch die Menge, und um uns nicht zu verlieren, nahmen wir uns bei den Händen. Um uns nicht zu verlieren, wäre es natürlich nicht nötig gewesen, unsere Finger ineinander zu verschränken; das war nur zum Vergnügen. Und es war ein ganz erhebliches Vergnügen.

Die Bands waren alle auf den Tennisplätzen mit ihren Gitarren, Mischpulten, Keyboards und sogar einem Schlagzeug. Später fand ich im Xnet einen Flickr-Stream davon, wie sie das ganze Zeug reinschmuggelten, Stück für Stück, in Sporttaschen und unter den Mänteln. Außerdem gab es monströse Lautsprecher, die Sorte, wie man sie bei Autoteilehändlern findet, und darunter ein Stapel von… Autobatterien! Ich musste lachen. Genial! So also versorgten sie ihre Aufbauten mit Strom. Ich konnte erkennen, dass es Batterien von einem Hybridwagen waren, von einem Prius. Jemand hatte ein Ökomobil ausgeweidet, um die nächtliche Unterhaltung mit Energie zu versorgen. Die Stapel von Batterien gingen außerhalb der Tennisplätze noch weiter; draußen häuften sie sich auch noch am Zaun entlang, mit dem Hauptstapel mit durchgefädelten Kabeln verbunden. Ich zählte insgesamt 200 Batterien! Gott, das Zeug wog bestimmt auch eine Tonne.

Keine Chance, dass sie das alles ohne E-Mail, Wikis und Mailinglisten hätten organisieren können. Und unvorstellbar, dass so kluge Leute das alles im öffentlichen Internet gemacht hätten. Das alles war im Xnet passiert, darauf verwettete ich meine Stiefel.

Erst mal ließen wir uns eine Weile von der Menge hierhin und dorthin treiben, während die Bands ihre Instrumente stimmten und sich untereinander besprachen. Von weitem sah ich Trudy Doo auf den Tennisplätzen. Sie sah aus wie in einem Käfig, wie ein Profi-Wrestler. Sie trug ein abgerissenes Tanktop, und ihr Haar hing in langen, leuchtend pinkfarbenen Dreadlocks bis zur Hüfte. Dazu trug sie Army-Tarnhosen und riesige Grufti-Stiefel mit Stahlkappen. In diesem Moment nahm sie eine schwere Motorradjacke, abgegriffen wie ein Catcher-Handschuh, und zog sie über, als seis eine Rüstung. Obwohl: Wahrscheinlich war es ja auch als Rüstung gedacht.

Ich versuchte ihr zuzuwinken (wohl um Ange zu beeindrucken), aber sie sah mich nicht, und um nicht weiter bescheuert zu wirken, ließ ichs sein. Die Energie hier in der Menge war schwer beeindruckend. Man redet ja immer von „Vibes“ und „Energie“, wenn es um große Menschenansammlungen geht, aber wenn mans noch nicht selbst erlebt hat, hält man es vermutlich nur für eine rhetorische Figur.

Ist es aber nicht. Es ist das Lächeln, ansteckend und groß wie Wassermelonen, auf jedem Gesicht. Wie jeder Einzelne zu einem unhörbaren Rhythmus hopst und die Schultern wippen. Der wogende Gang. Witze, Lachen. Der Klang jeder Stimme, angespannt, aufgeregt, wie ein Feuerwerk, das jeden Moment gezündet wird. Und du kannst gar nicht anders, als ein Teil davon zu sein. Ist einfach so.

Als die Bands loslegten, war ich von den Massen-Vibes schon komplett zugedröhnt. Der Opener war eine Art serbischer Turbo-Folk, und ich konnte nicht rauskriegen, wie man dazu tanzen sollte. Ich kann überhaupt nur zu zweierlei Sorten Musik tanzen: zu Trance (schlurf rum und lass dich von der Musik bewegen) und zu Punk (spring rum und schüttel die Mähne, bis du verletzt oder ausgepowert bist oder beides). Der nächste Act waren Oakland-HipHopper mit einer Thrash-Metal-Kombo als Backup, was besser klingt, als die Beschreibung vermuten lässt. Danach kam etwas Kaugummi-Pop. Und dann übernahmen die Speedwhores die Bühne, und Trudy Doo trat ans Mikro.

„Mein Name ist Trudy Doo, und ihr seid Idioten, wenn ihr mir traut. Ich bin zweiunddreißig, und für mich ist der Zug abgefahren. Ich bin fertig. Ich bin noch voll in den alten Ideen drin. Ich betrachte meine Freiheit immer noch als was Selbstverständliches und erlaube es anderen Leuten, sie mir wegzunehmen. Ihr seid die erste Generation, die im Gulag Amerika aufwächst, und ihr wisst auf den letzten gottverdammten Cent genau, was eure Freiheit wert ist!“

Die Menge tobte. Sie huschte ein paar schnelle, nervöse Akkorde auf ihrer Gitarre dahin, und ihre Bassistin, ein mächtig dickes Mädchen mit ner Dyke-Frisur, noch größeren Stiefeln und einem Lächeln, das Bierflaschen öffnen konnte, verlegte schon ein reichlich hartes Brett. Mich hielt es nicht mehr auf den Füßen. Ich hüpfte, und Ange hüpfte mit. Wir schwitzten in der Abendluft, die schon geschwängert war von Schweiß und Pot-Rauch. Von allen Seiten wurden wir von warmen Leibern bedrängt, alles hüpfte mit.

„Traut keinem über 25!“, rief sie.

Wir brüllten, ein einziges riesiges Tier, aus voller Kehle.

„Traut keinem über 25!“

„Traut keinem über 25!“

„Traut keinem über 25!“

„Traut keinem über 25!“

„Traut keinem über 25!“

„Traut keinem über 25!“

Sie schlug auf der Gitarre ein paar harte Akkorde an, und die zweite Gitarristin, eine Elfe mit heftig gepierctem Gesicht, fiel ein, in schwindelerregenden Höhen, über den zwölften Bund raus.

„Das hier ist unsere verdammte Stadt! Es ist unser verdammtes Land. Und kein Terrorist kann es uns wegnehmen, so lange wir nur frei sind. Sobald wir nicht mehr frei sind, gewinnen die Terroristen! Holt es euch zurück! Holt es euch zurück! Ihr seid jung genug und dumm genug, um noch nicht zu wissen, dass ihr eigentlich keine Chance habt, also seid ihr die einzigen, die uns noch zum Sieg führen können! Holt es euch zurück!“

„HOLT ES EUCH ZURÜCK!“, brüllten wir. Sie drosch hart auf ihre Saiten ein. Wir nahmen die Note grölend auf, und dann wurde es richtig, richtig LAUT.

☒

Ich tanzte, bis ich vor Müdigkeit keinen Schritt mehr machen konnte, und Ange tanzte neben mir. Rein technisch gesehen rieben wir stundenlang unsere schwitzenden Leiber aneinander, aber glaubt es oder lasst es bleiben, es törnte mich nicht an. Wir tanzten bloß, wir verloren uns in den Beats und dem Soundgeprügel und dem Schreien – HOLT ES EUCH ZURÜCK! HOLT ES EUCH ZURÜCK!

Als ich nicht mehr tanzen konnte, griff ich nach ihrer Hand, und sie drückte meine, als ob ich sie davon abhalten müsse, von einem Hausdach zu fallen. Sie zog mich aus der Masse raus, wo es luftiger und kühler wurde. Da draußen, im Randbereich von Dolores Park, waren wir der kühlen Luft ausgesetzt, und der Schweiß auf unseren Körpern wurde sofort eiskalt. Wir zitterten, und sie schlang ihre Arme um meine Hüfte. „Wärm mich“, forderte sie.

Ich brauchte keine weiteren Hinweise und umarmte sie auch. Ihr Herzschlag war ein Echo der rasenden Beats auf der Bühne – Breakbeats jetzt ohne Gesang, schnell und aggressiv.

Sie roch nach Schweiß, ein scharfer, überwältigender Geruch. Ich wusste, ich roch auch nach Schweiß. Meine Nase war in ihrem Haar vergraben, ihr Gesicht an meinem Schlüsselbein. Ihre Hände wanderten in meinen Nacken und zogen an mir.

„Komm hier runter, ich hab keine Trittleiter dabei“, sagte sie, und ich versuchte zu lächeln, aber Lächeln ist schwierig, wenn man gleichzeitig küsst.

Ich erwähnte bereits, dass ich in meinem Leben bislang drei Mädchen geküsst hatte. Zwei von ihnen hatten vorher noch niemanden geküsst. Eine hatte feste Freunde, seit sie zwölf war, und die hatte so ihre Eigenarten.

Keine von ihnen küsste wie Ange. Sie machte ihren gesamten Mund weich wie das Innere einer reifen Frucht, und sie rammte mir ihre Zunge nicht einfach in den Mund, sondern ließ sie reingleiten, und gleichzeitig saugte sie meine Lippen in ihren Mund, und es war, als ob mein Mund und ihrer ineinander verschmolzen. Ich hörte mich selbst stöhnen und packte sie und umarmte sie fester.

Langsam, ganz langsam ließen wir uns ins Gras sinken. Und dann lagen wir auf der Seite und umarmten einander, küssten und küssten und küssten. Die ganze Welt verschwand hinter diesem einen Kuss.

Meine Hände fanden ihren Po, ihre Hüften. Den Saum ihres T-Shirts. Ihren warmen Bauch, den weichen Nabel. Sie bewegten sich langsam höher. Sie stöhnte ebenfalls.

„Nicht hier“, sagte sie. „Lass uns da rüber gehen.“ Sie zeigte über die Straße hinweg auf die große weiße Kirche, die Mission Dolores Park und der Mission den Namen gab. Händchenhaltend eilten wir rüber zur Kirche. Vor dem Eingang standen einige Pfeiler. Sie presste mich mit dem Rücken gegen einen davon und zog mein Gesicht wieder zu sich herunter. Meine Hände wanderten schnell und mutig zurück zu ihrem T-Shirt und dort immer höher.

„Er geht hinten auf“, flüsterte sie in meinen Mund. Mit meiner Latte hätte ich mittlerweile Glas schneiden können. Meine Hände wanderten weiter zu ihrem breiten, kräftigen Rücken, und mit zitternden Fingern fand ich das Häkchen. Ich fummelte eine Weile und dachte dabei an all die Witze darüber, wie schlecht Jungs darin sind, BHs zu öffnen. Ich war schlecht darin. Dann plötzlich ging das Häkchen auf. Sie keuchte in meinen Mund. Ich zog meine Hände wieder nach vorn, spürte die Feuchtigkeit unter ihren Achseln (was ich sexy fand und merkwürdigerweise kein Stück abstoßend) und streichelte die Seiten ihrer Brüste.

In diesem Moment begannen die Sirenen zu heulen.

Sie waren lauter als alles, was ich jemals gehört hatte. Ein Lärm, der im ganzen Körper zu spüren war, als ob dich plötzlich jemand von den Füßen reißt. Ein Lärm so laut, wie ihn deine Ohren nur verarbeiten können, und noch lauter.

„ENTFERNEN SIE SICH SOFORT VON HIER!“ donnerte die Stimme Gottes in meinem Schädel.

„DIES IST EINE ILLEGALE VERSAMMLUNG. ENTFERNEN SIE SICH SOFORT!“ Die Band hatte aufgehört zu spielen, und die Geräusche der Menge auf der anderen Straßenseite änderten sich. Sie wurde ängstlich. Und wütend.

Ich hörte ein Klicken, als die PA-Anlage aus Autoboxen und Autobatterien auf den Tennisplätzen eingeschaltet wurde.

„HOLT ES EUCH ZURÜCK!“

Es war ein lauter, trotziger Schrei, ein Schrei wie in die Brandung oder von einer Klippe herab.

„HOLT ES EUCH ZURÜCK!“

Die Masse grummelte, ein Klang, der mir die Nackenhaare sträubte.

„HOLT ES EUCH ZURÜCK!“, skandierten sie. „HOLT ES EUCH ZURÜCK HOLT ES EUCH ZURÜCK HOLT ES EUCH ZURÜCK!“

Die Polizei rückte in Reihen an, hinter Plastikschilden, unter Darth-Vader-Helmen, die die Gesichter bedeckten. Jeder hatte einen schwarzen Gummiknüppel und eine Infrarot-Nachtsichtbrille. Sie sahen aus wie Soldaten in einem futuristischen Kriegsfilm. Alle zusammen machten einen Schritt vorwärts, und jeder hieb seinen Knüppel gegen seinen Schild – ein Krachen, als ob die Erde splitterte. Noch ein Schritt, noch ein Krachen. Sie hatten den gesamten Park umstellt und zogen den Belagerungsring jetzt zu.

„ENTFERNEN SIE SICH SOFORT VON HIER“, sagte die Stimme Gottes noch einmal. Plötzlich waren Helikopter über uns. Aber ohne Suchscheinwerfer. Infrarotbrillen, klar. Die würden da oben auch Nachtsichtgeräte haben. Ich zog Ange zurück zur Kirchentür, aus dem Sichtfeld der Bullen und der Helis.

„HOLT ES EUCH ZURÜCK!“, donnerte die PA. Das war Trudy Doos Rebellenschrei, und ich konnte hören, wie sie auf der Gitarre ein paar Akkorde rausprügelte, dann der Schlagzeuger dazu, dann der riesige, tiefe Bass.

„HOLT ES EUCH ZURÜCK!“, antwortete die Menge, und dann schwappte die Woge aus dem Park heraus und den Gefechtsreihen der Polizei entgegen.

Ich war noch nie im Krieg, aber jetzt glaube ich zu wissen, wie das ist. Wie es sich anfühlen muss, wenn verängstigte Kids über eine Wiese rennen, um sich einer gegnerischen Macht entgegenzuwerfen, wohl wissend, was kommen muss, und trotzdem rennen sie, brüllen und heulen.

☒

„ENTFERNEN SIE SICH SOFORT VON HIER“, sagte die Stimme Gottes. Sie kam von Trucks, die rund um den Park abgestellt waren, Trucks, die dort in den letzten paar Sekunden postiert worden waren.

Und dann fiel der Nebel vom Himmel. Er kam aus den Helikoptern, und er erwischte uns nur grade eben noch. Ich dachte, mir sprengts die Schädeldecke weg und meine Nasenhöhlen werden mit Eispickeln perforiert. Meine Augen schwollen und tränten, meine Kehle zog sich zusammen.

Pfefferspray. Nicht bloß 200.000 Scoville. Eineinhalb Millionen. Die hatten die Masse begast.

Ich konnte nicht sehen, was da passierte, aber ich konnte es hören, über Anges und mein Husten hinweg, während wir einander festhielten. Erst die erstickten, würgenden Geräusche. Gitarre, Drums und Bass kamen abrupt zum Schweigen. Dann Husten.

Dann Schreien.

Das Schreien dauerte entsetzlich lange. Als ich wieder sehen konnte, hatten die Bullen ihre Brillen hochgeschoben, und die Helis fluteten Dolores Park mit so viel Scheinwerferlicht, dass es aussah wie am hellichten Tag. Jeder schaute in Richtung Park, und das war gut für uns, denn als die Lichter angingen, da waren auch wir perfekt sichtbar.

„Was machen wir jetzt?“, fragte Ange mit belegter, furchtsamer Stimme. Für einen Augenblick war ich nicht sicher, ob ich meiner eigenen Stimme schon wieder trauen könnte, und schluckte ein paar Mal.

„Wir gehen jetzt weg“, sagte ich dann. „Was anderes bleibt uns nicht übrig. Weggehen, als ob wir hier bloß vorbeigekommen sind. Dolores runter und dann hoch zur Sechzehnten. Als ob wir bloß vorbeigekommen sind und uns das alles hier nichts angeht.“

„Das klappt nie“, sagte sie.

„Mehr fällt mir nicht ein.“

„Denkst du nicht, wir sollten lieber rennen?“

„Nein. Wenn wir rennen, dann jagen sie uns. Aber wenn wir gehen, denken sie vielleicht, dass wir nichts getan haben, und lassen uns in Ruhe. Die haben mit ihren Verhaftungen hier genug zu tun, um sich ne Weile zu beschäftigen.“

Im Park wälzten die Leute sich auf dem Boden, hielten sich die Hände vors Gesicht und schnappten nach Luft. Die Bullen packten sie unter den Achseln und zogen sie raus, dann fesselten sie die Handgelenke mit Plastikhandschellen und schubsten sie in die Trucks, als seien es Stoffpuppen.

„Okay?“, fragte ich.

„Okay.“

Und genau so machten wirs. Wir gingen händchenhaltend, flott und zielstrebig davon, wie zwei Leute, die bemüht waren, sich aus dem Ärger anderer Leute rauszuhalten. Die Sorte Gang, in die man verfällt, wenn man so tut, als ob man den Schnorrer nicht sieht, oder einem Straßenkampf aus dem Weg gehen will.

Es klappte.

Wir erreichten die Ecke, bogen ab und gingen weiter. Zwei Blocks weit traute sich keiner von uns zu sprechen. Dann ließ ich einen Atemzug raus, von dem ich gar nicht wusste, dass ich ihn schon so lange angehalten hatte.

Dann kamen wir zur 16ten Straße und bogen ab Richtung Mission Street. Normalerweise ist das samstagnachts um zwei eine ziemlich beängstigende Gegend. In dieser Nacht war es eine Offenbarung – dieselben alten Junkies, Nutten, Dealer und Besoffskis wie immer. Keine Bullen mit Knüppeln, kein Gas.

„Hm“, sagte ich, Nachtluft einsaugend. „Kaffee?“

„Nach Hause“, erwiderte sie. „Ja, ich glaube, nach Hause jetzt. Kaffee später.“

„Gut.“ Sie wohnte oben in Hayes Valley. Ich sah ein Taxi vorbeifahren und winkte es ran. Das war ein kleines Wunder – wenn man in San Francisco ein Taxi braucht, ist normalerweise kaum eins zu kriegen.

„Hast du genug Taxigeld für nach Hause?“

„Ja“, sagte sie. Der Taxifahrer beäugte uns durch die Seitenscheibe. Ich öffnete schon mal die Fondtür, um ihn davon abzuhalten, gleich wieder loszufahren.

„Gute Nacht“, sagte ich.

Sie griff um meinen Kopf herum und zog mein Gesicht zu sich heran. Dann küsste sie mich hart auf den Mund, nichts Sexuelles darin, aber vielleicht grade deswegen um so intimer.

„Gute Nacht“, flüsterte sie mir ins Ohr und verschwand im Taxi.

Mit dumpfem Schädel, tränenden Augen und einem brennenden Schamgefühl, weil ich all diese Xnetter zurückgelassen hatte, der Gnade oder Ungnade von DHS und SFPD ausgeliefert, machte ich mich auf den Weg nach Hause.

☒

Am Montagmorgen stand Fred Benson hinter Ms. Galvez’ Schreibtisch. „Ms. Galvez wird diese Klasse nicht länger unterrichten“, sagte er, kaum dass wir uns gesetzt hatten. Er hatte diese selbstgefällige Miene aufgesetzt, die ich sofort erkannte. Einer Ahnung folgend schaute ich zu Charles rüber. Er grinste, als sei heute sein Geburtstag und er hätte das schönste Geschenk der Welt bekommen.

Ich hob die Hand.

„Warum nicht?“

„Es gehört zu den Prinzipien der Schulbehörde, die Belange der Angestellten mit niemandem außer dem Angestellten selbst und dem Disziplinarkomitee zu besprechen“, sagte er und gab sich dabei nicht mal Mühe zu verbergen, welche Genugtuung es ihm bereitete, das zu sagen.

„Wir beginnen heute mit einer neuen Unterrichtseinheit zur nationalen Sicherheit. Ihre SchulBooks haben die neuen Texte. Bitte öffnen Sie sie und rufen sie den ersten Bildschirm auf."

Auf dem Startbildschirm prangte ein DHS-Logo nebst Titel „WAS JEDER AMERIKANER ÜBER HEIMATSCHUTZ WISSEN SOLLTE".

Am liebsten hätte ich mein SchulBook auf den Boden gepfeffert.

Kapitel 13

Dieses Kapitel ist Books-A-Million gewidmet, einer Kette riesiger Buchläden überall in den USA. Mit Books-A-Million bin ich zum ersten Mal in Berührung gekommen, als ich in einem Hotel in Terre Haute, Indiana wohnte (an diesem Tag sollte ich eine Rede im Rose Hulman Institute of Technology halten). Der Laden war ganz in der Nähe des Hotels, und ich brauchte dringend was zu lesen – Ich war schon einen ganzen Monat auf Achse gewesen, hatte alle Bücher in meinem Koffer durch und noch fünf weitere Städte auf dem Reiseplan, bevor ich wieder nach Hause konnte. Und während ich eifrig durch die Regale schaute, fragte mich eine Angestellte, ob ich Hilfe benötige. Ich habe selbst schon in Buchläden gearbeitet, und Buchhändler mit Erfahrung sind ihr Gewicht in Gold wert; also sagte ich ja und fing an, meinen Geschmack und meine Lieblingsautoren zu beschreiben. Die Angestellte lächelte und sagte, „da habe ich genau das richtige Buch für Sie“, und dann brachte sie mir meinen ersten Roman, „Down and Out in the Magic Kingdom“. Ich brach in Gelächter aus, stellte mich vor, und wir hatten eine ganz wunderbare Plauderei über Science Fiction, die mich fast davon abhielt, rechtzeitig zu meiner Rede zu kommen!

Books-A-Million http://www.booksamillion.com/ncom/books?&isbn=0765319853

Die sind ja absolute Huren“, sagte Ange, wobei sie das Wort geradezu ausspuckte. „Nein, das wär ja eine Beleidigung aller hart arbeitenden Huren. Die – die sind *Profiteure*.“

Wir blätterten einen Stapel Zeitungen durch, die wir ins Café mitgebracht hatten. Sie hatten alle „Berichterstattung“ über die Party in Dolores Park, und ausnahmslos stellten sies so dar, als sei es eine Orgie betrunkener, bekiffter Kiddies gewesen, die die Polizei angegriffen hatten. USA Today schrieb über die Kosten der „Ausschreitungen“ und vergaß dabei nicht aufzurechnen, was es kosten würde, die Rückstände des Pfefferspray-Bombardements zu beseitigen, was der Anstieg an Asthma-Attacken, die die städtischen Notaufnahmen verstopft hatten, und was die Behandlung der achthundert festgenommenen „Randalierer“.

Niemand erzählte es aus unserer Sicht.

„Na ja, zumindest im Xnet steht es richtig“, sagte ich. Ich hatte einige Blogeinträge, Videos und Fotostreams auf meinem Handy gespeichert und zeigte sie ihr. Darunter waren Erfahrungsberichte von Leuten, die vom Gas erwischt worden waren, und von solchen, die man verprügelt hatte. Auf dem Video sah man uns alle tanzen und Spaß haben, man sah die friedlichen politischen Ansprachen und den Chorus von „Holt es euch zurück“, man sah Trudy Doo darüber sprechen, dass wir die einzige Generation sei, die noch daran glauben könne, für unsere Freiheiten zu kämpfen.

„Wir müssen das den Menschen zeigen“, sagte sie.

„Ja“, sagte ich finster. „Hübsche Theorie.“

„Warum meinst du denn, dass die Presse unseren Standpunkt nicht veröffentlichen würde?“

„Du hast doch selbst gesagt, es sind Huren.“

„Ja, aber Huren machens für Geld. Wenn sie eine richtige Kontroverse hätten, könnten sie mehr Zeitungen und mehr Anzeigen verkaufen. Was sie bis jetzt haben, ist bloß ein Verbrechen; eine Kontroverse ist das viel größere Thema.“

„Okay, so weit, so gut. Aber warum machen sies dann nicht? Na ja, Reporter finden sich ja schon kaum in normalen Blogs zurecht, wie sollen die dann auch noch das Xnet finden? Ist ja auch nicht wirklich ein erwachsenenfreundlicher Ort.“

„Stimmt. Aber das lässt sich doch ändern, oder?“

„Ach ja?“

„Schreib es alles auf. Tu es alles auf eine Seite, mit allen Links. Eine einzige Site, extra für die Presse, wo sie sich ein vollständiges Bild machen kann. Verlink die noch mit den How-Tos für das Xnet. Normale Internet-Surfer kommen ja auch ins Xnet, solange es ihnen egal ist, dass das DHS mitbekommt, was sie da besuchen.“

„Und du meinst, das kann klappen?“

„Und wenn nicht, dann haben wir es zumindest versucht.“

„Warum sollten sie uns schon zuhören?“

„Wer würde denn M1k3y nicht zuhören?“

Ich stellte meinen Kaffee ab. Ich nahm mein Handy und steckte es in die Tasche. Ich stand auf, drehte mich auf dem Absatz um und verließ das Café. Ich suchte mir keine bestimmte Richtung aus und ging einfach nur los. Mein Gesicht fühlte sich wie erstarrt an, und mein Magen rebellierte.

Die wissen, wer du bist, dachte ich. *Die wissen, wer M1k3y ist*. Die Sache war gelaufen. Wenn Ange es rausgefunden hatte, dann das DHS ja wohl erst recht. Ich war geliefert. Ich hatte es von dem Moment an gewusst, in dem ich aus dem DHS-Truck aussteigen durfte: Eines Tages würden sie kommen, um mich zu holen und mich für immer verschwinden zu lassen, dort, wo sie auch Darryl hatten verschwinden lassen.

Alles war aus.

Auf Höhe Market Street rannte sie mich fast um. Sie war außer Atem und sah ziemlich wütend aus.

„Was zum Teufel ist Ihr Problem, mein Herr?"

Ich schüttelte sie ab und ging weiter. Alles war aus.

Sie packte mich wieder. „Hör auf damit, Marcus, du machst mir Angst. Komm schon, sprich mit mir."

Ich hielt an und schaute sie an. Sie verschwamm vor meinen Augen. Ich sah alles nur unscharf. Und ich hatte diesen wahnsinnigen Drang, mich einfach vor die Straßenbahn zu werfen, die grade an uns vorbeiratterte, hier, mitten auf der Straße. Lieber sterben als noch mal dorthin zurück.

„Marcus!" Sie tat etwas, was ich bisher nur aus Filmen kannte: Sie haute mir eine runter, und zwar hart ins Gesicht. „Sprich mit mir, verdammtnochmal!"

Ich sah sie an und befühlte mein Gesicht, das brannte wie Hölle.

„Niemand darf wissen, wer ich bin", sagte ich. „Ich kanns nicht anders sagen. Wenn du es weißt, dann ist es vorbei. Sobald andere Leute es wissen, ist es gelaufen."

„Oh Gott, es tut mir Leid. Hey, ich weiß das bloß, weil, also, ich hab Jolu erpresst. Nach der Party hab ich dir ein bisschen hinterhergeschnüffelt, um rauszukriegen, ob du wirklich so nett bist, wie du wirkst, oder vielleicht doch ein heimlicher Serienkiller. Jolu kenn ich schon ewig, und als ich ihn über dich ausgefragt habe, da hat er von dir geschwärmt, als wärst du der nächste Messias oder so; aber ich hab gemerkt, dass da immer noch was war, womit er nicht rausrücken wollte. Ich kenn ihn also schon ewig; und er war mal im Computer-Camp hinter meiner älteren Schwester her, als er nochn Kind war. Ich weiß ein paar ziemlich schmutzige Sachen über ihn. Und ich hab ihm gesagt, ich würde die in der Welt rumposaunen, wenn er mir nicht alles erzählt."

„Und dann hat ers dir erzählt."

„Nein", sagte sie. „Er meinte, ich könne mich mal gehackt legen. Dann hab ich ihm also was über mich erzählt. Etwas, was ich überhaupt noch niemandem erzählt habe."

„Was denn?"

Sie schaute mich an. Blickte sich um, blickte wieder zu mir. „Okay, ich lass dich jetzt nicht Verschwiegenheit schwören; was solls? Entweder ich kann dir trauen oder nicht.

Letztes Jahr hab…" Sie stockte. „Letztes Jahr hab ich die standardisierten Tests geklaut und im Internet veröffentlicht. War eigentlich nur zum Spaß. Ich kam zufällig am Büro des Schulleiters vorbei und sah sie im Safe, und die Tür war offen. Ich bin also reingehuscht – da waren sechs Exemplare, und ich hab mir eins davon in die Tasche gesteckt und bin wieder raus. Daheim hab ich sie gescannt und auf einem Piratenpartei-Server in Dänemark veröffentlicht."

„*Du* warst das?"

Sie errötete. „Hm, ja."

„Heilige Scheiße!" Das war wirklich ne dolle Sache gewesen. Das Erziehungsministerium sagte damals, dass es etliche Millionen Dollar gekostet habe, ihre „Kein Kind wird zurückgelassen"-Tests produzieren zu lassen, und dass sie jetzt nach dem Leck gleich noch mal dieselbe Summe ausgeben müssten. Sie sprachen von „Bildungsterrorismus", und in den Nachrichten wurde spekuliert ohne Ende über die politischen Motive des Täters; man fragte sich, ob es ein Lehrerprotest war, ein Schüler, ein Dieb oder ein unzufriedener Behördenmitarbeiter.

„DU warst das?"

„Ich war das."

„Und du hast es Jolu erzählt…"

„Weil ich ihm zeigen wollte, dass er sich drauf verlassen kann, dass ich das Geheimnis für mich behalte. Wenn er mein Geheimnis kennt, dann hat er was gegen mich in der Hand, das mich ins Gefängnis bringen würde, falls ich meine Falle öffne. Bisschen geben, bisschen nehmen. Quid pro quo, wie in Schweigen der Lämmer."

„Und dann hat er es dir erzählt.“

„Nein, hat er nicht.“

„Aber…“

„Dann hab ich ihm erzählt, wie total verknallt ich in dich bin und dass ich bereit wär, mich völlig zum Depp zu machen, nur um dich zu kriegen. *Dann* hat er es mir erzählt.“

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, und guckte meine Zehen an. Sie nahm meine Hände und drückte sie.

„Es tut mir Leid, dass ich es aus ihm rausgepresst habe. Es wäre deine Entscheidung gewesen, es mir zu erzählen oder eben nicht. Es stand mir nicht zu…“

„Nein“, sagte ich. Jetzt, da ich wusste, wie sies erfahren hatte, beruhigte ich mich langsam wieder. „Nein, es ist gut, dass du es weißt. Du.“

„Ich“, sagte sie. „Ich dummes kleines Ding.“

„Okay, ich kann damit leben. Aber da ist noch eine Sache.“

„Was?“

„Keine Ahnung, wie ich es sagen soll, ohne wie ein kompletter Idiot zu klingen, aber… egal. Also: Wenn Leute zusammen sind, oder wie immer man das nennen soll mit uns, dann trennen sie sich manchmal. Und wenn sie sich trennen, dann sind sie böse aufeinander. Manchmal hassen sie sich sogar. Eigentlich zu finster, auch nur drüber nachzudenken bei dir und mir, aber weißt du, wir müssen drüber nachdenken.“

„Ich verspreche hoch und heilig, dass nichts, was du jemals tun könntest, mich dazu bringen könnte, dein Geheimnis zu verraten. Nichts. Vögel ein Dutzend Cheerleader in meinem Bett, während meine Mutter zuschaut. Zwing mich, Britney Spears zu hören. Zerleg meinen Laptop, hau ihn mit Hämmern zu Brei und weich ihn in Meerwasser ein. Ich verspreche es dir. Nichts, niemals.“

Ich atmete sehr tief aus.

„Hm.“

„Jetzt wäre ein guter Moment, mich zu küssen“, sagte sie und wandte mir ihr Gesicht entgegen.

☒

M1k3ys nächstes großes Xnet-Projekt war die ultimative Zusammenstellung von Berichten über die Trau-Keinem-Party in Dolores Park. Ich machte daraus die größte und rattenschärfste Website, die mir nur möglich war, die gesamte Action aufgeschlüsselt nach Orten, nach Zeit, nach Kategorien – Polizeigewalt, Tanzen, Nachwirkungen, Gesang. Dazu lud ich das komplette Konzert hoch.

Das war so ziemlich alles, was ich den Rest der Nacht machte. Und die nächste Nacht. Und die übernächste.

Meine Mailbox quoll über mit Anregungen von Anderen, die mir Aufzeichnungen aus ihren Handys und ihren Kompaktkameras zusandten. Dann bekam ich eine E-Mail von jemandem, dessen Namen ich kannte – Dr. Eeevil (mit drei „E“), einem der führenden Köpfe hinter ParanoidLinux.

> M1k3y

> Ich habe dein Xnet-Experiment sehr interessiert verfolgt. Hier in Deutschland haben wir eine Menge Erfahrung damit, was passiert, wenn Regierungen außer Kontrolle geraten.

> Eine Sache solltest du wissen: Jede Kamera hat eine einzigartige „Rausch-Signatur“, die man später dazu verwenden kann, ein Bild einer bestimmten Kamera zuzuordnen. Das bedeutet, dass Fotos, die du auf deiner Site veröffentlichst, möglicherweise dazu benutzt werden können, ihre Fotografen zu identifizieren, falls sie später mal wegen was anderem hochgenommen werden.

> Es ist zum Glück nicht schwer, die Signaturen zu entfernen, wenn du dir die Mühe machen willst. In der ParanoidLinux-Distro, die du benutzt, gibt es dafür ein Tool. Es heißt photonomous, und es steckt in /usr/bin. Lies einfach die Hilfeseiten als Anleitung. Ist aber eigentlich simpel.

> Viel Glück bei dem, was du da tust. Lass dich nicht schnappen. Bleib frei. Bleib paranoid.

> Dr Eeevil

Ich beseitigte die Signaturen von allen Fotos, die ich gepostet hatte, und lud sie dann wieder hoch, zusammen mit einem Bericht darüber, was Dr. Eeevil mir erzählt hatte, und der dringenden Bitte an alle anderen, es genauso zu

machen, um all unsere Fotos zu anonymisieren. Mit den Fotos, die schon runtergeladen und gespeichert waren, konnten wir nichts mehr machen, aber von jetzt an würden wir schlauer sein.

Weiter dachte ich in dieser Nacht nicht über die Sache nach, bis ich am nächsten Morgen zum Frühstück runterkam und Mom das Radio anhatte, wo die NPR-Morgennachrichten liefen.

„Die arabische Nachrichtenagentur Al-Dschassira verbreitet Fotos, Videos und Augenzeugenberichte vom Jugendaufstand am vorigen Wochenende in Mission Dolores Park“, sagte der Sprecher, während ich grade ein Glas Orangensaft trank. Irgendwie schaffte ich es, ihn nicht über den ganzen Raum zu versprühen, aber ein bisschen verschluckte ich mich dann doch.

„Al-Dschassira-Reporter geben an, dass diese Berichte im so genannten ‚Xnet‘ veröffentlicht wurden, einem Untergrund-Netzwerk von Studenten und Al-Kaida-Sympathisanten in der Bay Area. Über die Existenz dieses Netzwerks wurde schon lange spekuliert, doch der heutige Tag markiert seine erstmalige Erwähnung in Massenmedien.“

Mom schüttelte den Kopf. „Das fehlte uns noch. Als ob die Polizei nicht schon schlimm genug wäre. Kids, die rumrennen und glauben, eine Guerilla-Armee zu sein, geben denen doch bloß einen Vorwand, noch härter zuzuschlagen.“

„Die Weblogs im Xnet sind voll mit Hunderten von Berichten und Multimedia-Dateien junger Menschen, die bei dem Aufruhr dabeiwaren und behaupten, es sei eine friedfertige Versammlung gewesen, bis die Polizei sie angegriffen habe. Hier ist einer dieser Berichte:

‚Alles, was wir machten, war tanzen. Ich hatte meinen kleinen Bruder mitgebracht. Bands spielten, und wir redeten über Freiheit und darüber, dass wir auf dem besten Weg sind, sie an diese Idioten zu verlieren, die behaupten, Terroristen zu hassen, aber uns dann angreifen, als ob wir Terroristen sind und nicht Amerikaner. Ich glaube, die hassen die Freiheit, nicht uns.

Wir haben getanzt, und die Bands spielten, und alles war lustig und einfach toll, und dann brüllten die Polizisten uns an, wir sollten auseinandergehen. Wir schrien alle, holt es euch zurück!, und damit meinten wir, holt euch Amerika zurück. Die Polizei hat uns mit Pfefferspray angegriffen. Mein kleiner Bruder ist zwölf, der konnte drei Tage lang nicht in die Schule gehen. Meine dämlichen Eltern behaupten, das sei meine Schuld. Und was ist mit der Polizei? Wir bezahlen die dafür, uns zu beschützen,aber die haben uns ohne Grund mit Pfefferspray begast, als ob wir feindliche Soldaten seien.‘

Ähnliche Berichte, einschließlich Video und Audio, können Sie auf Al-Dschassiras Website und im Xnet finden. Wie Sie dieses Xnet erreichen, erfahren Sie auf der Homepage von NPR.“

Dad kam runter.

„Benutzt du das Xnet?“, wollte er wissen. Er blickte mir eindringlich ins Gesicht. Mir wurde übel.

„Das ist für Computerspiele“, sagte ich. „Jedenfalls benutzen die meisten Leute es dafür. Es ist bloß ein drahtloses Netzwerk. Das hat jeder mal ausprobiert, als sie letztes Jahr diese Xboxen verschenkt haben.“

Er sah mich finster an. „Spiele? Marcus, du scheinst nicht zu begreifen, dass du damit Leuten eine Tarnung verschaffst, die dieses Land angreifen und zerstören wollen. Ich möchte nicht, dass du dieses Xnet noch ein Mal benutzt. Nie wieder. Haben wir uns verstanden?“

Ich wollte diskutieren. Ach verdammt, ich wollte ihn an den Schultern packen und schütteln. Aber ich ließ es sein. Ich sagte „Na klar, Dad“ und verschwand in die Schule.

☒

Zuerst war ich erleichtert, als ich merkte, dass Fred Benson nicht dauerhaft für meinen Gesellschaftskunde-Kurs zuständig war. Aber die Frau, die ihn ersetzen sollte, war mein schlimmster Alptraum.

Sie war jung, vielleicht 28 oder 29, und auf so eine gesunde Weise hübsch. Sie war blond und ließ einen leichten Südstaaten-Akzent durchschimmern, als sie sich bei uns als Mrs. Andersen vorstellte. Das ließ bei mir sofort die Alarmglocken klingeln: Ich kannte *keine* Frau unter sechzig, die sich selbst „Mrs.“ nannte.

Aber darüber wollte ich hinwegsehen. Sie war jung, hübsch und klang nett. Sie würde schon okay sein.

Sie war nicht okay.

„Unter welchen Umständen sollte die Regierung bereit sein, die Bill of Rights außer Kraft zu setzen?“, fragte sie und drehte sich dabei an die Tafel, um die Zahlen von eins bis zehn untereinanderzuschreiben.

„Gar nicht“, sagte ich, ohne abzuwarten, dass sie mich aufrief. Das war ja wohl leicht. „Verfassungsrechte sind absolut.“

„Das ist keine sonderlich fortschrittliche Ansicht.“ Sie schaute auf ihren Sitzplan. „Marcus. Nimm zum Beispiel einen Polizisten, der eine unzulässige Durchsuchung durchführt und dabei seine Befugnisse überschreitet. Dabei stößt er auf erdrückende Beweise, dass ein Krimineller deinen Vater getötet hat. Diese Beweise sind die einzigen, die existieren. Sollte der Kriminelle ungeschoren davonkommen?“

Ich wusste, wie die Antwort lauten musste, aber ich konnte es nicht recht erklären. „Ja“, sagte ich schließlich. „Aber die Polizei sollte keine unzulässigen Durchsuchungen durchführen …“

„Falsch. Die richtige Reaktion auf polizeiliches Fehlverhalten sind Disziplinarmaßnahmen, aber es wäre falsch, die ganze Gesellschaft für das Fehlverhalten eines einzelnen Polizisten zu bestrafen.“ Sie schrieb „Verbrecherische Schuld“ unter Punkt eins an die Tafel.

„Andere Anlässe, bei denen die Bill of Rights ersetzt werden kann?“

Charles hob die Hand. „In einem überfüllten Theater Feuer schreien?“

„Sehr gut, …“ – sie konsultierte den Sitzplan – „Charles. Es gibt viele Umstände, unter denen das First Amendment keine absolute Gültigkeit hat. Lasst uns noch ein paar davon zusammentragen.“

Charles hob die Hand noch mal. „Einen Exekutivbeamten in Gefahr bringen.“

„Ja, die Identität eines verdeckten Ermittlers oder Geheimdienstlers offenlegen. Sehr gut.“ Sie schrieb es auf. „Noch etwas?“

„Nationale Sicherheit“, sagte Charles, ohne nochmals aufs Aufrufen zu warten. „Verleumdung. Obszönität. Missbrauch Minderjähriger. Kinderpornografie. Bombenbauanleitungen.“

Mrs. Andersen schrieb zügig mit, hielt aber bei Kinderpornografie inne. „Kinderpornografie ist nur eine Unterart von Obszönität.“

Mir wurde langsam schlecht. Das war nicht das, was ich über mein Land gelernt hatte oder woran ich glaubte. Ich hob die Hand.

„Ja, Marcus?“

„Ich verstehe das nicht. Wie Sie es sagen, klingt das, als ob die Bill of Rights optional wäre. Aber es ist die Verfassung. Und der sollen wir uneingeschränkt Folge leisten.“

„Das ist eine verbreitete Übervereinfachung“, sagte sie mit aufgesetztem Lächeln. „Tatsache ist, dass die Gestalter der Verfassung sie als ein lebendiges Dokument verstanden, das durchaus im Lauf der Zeit revidiert werden sollte. Ihnen war klar, dass die Republik keinen dauerhaften Bestand haben konnte, wenn die jeweilige Regierung nicht den jeweiligen Bedürfnissen entsprechend regieren konnte. Sie hatten nicht vorgesehen, dass man an die Verfassung glauben solle wie an eine religiöse Doktrin. Immerhin waren sie auf der Flucht vor religiöser Doktrin hierher gekommen.“

Ich schüttelte den Kopf. „Was? Nein. Sie waren Kaufleute und Handwerker, und sie waren dem König so lange loyal verbunden, bis er Gesetze erließ, die ihren Interessen zuwiederliefen, und sie mit Gewalt durchzusetzen versuchte. Die religiösen Flüchtlinge waren schon viel früher.“

„Einige der Framer[5] stammten von religiösen Flüchtlingen ab“, sagte sie.

„Und die Bill of Rights ist doch nicht etwas, aus dem man sich nach Belieben rauspicken kann, was man möchte. Die Framer hassten Tyrannei. Und genau das soll die Bill of Rights verhindern. Sie waren eine Revolutionsarmee, und sie wollten ein Regelwerk, dem jeder zustimmen konnte. Leben, Freiheit und das Streben nach Glück. Das Recht des Volkes, seine Unterdrücker zu beseitigen.“

„Ja, ja“, sagte sie gestikulierend. „Sie glaubten an das Recht des Volkes, seine Könige zu beseitigen, aber …“ Charles grinste, und als sie das sagte, grinste er noch viel breiter.

„Sie erarbeiteten die Bill of Rights, weil sie dachten, es sei besser, absolute Rechte zu haben, als zu riskieren, dass irgendjemand sie ihnen wegnimmt. Wie beim First Amendment: Das ist dazu gedacht, uns zu beschützen, indem es der Regierung untersagt, zwei Sorten von Meinungsäußerung zu unterscheiden, die erlaubte und die kriminelle.

5 Autoren der Verfassung von 1787, als solche sozusagen die zweite Welle der Gründerväter, siehe auch http://en.wikipedia.org/wiki/Founding_Fathers_of_the_United_States, A.d.Ü

Sie wollten nicht das Risiko eingehen, dass irgendein Idiot auf die Idee käme, die Dinge, die ihm nicht passten, als illegal zu deklarieren."

Sie drehte sich um und schrieb „Leben, Freiheit und das Streben nach Glück" an die Tafel.

„Wir sind dem Lehrplan schon ein bisschen voraus, aber ihr scheint eine fortgeschrittene Gruppe zu sein." Die anderen lachten nervös.

„Die Aufgabe der Regierung ist es, die Rechte der Bürger auf Leben, Freiheit und das Streben nach Glück zu gewährleisten. In dieser Reihenfolge. Das ist wie ein Filter. Wenn die Regierung etwas unternehmen möchte, das uns ein wenig unzufriedener macht oder unsere Freiheit teilweise einschränkt, dann ist das okay, vorausgesetzt, es dient dazu, unser Leben zu schützen. Deshalb dürfen Polizisten euch einsperren, wenn sie glauben, dass ihr eine Gefahr für euch oder andere darstellt. Ihr verliert eure Freiheit und eure Freude, um Leben zu schützen. Wenn ihr Leben habt, dann bekommt ihr vielleicht später noch Freiheit und Freude dazu."

Ein paar von den anderen hatten die Hände oben. „Aber bedeutet das nicht, dass sie tun können, was immer sie wollen, solange sie behaupten, dass es jemanden davon abhält, uns irgendwann in der Zukunft zu verletzen?"

„Genau", meinte ein anderer. „Es klingt, als ob Sie sagen, dass nationale Sicherheit wichtiger ist als die Verfassung."

In diesem Moment war ich so was von stolz auf meine Mitschüler. Ich sagte: „Wie können Sie denn Freiheit schützen, indem Sie die Bill of Rights außer Kraft setzen?"

Sie schüttelte den Kopf, als ob wir unglaublich dumm seien. „Die ‚revolutionären' Gründerväter haben Verräter und Spione *erschossen*. An absolute Freiheit haben sie nicht geglaubt, nicht wenn sie die Republik bedrohte. Nehmt zum Beispiel diese Xnet-Leute …"

Es fiel mir schwer, nicht zu erstarren.

„… diese so genannten Jammer, die heute früh in den Nachrichten waren. Nachdem diese Stadt von Leuten angegriffen worden war, die diesem Land den Krieg erklärt haben, machten die Xnetter sich daran, die Sicherheitsmaßnahmen zu sabotieren, die dazu dienten, Bösewichter zu fangen und sie von Wiederholungstaten abzuhalten. Das taten sie, indem sie ihre Mitbürger gefährdeten und ihnen Ärger bereiteten …"

„Das taten sie, um zu zeigen, dass unsere Rechte geraubt wurden unter dem Vorwand, sie zu schützen!", sagte ich. Okay, ich schrie es. Oh Gott, hatte die mich in Fahrt gebracht. „Sie haben es getan, weil die Regierung *jeden* wie einen Terrorverdächtigen behandelt hat."

„Ach, und um zu beweisen, dass man sie nicht wie Terroristen behandeln sollte", brüllte Charles zurück, „haben sie sich wie Terroristen benommen? Deshalb haben sie ihren Terror ausgeübt?"

Ich kochte.

„Jetzt komm mal runter. Terror ausgeübt? Sie haben bloß gezeigt, dass allgegenwärtige Überwachung gefährlicher ist als Terrorismus. Denk mal an den Park letztes Wochenende. Die Leute da haben getanzt und Musik gehört. Was ist denn daran Terrorismus?"

Die Lehrerin kam durch den Raum auf mich zu und postierte sich über mir, bis ich still war. „Marcus, du scheinst noch zu glauben, dass sich in diesem Land nichts geändert hat. Aber du hast zu begreifen, dass die Sprengung der Bay Bridge *alles* geändert hat. Tausende unserer Freunde und Verwandten liegen tot da unten in der Bay. Dies ist die Zeit für nationale Einheit angesichts dieser Gewalt, die unser Land erleiden musste …"

Ich stand auf. Dieses „Alles hat sich geändert"-Geseiher ging mir bis hier. „Nationale Einheit? Was Amerika ganz wesentlich ausmacht, ist doch wohl, dass wir ein Land sind, in dem Dissens willkommen ist. Wir sind ein Land von Dissidenten und Kämpfern und Uniabbrechern und Aktivisten für Meinungsfreiheit."

Dann dachte ich an Ms. Galvez' letzte Stunde und an die Tausende von Berkeley-Studenten, die den Polizeiwagen eingekesselt hatten, als dieser eine Typ für das Verteilen von Bürgerrechts-Literatur abtransportiert werden sollte. Niemand hatte versucht, die Trucks aufzuhalten, die mit all den Tänzern aus dem Park davonfuhren. Ich hatte es nicht versucht. Ich war weggelaufen.

Vielleicht hatte sich ja wirklich alles geändert.

„Ich glaube, du weißt, wo Mr. Bensons Büro ist", sagte sie zu mir. „Du wirst dich unverzüglich dort melden. Ich werde es nicht dulden, dass mein Unterricht von respektlosem Verhalten gestört wird. Für jemanden, der behauptet, die Meinungsfreiheit zu lieben, wirst du ziemlich laut, sobald irgendjemand nicht deiner Meinung ist."

Ich schnappte mein SchulBook und meine Tasche und stürmte raus. Die Tür hatte eine Gasfeder, deshalb konnte ich sie nicht hinter mir zuknallen; ich hätte sie gern zugeknallt.

Ich ging zügig zu Mr. Bensons Büro. Kameras filmten mich auf dem Weg dorthin. Mein Gang wurde aufgezeichnet. Die RFIDs in meinem Schülerausweis funkten meine Identität an die Sensoren im Flur. Es war hier wie im Knast.

„Schließ die Tür, Marcus", sagte Mr. Benson. Dann drehte er seinen Monitor herum, so dass ich den Videostream aus der Gesellschaftskunde-Klasse sehen konnte. Er hatte zugeschaut.

„Was hast du zu deiner Entschuldigung vorzubringen?"

„Das war kein Unterricht, das war Propaganda. Sie hat uns gesagt, dass die Verfassung belanglos ist."

„Nein. Sie hat gesagt, dass sie keine religiöse Doktrin ist. Und du hast sie angegangen wie irgendein Fundamentalist und damit genau ihren Standpunkt bewiesen. Marcus, du solltest als allererster wissen, dass sich alles geändert hat, seit die Brücke gesprengt wurde. Dein Freund Darryl …"

„Wagen Sie es nicht, auch nur ein verdammtes Wort über ihn zu sagen", sagte ich schäumend vor Ärger. „Es steht Ihnen nicht zu, ihn auch nur zu erwähnen. Ja, ich habe verstanden, dass sich alles geändert hat. Wir waren mal ein freies Land. Jetzt nicht mehr."

„Marcus, weißt du, was Null-Toleranz bedeutet?"

Ich zuckte zusammen. Er konnte mich wegen „bedrohenden Verhaltens" rauswerfen. Eigentlich war die Regel als Maßnahme gegen Gang-Kids gedacht, die ihre Lehrer einzuschüchtern versuchten. Aber natürlich würde er keinerlei Hemmungen haben, sie auch gegen mich einzusetzen.

„Ja, ich weiß, was das bedeutet."

„Ich glaube, du schuldest mir eine Entschuldigung."

Ich sah ihn an. Er unterdrückte sein sadistisches Lächeln nur unzureichend. Ein Teil von mir wollte kuschen. Dieser Teil wollte, Scham hin oder her, um seine Verzeihung winseln. Aber ich unterdrückte diesen Teil von mir und beschloss, dass ich mich lieber rauswerfen lassen würde, als um Verzeihung zu bitten.

„daß, um diese Rechte zu sichern, Regierungen eingesetzt sein müssen, deren volle Gewalten von der Zustimmung der Regierten herkommen; daß zu jeder Zeit, wenn irgend eine Regierungsform zerstörend auf diese Endzwecke einwirkt, das Volk das Recht hat, jene zu ändern oder abzuschaffen, eine neue Regierung einzusetzen, und diese auf solche Grundsätze zu gründen, und deren Gewalten in solcher Form zu ordnen, wie es ihm zu seiner Sicherheit und seinem Glücke am zweckmäßigsten erscheint." Ich erinnerte mich Wort für Wort daran.

Er schüttelte den Kopf. „Etwas auswendig zu wissen ist nicht dasselbe wie es zu begreifen, Kleiner." Er bückte sich über den Computer und klickte ein paar Mal. Der Drucker surrte. Dann reichte er mir ein noch warmes Blatt mit dem Behörden-Briefkopf, auf dem stand, dass ich für zwei Wochen vom Unterricht ausgeschlossen war.

„Ich schicke jetzt deinen Eltern eine E-Mail. Wenn du in einer halben Stunde noch auf dem Schulgelände bist, wirst du wegen Hausfriedensbruchs verhaftet."

Ich blickte ihn an.

„Du willst nicht wirklich in meiner eigenen Schule Krieg gegen mich erklären. Diesen Krieg kannst du nicht gewinnen. RAUS!"

Ich ging.

Kapitel 14

Dieses Kapitel ist der unvergleichlichen Mysterious Galaxy in San Diego, Kalifornien gewidmet. Die Leute von Mysterious Galaxy laden mich jedes Mal zu einer Signierstunde ein, wenn ich zu einer Konferenz oder zum Unterrichten in San Diego bin (an der San Diego State University im nahen La Jolla, CA findet der Clarion Writers' Workshop statt), und jedes Mal ist die Bude gerammelt voll. Dieser Laden hat eine treue Kundschaft aus Hardcore-Fans, die sich drauf verlassen können, dort hervorragende Empfehlungen und Ideen zu bekommen. Im Sommer 2007 nahm ich meinen Autoren-Kurs bei Clarion zum mitternächtlichen Erstverkauf des letzten Harry Potter in die Buchhandlung mit, und ich habe niemals sonst eine so ausgelassene, unglaublich lustige Party in einem Geschäft erlebt.

Mysterious Galaxy http://mysteriousgalaxy.booksense.com/NASApp/store/Product?s=showproduct&isbn=9780765319852 7051 Clairemont Mesa Blvd., Suite #302 San Diego, CA USA 92111 +1 858 268 4747

Das Xnet machte tagsüber keinen Spaß, wenn alle regelmäßigen Benutzer in der Schule waren. Ich hatte den Schrieb zusammengefaltet und in die hintere Jeanstasche gesteckt, und als ich heimkam, warf ich ihn auf den Küchentisch. Dann setzte ich mich ins Wohnzimmer und schaltete die Glotze ein. Ich sah nie Fernsehen, aber ich wusste, dass meine Eltern es taten. Fernsehen, Radio und Zeitungen waren es, wo sie ihre Ideen über die Welt her hatten.

Die Nachrichten waren fürchterlich. Es gab so viele Gründe, Angst zu haben. Amerikanische Soldaten starben überall auf der Welt. Und im Übrigen nicht bloß Soldaten. Auch Nationalgardisten, die sich vermutlich gemeldet hatten, um nach Wirbelstürmen Menschenleben zu retten, und die jetzt auf Jahre hinaus für einen endlos langen Krieg in Übersee stationiert waren.

Ich zappte durch die Nachrichtensender, einen nach dem anderen, und sah eine Parade von Würdenträgern, die uns erzählten, warum wir Angst haben sollten, und eine Parade von Fotos von Bomben, die überall auf der Welt hochgingen.

Ich zappte weiter und sah plötzlich ein vertrautes Gesicht. Es war der Typ, der damals in den Truck gekommen war und mit Frau Strenger Haarschnitt gesprochen hatte, während ich hinten angekettet war. Der in der Militäruniform. Die Unterschrift wies ihn aus als Major General Graeme Sutherland, Regional Commander, DHS.

„Hier in meinen Händen halte ich Literatur, die bei dem angeblichen Konzert in Dolores Park am vergangenen Wochenende angeboten wurde." Er hielt einen Stapel Pamphlete hoch. Ich erinnerte mich, dort viele Leute mit Handzetteln gesehen zu haben. Sobald sich in San Francisco eine Gruppe von Menschen traf, waren auch Handzettel dabei.

„Bitte schauen Sie sich das einen Moment an. Ich lese mal die Titel vor. OHNE ZUSTIMMUNG DER REGIERTEN: EIN BÜRGERLEITFADEN ZUM UMSTURZ DES STAATES. Nehmen wir den hier: SIND DIE ANSCHLÄGE VOM 11. SEPTEMBER WIRKLICH PASSIERT? Und noch einer: WIE MAN IHRE SICHERHEITSMAßNAHMEN GEGEN SIE WENDET. Diese Literatur zeigt uns, wobei es bei der illegalen Zusammenrottung Samstagnacht wirklich ging. Es war nicht bloß eine unsichere Versammlung von Tausenden Leuten ohne entsprechende Vorkehrungen oder auch bloß Toiletten. Es war eine Rekrutierungsveranstaltung für den Feind. Es war der Versuch, Kindern missbräuchlich die Idee einzuimpfen, dass Amerika sich nicht mehr selbst verteidigen sollte.

Nehmen Sie diesen Slogan, TRAU KEINEM ÜBER 25. Wie könnte man besser gewährleisten, dass keine umsichtige, ausgewogene Diskussion erwachsener Menschen deiner Pro-Terroristen-Botschaft in die Quere kommt, als Erwachsene von vornherein auszuschließen und die Gruppe auf leicht beeinflussbare junge Menschen zu begrenzen?

Als die Polizei am Ort des Geschehens erschien, fand sie eine Rekrutierungsveranstaltung für die Feinde Amerikas in vollem Gange. Die Versammlung hatte bereits die Nachtruhe von Hunderten Anwohnern gestört, von denen keiner im Vorfeld in die Planung dieser nächtlichen Rave-Party einbezogen worden war.

Die Polizisten forderten diese Leute auf, sich zu zerstreuen – das ist auf allen Videos zu sehen –, und als das Partyvolk sie angriff, von den Musikern auf der Bühne aufgestachelt, setzte die Polizei nicht-tödliche Massenkontroll-Techniken ein, um sie unter Kontrolle zu bringen.

Die Festgenommenen waren Rädelsführer und Provokateure, die Tausende beeinflussbarer junger Menschen dazu brachten, die Polizisten anzugreifen. 827 von ihnen wurden in Gewahrsam genommen. Viele von diesen Leuten waren schon früher straffällig geworden. Gegen mehr als hundert lagen bereits Haftbefehle vor. Sie sind nach wie vor inhaftiert.

Meine Damen und Herren, Amerika führt einen Krieg an vielen Fronten, aber unser Land ist nirgends stärker gefährdet als hier in der Heimat. Sei es, dass wir von Terroristen angegriffen werden oder von jenen, die mit ihnen sympathisieren."

Ein Reporter hob die Hand und fragte: „General Sutherland, sie wollen doch sicherlich nicht behaupten, dass diese Kinder, bloß weil sie eine Party im Park besucht haben, Terror-Sympathisanten sind?"

„Natürlich nicht. Aber wenn junge Menschen unter den Einfluss der Feinde unseres Landes geraten, wächst ihnen so eine Sache schnell über den Kopf. Terroristen würden liebend gern eine fünfte Kolonne rekrutieren, die für sie den Krieg an der Heimatfront führt. Wären dies meine Kinder, ich würde mir ernsthaft Sorgen machen."

Ein anderer Reporter griff den Faden auf. „Aber wir reden hier lediglich von einem Open-Air-Konzert, General. Es fand wohl kaum Drill mit Gewehren statt."

Der General holte einen Stoß Fotos hervor und begann sie emporzuhalten. „Dies sind Fotos, die Beamte mit Infrarot-Kameras aufgenommen haben, bevor sie dort vorrückten." Er hob sie zu seinem Gesicht empor und blätterte eins nach dem anderen auf. Es waren wild tanzende Menschen zu sehen, so wild, dass sie andere umrempelten oder auf sie traten. Dann folgten Sex-Szenen bei den Bäumen, ein Mädchen mit drei Typen, zwei knutschende Jungs. „Bei diesem Event waren Kinder anwesend, die teilweise nicht älter als zehn Jahre waren. Ein tödlicher Cocktail aus Drogen, Propaganda und Musik hat zu Dutzenden Verletzten geführt. Es grenzt an ein Wunder, dass keine Toten zu beklagen sind."

Ich schaltete den Fernseher aus. Sie stellten es dar, als wäre es ein Aufstand gewesen. Wenn meine Eltern ahnten, dass ich auch dort war, würden sie mich einen Monat lang ans Bett binden und mich hinterher nur noch mit einem Funkhalsband wieder rauslassen.

A propos: sie würden ziemlich angepisst sein, wenn sie rausfanden, dass ich freigestellt war.

☒

Sie nahmen es jedenfalls nicht gut auf. Dad wollte mich zur Schnecke machen, aber Mom und ich konnten es ihm noch ausreden.

„Du weißt genau, dass dieser Konrektor es schon seit Jahren auf Marcus abgesehen hat", sagte Mom. „Als wir ihn das letzte Mal sprachen, hast du hinterher eine Stunde lang über ihn geflucht. Ich erinnere mich, dass mehrfach das Wort ‚Arschloch' gefallen ist."

Dad schüttelte den Kopf. „Den Unterricht zu unterbrechen, um gegen die Heimatschutzbehörde zu wettern …"

„Es ist ein Gesellschaftskunde-Kurs, Dad." Mir war mittlerweile alles egal, aber ich fand, wenn mir Mom schon in die Bresche sprang, dann sollte ich sie nicht hängen lassen. „Wir haben über das DHS gesprochen. Ist Diskutieren denn nichts Gutes mehr?"

„Hör mal, Sohn", sagte er. In letzter Zeit sagte er viel zu oft „Sohn" zu mir. Fühlte sich an, als ob er aufgehört hätte, mich als Person zu betrachten, und mich stattdessen als so ne Art halbfertige Larve sah, die Führung und Anleitung beim Entpuppen brauchte. Ich hasste das. „Du wirst dich endlich an die Tatsache gewöhnen müssen, dass wir heute in einer veränderten Welt leben. Du hast selbstverständlich immer noch das Recht, deine Meinung zu äußern, aber du musst bereit sein, die Konsequenzen daraus zu tragen. Du musst endlich begreifen, dass es da draußen Leute gibt, die leiden und die nicht gewillt sind, die Feinheiten des Verfassungsrechts zu diskutieren, während ihr Leben bedroht ist. Wir sitzen jetzt im Rettungsboot, und wenn man im Rettungsboot sitzt, will niemand was darüber hören, wie gemein der Käptn ist."

Viel fehlte nicht, und ich hätte mit den Augen gerollt.

„Na, jedenfalls habe ich die Aufgabe, zwei Wochen lang unabhängig Studien zu treiben und in jedem Fach einen Aufsatz zu schreiben, der die Stadt als Hintergrund hat – einen Aufsatz in Geschichte, einen in Gesellschaftskunde, einen in Englisch und einen in Physik. Ist allemal besser, als tagsüber vor der Glotze zu hängen."

Dad sah mich prüfend an, als erwarte er, dass ich auf irgendwas hinauswolle, dann nickte er. Ich sagte ihnen Gute Nacht und verzog mich in mein Zimmer. Dort warf ich die Xbox an, startete eine Textverarbeitung und fing an, Ideen für meine Aufsätze zu sammeln. Warum auch nicht? Das war wirklich besser, als bloß daheim herumzusitzen.

☒

Letztlich chattete ich dann die halbe Nacht mit Ange. Sie war voll auf meiner Seite und sagte, sie würde mir bei den Aufsätzen helfen, wenn ich sie nach der Schule am nächsten Abend sehen wolle. Ihre Schule kannte ich – es war dieselbe, auf die Van ging –, sie war ganz drüben in der East Bay, wo ich seit den Bombenanschlägen nicht mehr gewesen war.

Der Gedanke, sie wiederzusehen, machte mich ziemlich hibbelig. Seit der Party hatte ich jede Nacht beim Einschlafen an zweierlei gedacht: an den Anblick der Masse, wie sie auf die Polizei zustürmte, und an das Gefühl, dort an dem Pfeiler ihre Brüste unter dem T-Shirt zu spüren. Sie war einfach umwerfend. Ich war noch nie mit einem so… aggressiven Mädchen zusammengewesen. Bisher war immer ich es gewesen, der die Initiative ergriff, um dann zurückgewiesen zu werden. Ich hatte das Gefühl, dass Ange genauso scharf drauf war wie ich, und das war ein quälender Gedanke.

In dieser Nacht schlief ich tief und fest und träumte wildes Zeug von Ange und mir und was wir wohl anstellen würden, wenn wir uns nur an einem abgeschiedenen Fleck fänden.

Am nächsten Tag fing ich mit meinen Aufsätzen an. Über San Francisco kann man phantastisch schreiben. Geschichte? Jede Menge, vom Goldrausch zu den Schiffsdocks im Zweiten Weltkrieg, den Internierungslagern für die japanischstämmige Bevölkerung und der Erfindung des PCs. Physik? Das Exploratorium hat die coolste Austellung von allen Museen, in denen ich je war. Ich empfand eine perverse Befriedigung bei der Darstellung der Verflüssigung des Erdreichs während großer Beben. Englisch? Jack London, die Beat-Poeten, Science-Fiction-Autoren wie Pat Murphy und Rudy Rucker. Gesellschaftskunde? Die Bewegung für Meinungsfreiheit, Cesar Chavez, Schwulenrechte, Feminismus, die Antikriegsbewegung…

Ich fand es schon immer toll, Sachen einfach um ihrer selbst willen zu lernen, mehr zu wissen über die Welt um mich herum. Und dazu genügte es schon, einfach nur in der Stadt herumzulaufen. Ich entschied mich dafür, mit einem Englisch-Aufsatz über die Beatniks zu beginnen. City Lights Books hatte eine großartige Bibliothek in einem Zimmer im Obergeschoss, wo Allen Ginsberg und seine Kumpel ihre radikale Drogenpoesie verfasst hatten. Das eine Gedicht, das wir im Englisch-Kurs gelesen hatten, war *Howl* (Geheul); und seine ersten Zeilen würde ich niemals vergessen, solche Gänsehaut verursachten sie mir:

> *I saw the best minds of my generation destroyed by madness, starving hysterical naked,*
>
> Ich sah die besten Köpfe meiner Generation zerstört vom Wahnsinn, ausgezehrt hysterisch nackt,
>
> *dragging themselves through the negro streets at dawn looking for an angry fix,*
>
> wie sie sich durch die Negerstraßen schleppten bei Tagesanbruch auf der Suche nach einer zornigen Spritze,
>
> *angelheaded hipsters burning for the ancient heavenly connection to the starry dynamo in the machinery of night…*
>
> engelsköpfige Hipster, sich verzehrend nach jener uralten himmlischen Verbindung zum Sternendynamo in der Maschinerie der Nacht…

Ich liebte es, wie diese Wörter ineinanderflossen, „ausgezehrt hysterisch nackt“. Ich kannte dieses Gefühl. Und „die besten Köpfe meiner Generation“ gab mir auch schwer zu denken. Es erinnerte mich an den Park und an die Polizei und daran, wie das Gas fiel. Man klagte Ginsberg für Howl wegen Obszönität an – wegen einer Zeile über Homo-Sex, deretwegen heute niemand mehr mit der Wimper zucken würde. Irgendwie stimmte es mich fröhlich zu wissen, dass wir doch irgendwelche Fortschritte gemacht hatten, dass frühere Zeiten noch viel restriktiver gewesen waren als diese.

In der Bibliothek vergaß ich alles um mich herum, während ich die wunderschönen alten Ausgaben dieser Bücher las. Ich verlor mich in Jack Kerouacs „On the Road“, einen Roman, den ich schon lange lesen wollte, und ein Angestellter, der nachschauen kam, was ich da trieb, nickte zustimmend und fand eine billige Ausgabe für mich, die er mir für sechs Dollar verkaufte.

Dann ging ich nach Chinatown weiter und aß Dim Sum Buns und Nudeln mit scharfer Sauce, die ich früher als ziemlich scharf bezeichnet hätte, die mir aber mit der Erfahrung eines Ange-Special mittlerweile eher mild vorkam.

Als es auf Nachmittag zuging, stieg ich in die BART und dann in einen Shuttlebus über San Mateo Bridge, der mich zur East Bay brachte. Ich las mein Exemplar von „On the Road“ und genoß die vorbeiflitzende Landschaft. „On the Road“ ist ein halb autobiografischer Roman über Jack Kerouac, einen drogen- und alkoholabhängigen Schriftsteller, der per Anhalter durch Amerika reist, Billigjobs annimmt, bei Nacht durch die Straßen geistert, Leuten begegnet und wieder seiner Wege zieht. Hipster, traurige Hobos, Betrüger, Straßenräuber, Penner und Engel. Das Buch hat keine eigentliche Handlung – Kerouac soll es, zugedröhnt bis zur Kante, innerhalb von drei Wochen auf eine lange Rolle Papier geschrieben haben –, es beschreibt bloß eine Reihe erstaunlicher Dinge, ein Ereignis nach dem anderen. Er freundet sich mit selbstzerstörerischen Leuten wie Dean Moriarty an, die ihn in merkwürdige Pläne verwickeln, aus denen nie irgendwas wird, und doch wird was draus, wenn ihr wisst, was ich meine.

Diese Worte hatten einen ganz eigenen Rhythmus, sie waren üppig, ich konnte sie laut in meinem Kopf hören. Sie weckten in mir das Verlangen, mich auf der Ladefläche eines Pickups schlafen zu legen und in einer staubigen Kleinstadt im Central Valley auf halber Strecke nach L.A. wieder aufzuwachen, in einem dieser Orte mit einer Tankstelle und einem Diner, und dann einfach nur auf die Felder hinauszulaufen und Leute zu treffen, Dinge zu sehen und Dinge zu tun.

Es war eine lange Busfahrt, und ich musste ein bisschen eingenickt sein – mit Ange bis werweißwann zu chatten war schlecht für meinen Schlafrhythmus, denn Mom erwartete mich nach wie vor zum Frühstück. Ich wachte auf, wechselte den Bus, und kurz darauf war ich bei Anges Schule.

Sie kam mir hüpfend entgegen in ihrer Uniform – ich hatte sie noch nie darin gesehen, sie sah auf eine merkwürdige Art süß aus und erinnerte mich an Van in ihrer Uniform. Sie umarmte mich lange und gab mir einen harten Kuss auf die Wange.

„Hallo, du!", sagte sie.

„Hi!"

„Was liestn da?"

Darauf hatte ich gewartet. Ich hatte die Stelle mit einem Finger markiert. „Hör mal:

> ‚Sie tanzten die Straßen hinab wie Dingledodies[6], und ich schlurfte hinterher, wie ich es mein Leben lang mit Leuten getan habe, die mich interessieren, weil die einzigen Leute, die für mich zählen, die Verrückten sind – die verrückt sind nach Leben, verrückt nach Reden, verrückt nach Erlösung, begierig nach allem zugleich; die niemals gähnen oder Gemeinplätze plappern, sondern brennen, brennen, brennen wie sagenhafte gelbe römische Kerzen, explodieren wie Spinnen über all die Sterne hinaus, und in der Mitte siehst du das blaue Zentrum der Flamme verpuffen und alles sagt „Oohhh!"'"

Sie nahm das Buch und las die Passage noch einmal. „Wow, Dingledodies! Ich liebe so was! Ist das alles so?"

Ich erzählte ihr von dem, was ich schon gelesen hatte, während wir langsam den Bürgersteig runter zur Bushaltestelle schlenderten. Als wir um die Ecke gebogen waren, schlang sie ihren Arm um meine Hüfte, und ich legte meinen über ihre Schulter. Die Straße runterzugehen mit einem Mädchen im Arm – meiner Freundin? Klar, wieso nicht? – und über dieses coole Buch zu reden, das war einfach himmlisch. Es ließ mich meine Sorgen für einen Moment vergessen.

„Marcus?"

Ich drehte mich um. Es war Van. Im Unterbewusstsein hatte ich damit gerechnet. Ich wusste es, weil mein Bewusstsein nicht im Mindesten überrascht war. Es war keine große Schule, und sie hatten alle zur selben Zeit Schluss. Ich hatte seit Wochen nicht mit Van geredet, und diese Wochen fühlten sich wie Monate an. Früher hatten wir jeden Tag miteinander geredet.

„Hi, Van", sagte ich. Ich unterdrückte den Reflex, meinen Arm von Anges Schulter zu nehmen. Van schien überrascht zu sein, aber nicht so sehr wütend als vielmehr bleich und erschüttert. Sie beobachtete uns beide scharf.

„Angela?"

„Hi, Vanessa", sagte Ange.

„Was machst du denn hier?"

„Ich bin hier rausgekommen, um Ange abzuholen", sagte ich in bemüht neutralem Tonfall. Plötzlich fühlte ich mich unwohl dabei, mit einem anderen Mädchen gesehen zu werden.

„Oh. Na dann, war nett, dich gesehen zu haben."

„Ja, war nett, dich gesehen zu haben, Vanessa", sagte Ange, zog mich herum und weiter Richtung Bushaltestelle.

„Du kennst sie?"

„Ja, schon ewig."

„Wart ihr zusammen?"

„Was? Nein! Überhaupt nicht! Wir waren bloß Freunde."

„Ihr *wart* Freunde?"

---

6 Pardon, das wundervolle Wort „dingledodies" kann in der Übersetzung nur verlieren. Am ehesten bedeutet es wohl „wilde Verrückte", A.d.Ü

Ich hatte das Gefühl, als würde Van direkt hinter uns herlaufen und zuhören, obwohl sie bei dem Tempo, das wir eingeschlagen hatten, hätte joggen müssen, um an uns dranzubleiben. Ich widerstand der Versuchung, über die Schulter zu blicken, so lange wie nur möglich, aber schließlich tat ich es doch. Hinter uns waren massenhaft Mädchen aus der Schule, aber keine Van.

„Sie war mit mir und Jose-Luis und Darryl unterwegs, als wir verhaftet wurden. Wir haben zusammen ARGs gemacht. Wir vier waren so was wie beste Freunde."

„Und dann?"

Ich dämpfte die Stimme. „Sie mochte die Idee mit dem Xnet nicht. Sie dachte, wir würden Ärger kriegen und ich würde andere Leute in Schwierigkeiten bringen."

„Und deshalb seid ihr jetzt keine Freunde mehr?"

„Wir haben uns bloß sozusagen auseinandergelebt." Wir gingen ein paar Schritte.

„Ihr wart nicht, du weißt schon, Freund-und-Freundin-Freunde?"

„Nein!", sagte. Ich. Mein Gesicht glühte. Ich fühlte mich, als würde ich mich wie ein Lügner anhören, obwohl ich ja nun die Wahrheit sagte.

Ange brachte uns beide abrupt zum Stehen und studierte meinen Gesichtsausdruck.

„Oder doch?"

„Nein! Ehrlich nicht! Nur Freunde. Darryl und sie – na ja, auch nicht wirklich, aber Darryl war ziemlich in sie verknallt. Überhaupt kein Gedanke daran, …"

„Aber wenn Darryl nicht in sie verknallt gewesen wäre, wärst du, oder was?"

„Nein, Ange. Nein. Bitte glaub mir doch einfach und lass das Thema. Vanessa und ich waren gute Freunde und sind es jetzt nicht mehr, und das macht mir zu schaffen; aber ich war nie hinter ihr her, okay?"

Sie entspannte sich ein bisschen. „Okay, okay. Tut mir Leid. Ist bloß, dass ich mit ihr nicht klarkomme. Wir sind nie miteinander klargekommen in all den Jahren, die wir uns schon kennen."

Ach so, dachte ich. Das erklärte, weshalb Jolu Ange schon so lange kannte und ich sie trotzdem noch nie getroffen hatte. Sie hatte ihre Privatfehde mit Van, und deshalb hatte er sie nie mitgebracht.

Wir umarmten uns ausgiebig und küssten uns, und eine Horde Mädels kam an uns vorbei und machte „huiuiuiui"; also rissen wir uns zusammen und gingen weiter zur Bushaltestelle. Vor uns lief jetzt Van, die an uns vorbeigekommen sein musste, während wir uns küssten. Ich fühlte mich wie ein kompletter Idiot.

Natürlich war sie auch an der Bushaltestelle und dann im Bus, und wir sprachen kein Wort miteinander, und ich versuchte die ganze Fahrt über ein Gespräch mit Ange zu führen, aber es war sehr verkrampft.

Wir hatten geplant, irgendwo auf einen Kaffee anzuhalten und dann zu Ange weiterzugehen, um zu „lernen", also um abwechselnd mit ihrer Xbox im Xnet zu lesen. Anges Mom kam an Dienstagen immer spät nach Hause, weil sie da abends Yogakurs hatte und dann mit ihren Freundinnen essen ging, und Anges Schwester war mit ihrem Freund auf der Piste, also würden wir ganz ungestört sein. Und ich hatte schmutzige Phantasien seit dem Moment, als wir uns für diesen Abend verabredet hatten.

Wir kamen bei ihr an, gingen direkt in ihr Zimmer und machten die Tür hinter uns zu. Ihr Zimmer hatte was von einem Bombenkrater, es wär übersät mit schichtenweise Klamotten, Notizbüchern und PC-Teilen, die sich wie Krähenfüße in die Socken bohren würden. Ihr Schreibtisch war noch schlimmer als der Fußboden, dort stapelten sich die Bücher und Comics; so setzten wir uns schließlich auf ihr Bett, wogegen ich nichts einzuwenden hatte.

Die Verlegenheit seit dem Treffen mit Van hatte sich einigermaßen gelegt, und wir warfen ihre Xbox an. Sie war in ein Nest von Kabeln eingebettet, von denen einige zu einer WLAN-Antenne führten, die sie am Fenster befestigt hatte, um die Funknetze der Nachbarn anzapfen zu können. Andere Kabel führten zu alten Laptop-Monitoren, die sie zu Einzelbildschirmen umgebaut hatte, auf Standfüßen balancierend und voll freiliegender Elektronik. Die Monitore standen auf beiden Nachttischen, ein geniales Arrangement, um im Bett Filme zu sehen oder zu chatten: Wenn sie die Bildschirme zum Bett hin drehte, konnte sie sich auf die Seite drehen und hatte nach links oder rechts immer ein seitenrichtiges Bild.

Nebeneinander an den Nachttisch gelehnt auf ihrem Bett sitzend wussten wir beide, weshalb wir wirklich hier waren. Ich zitterte ein wenig, und die Wärme ihres Beins und ihrer Schulter an mir waren nur zu gegenwärtig; aber ich musste mich zumindest mal ins Xnet einloggen, meine Mails lesen und so.

Eine Mail kam von einem Jungen, der gern lustige Handy-Videos über das Amok laufende DHS verschickte. Das letzte hatte gezeigt, wie sie einen Kinderwagen zerlegten, weil ein Sprengstoffspürhund sich dafür interessiert hatte; sie hatten ihn mitten auf der Straße in der Marina mit Schraubenziehern auseinandergenommen, und man konnte sehen, wie all die reichen Leute da vorbeikamen, sich umdrehten und offensichtlich wunderten, wie bescheuert das war.

Ich hatte zu dem Video verlinkt, und es war wie bescheuert runtergeladen worden. Er hatte es auf den Spiegelserver des „Internet Archive“ in Alexandria, Ägypten hochgeladen, wo sie so ziemlich alles akzeptierten, vorausgesetzt, es stand unter einer remix- und weitergabefähigen Creative-Commons-Lizenz. Das US-„Archive“ – im Presidio, nur ein paar Minuten von hier – war gezwungen worden, all diese Videos im Namen der nationalen Sicherheit vom Netz zu nehmen, aber das „Archive“ in Alexandria hatte sich als eigenständige Organisation abgespalten und hostete jetzt alles, was geeignet war, die Vereinigten Staaten zu verärgern.

Dieser Junge – sein Nick war Kameraspie – hatte mir diesmal ein noch besseres Video geschickt. Es war im Eingang zur City Hall im Civic Center aufgenommen, dieser riesigen Hochzeitstorte von einem Haus, voll mit Statuen in kleinen Bogengängen, vergoldeten Blättern und Gedöns. Das DHS hatte rund um das Gebäude eine Sicherheitszone eingerichtet, und Kameraspies Video zeigte eine Ansicht ihres Checkpoints, während sich ein Typ in Offiziersuniform näherte, seinen Ausweis zeigte und seine Aktentasche auf das Röntgenband stellte.

Alles war okay, bis einer der DHS-Leute auf dem Röntgenbild etwas sah, das ihm nicht gefiel. Er stellte dem General Fragen, und der rollte mit den Augen und sagte etwas Unhörbares (das Video war von der anderen Straßenseite aufgenommen, offenkundig mit einem getarnten Eigenbau-Zoom, deshalb war die Tonspur voll mit Geräuschen von vorbeieilenden Passanten und dem Straßenverkehr).

Der General und die Leute vom DHS gerieten aneinander, und je länger sie diskutierten, desto mehr DHS-Typen scharten sich dazu. Schließlich schüttelte der General verärgert den Kopf, wies mit dem Finger auf die Brust des einen DHSlers, schnappte sich die Aktentasche und ging davon. Die DHS-Typen riefen ihm nach, aber er wurde nicht langsamer. Seine Körpersprache sagte überdeutlich „ich bin äußerst verärgert“.

Dann geschah es. Die DHS-Typen rannten dem General hinterher. Kameraspie hatte das Video hier verlangsamt, so dass man in extremer Zeitlupe, Bild für Bild, das Gesicht des Generals sehen konnte: Wie er sich halb umdrehte mit diesem Ausdruck im Gesicht, der besagte „Ihr werdet den Teufel tun, mich zu tackeln“, und wie der Ausdruck sich in Entsetzen verwandelte, als sich drei der riesigen DHS-Wachen auf ihn stürzten, ihn zur Seite stießen und dann um die Hüfte fassten, als wäre dies das letzte Football-Tackling in seiner Karriere. Der General – schon etwas älter, mit stahlgrauem Haar, zerfurchtem und würdevollem Gesicht – ging zu Boden wie ein Sack Kartoffeln, schlug zweimal hart auf, sein Gesicht knallte auf den Bürgersteig, und Blut schoss aus seiner Nase.

Das DHS verschnürte den General, fesselte ihn an Händen und Füßen. Der General brüllte jetzt, und wie er brüllte, sein Gesicht verfärbt von dem Blut, das ihm immer noch aus der Nase strömte. Beine flitzten durchs Bild. In der starken Tele-Einstellung sah man vorbeikommende Fußgänger zuschauen, wie man diesen Typ in Uniform fesselte, und seinem Gesicht war zu entnehmen, dass dies das Schlimmste von allem war – dies war rituelle Erniedrigung, der Raub seiner Würde. Hier endete der Clip.

„Ach du mein süßer Buddha“, sagte ich, während der Schirm schwarz wurde und ich das Video nochmals startete. Ich stupste Ange an und zeigte ihr den Clip. Sie sagte kein Wort und betrachtete den Film mit offenem Mund.

„Lad das ja hoch!“, sagte sie. „Los, hochladen hochladen hochladen hochladen hochladen!“ Ich lud ihn hoch. Ich konnte kaum tippen vor Aufregung, als ich aufschrieb, was ich hier gesehen hatte; und ich fügte eine Notiz an, ob wohl jemand den Offizier im Video identifizieren könne oder etwas über die Sache wisse.

Ich drückte auf „Veröffentlichen“.

Dann sahen wir uns das Video noch einmal an. Und noch einmal.

Mein E-Mail-Programm meldete sich.

> Ich erkenn den Kerl ganz sicher – du findest seine Bio in der Wikipedia. Das ist General Claude Geist. Er war Kommandeur der UN-Friedenstruppen in Haiti.

Ich schlug die Bio nach. Es gab da ein Bild des Generals bei einer Pressekonferenz und Anmerkungen über seine Rolle bei der kniffligen Haiti-Mission. Es war offensichtlich derselbe Typ.

Ich aktualisierte meinen Blogeintrag.

Theoretisch war dies die Chance für Ange und mich, ein bisschen rumzumachen, aber daraus wurde schließlich doch nichts. Wir stöberten durch die Blogs im Xnet und suchten nach weiteren Berichten über Durchsuchungen und Übergriffe durch das DHS. Das war schon ein Routinejob, weil ich dasselbe bereits nach den Ausschreitungen im Park gemacht hatte. In meinem Blog führte ich eine neue Kategorie für diese Sachen ein, MissbrauchVonBefugnissen, und sortierte alles ein. Ange überlegte sich immer noch mehr Suchbegriffe, die wir ausprobieren könnten, und als ihre Mutter heimkam, hatte meine neue Kategorie schon siebzig Einträge, allen voran der Angriff auf General Geist vor City Hall.

☒

Den ganzen nächsten Tag über arbeitete ich daheim an meinem Beatnik-Aufsatz, las Kerouac und surfte im Xnet. Eigentlich hatte ich Ange an der Schule treffen wollten, aber der Gedanke, womöglich wieder Van zu treffen, machte mich furchtbar nervös, also simste ich ihr eine Ausrede, dass ich noch am Aufsatz zu schreiben hätte.

Derweil trudelten alle möglichen tollen Vorschläge für MissbrauchVonBefugnissen ein, Hunderte von kleinen und großen, Bilder und Videos. Das Mem hatte begonnen, sich zu replizieren.

Und es hörte nicht wieder auf. Am nächsten Morgen waren es nochmals mehr geworden. Jemand hatte ein neues Blog namens MissbrauchVonBefugnissen aufgesetzt, das Hunderte weiterer Vorfälle sammelte. Der Stapel wuchs. Wir wetteiferten darum, die saftigsten Storys und die wildesten Bilder aufzutun.

Mit meinen Eltern hatte ich vereinbart, dass ich jeden Morgen mit ihnen zusammen frühstückte und über die Projekte redete, die ich gerade in Arbeit hatte. Es gefiel ihnen, dass ich Kerouac las. Es war für sie beide eines ihrer Lieblingsbücher gewesen, und es stellte sich heraus, dass wir bereits ein Exemplar im Regal in ihrem Schlafzimmer hatten. Mein Dad brachte es runter, und ich blätterte es durch. Da waren Abschnitte mit Kuli angestrichen, es gab Seiten mit Eselsohren und Notizen am Rand. Mein Dad hatte dieses Buch offensichtlich sehr geliebt.

Das erinnerte mich an bessere Zeiten, als mein Dad und ich uns noch fünf Minuten am Stück unterhalten konnten, ohne uns über Terrorismus in die Haare zu kriegen, und wir hatten zum Frühstück ein tolles Gespräch darüber, wie der Roman strukturiert war, und über all die irren Abenteuer.

Aber am nächsten Morgen hingen sie beim Frühstück wieder wie gebannt vorm Radio.

„Missbrauch von Befugnissen – so heißt der neueste Trend in San Franciscos berüchtigtem Xnet, und er hat bereits weltweites Aufsehen erregt. Die Bewegung, kurz MvB genannt, besteht aus ‚Kleinen Brüdern', die ihrerseits die Anti-Terrorismus-Maßnahmen der Heimatschutzbehörde überwachen und ihre Pannen und Exzesse dokumentieren. Initialzündung für MvB war ein populäres virales Video, das zeigt, wie General Claude Geist, ein pensionierter Drei-Sterne-General, von DHS-Mitarbeitern auf dem Bürgersteig vor City Hall umgerempelt wird. Geist hat den Vorfall nicht kommentiert, aber es gab zahlreiche wütende Reaktionen junger Zuschauer, die auch über ihre eigene Behandlung entrüstet sind.

Besonders bemerkenswert ist das hohe Maß an Aufmerksamkeit, das dieser Bewegung weltweit zuteil wird. Bilder aus dem Geist-Video wurden bereits auf den Titelseiten von Zeitungen in Korea, Großbritannien, Deutschland, Ägypten und Japan veröffentlicht, und Rundfunkstationen überall auf der Welt zeigten den Clip in ihren Abendnachrichten. Ihren vorläufigen Höhepunkt erlebte die Angelegenheit, als gestern abend National News Evening der British Broadcasting Corporation eine Sondersendung über den Umstand ausstrahlte, dass die Story bislang weder von einem US-Sender oder einer hiesigen Nachrichtenagentur aufgegriffen wurde. Kommentatoren auf der Website der BBC weisen zudem darauf hin, dass sich die Sondersendung auf den Seiten von BBC America ebenfalls nicht finden lässt."

Es folgte eine Reihe von Interviews: britische Medienbeobachter, ein Bürschchen von der schwedischen Piratenpartei mit spöttischen Bemerkungen über Amerikas korrupte Presse, ein ehemaliger amerikanischer Nachrichtensprecher im Ruhestand in Tokio; dann strahlten sie einen kurzen Spot von Al-Dschassira aus, in dem es um die US-Presse im Vergleich zu den nationalen Nachrichtenmedien in Syrien ging.

Ich meinte die Blicke meiner Eltern auf mir zu spüren, meinte zu ahnen, dass sie wussten, was ich tat. Aber als ich mein Geschirr wegräumte, sah ich, dass sie einander anschauten.

Dad hielt sich mit zitternden Händen am Kaffeebecher fest. Mom blickte zu ihm hin.

„Die wollen uns schlechtreden", sagte Dad schließlich. „Die wollen alle Bemühungen um unsere Sicherheit sabotieren."

Ich öffnete den Mund, aber dann fing ich den Blick meiner Mutter und ihr Kopfschütteln auf. Also ging ich in mein Zimmer, um weiter an dem Kerouac-Aufsatz zu arbeiten. Sobald ich zum zweiten Mal die Haustür gehört hatte, warf ich meine Xbox an und ging online.

> Hallo M1k3y. Mein Name ist Colin Brown, ich bin Produzent der Nachrichtensendung The National bei der Canadian Broadcasting Corporation. Wir machen eine Geschichte über das Xnet und haben bereits einen Reporter nach San Francisco geschickt, um von dort zu berichten. Wären Sie an einem Interview interessiert, um über Ihre Gruppe und ihre Aktivitäten zu sprechen?

Ich starrte den Monitor an. Oh Gott. Die wollten mich über „meine Gruppe" interviewen?

> Oh, nein, danke. Ich achte sehr auf meine Privatsphäre. Außerdem ist es gar nicht „meine" Gruppe. Aber danke, dass Sie eine Geschichte drüber machen!

Eine Minute später kam die nächste E-Mail.

> Wir können Sie unkenntlich machen und Ihnen Anonymität zusichern. Es ist Ihnen klar, dass das DHS nur zu gern seinen eigenen Sprecher vorschicken wird. Ich bin aber interessiert an Ihrer Sicht der Dinge.

Ich speicherte die E-Mail ab. Er hatte Recht, aber ich wäre bescheuert, das zu tun. Von meinem Standpunkt aus *war* er das DHS.

Ich wandte mich wieder Kerouac zu, da kam die nächste E-Mail. Dieselbe Bitte von einer anderen Nachrichtenagentur: KQED wollte mich treffen, um ein Radio-Interview aufzuzeichnen. Ein Sender in Brasilien. Die Australian Broadcasting Corporation. Deutsche Welle. Den ganzen Tag lang trudelten Presse-Anfragen ein. Und den ganzen Tag lang lehnte ich höflich ab.

Viel Kerouac las ich an diesem Tag nicht.

☒

„Du musst eine Pressekonferenz abhalten", sagte Ange, als wir am selben Abend in dem Café bei ihr um die Ecke saßen. Ich war nicht mehr allzu scharf drauf, sie in der Schule abzuholen und womöglich wieder mit Van im selben Bus zu sitzen.

„Hä? Bist du wahnsinnig?"

„Mach es in Clockwork Plunder. Such dir einfach einen Handelsstützpunkt, wo kein PvP erlaubt ist, und leg eine Uhrzeit fest. Du kannst dich von hier einloggen."

PvP, Player-versus-Player, ist ein Kampf-Modus Spieler gegen Spieler. Einige Bereiche von Clockwork Plunder waren als neutrales Territorium definiert, und dort konnten wir theoretisch eine Tonne Reporter anschleppen, die keine Ahnung vom Spiel hatten, ohne zu riskieren, dass andere Spieler sie während der Pressekonferenz einfach umlegten.

„Ich kenn mich mit Pressekonferenzen null aus."

„Musst du halt googeln. Ganz sicher hat schon mal jemand einen Ratgeber geschrieben, wie man eine erfolgreiche Pressekonferenz abhält. Ich mein, wenn der Präsident das kann, kannst du das auch. Der sieht nicht so aus, als ob er sich schon allein die Schuhe zubinden kann."

Wir bestellten noch Kaffee.

„Du bist eine sehr kluge Frau", sagte ich.

„Und ich bin schön."

„Das auch."

Kapitel 15

Dieses Kapitel ist Chapters/Indigo gewidmet, der nationalen kanadischen Mega-Kette. Ich arbeitete zu der Zeit bei Bakka, der unabhängigen Science-Fiction-Buchhandlung, als Chapters seine erste Filiale in Toronto eröffnete; und es war mir schnell klar, dass da was Großes am Werden war, weil zwei unserer klügsten und bestinformierten Kunden bei uns reinschneiten, um mir zu berichten, dass sie für die Leitung der dortigen Science-Fiction-Abteilung angestellt worden seien. Von Beginn an legte Chapters die Messlatte für eine große Buchhandels-Filiale hoch – mit erweiterten Öffnungszeiten, einem freundlichen Café mit vielen Sitzplätzen, Selbstbedienungs-Terminals und einem erstaunlich vielfältigen Sortiment.

Chapters/Indigo: http://www.chapters.indigo.ca/books/Little-Brother-Cory-Doctorow/9780765319852-item.html

Ich bloggte über die Pressekonferenz, noch bevor ich die Einladungen an die Presse rausschickte. Es war klar, dass all diese Schreiberlinge mich zu einem Führer oder General oder obersten Guerilla-Kommandeur hochstilisieren wollten, und der beste Weg, dem zu begegnen, schien mir der, sicherzustellen, dass noch eine Menge anderer Xnetter sich dort herumtrieben und Fragen beantworteten.

Dann mailte ich den Presseleuten. Die Reaktionen rangierten von verwirrt bis enthusiastisch – nur die Reporterin von Fox war „empört", dass ich es wagte, ihr dieses Spielchen aufzunötigen, um in ihrer TV-Show zu erscheinen. Die anderen schienen das für den Beginn einer ziemlich coolen Story zu halten, allerdings brauchten etliche von ihnen eine ganze Menge Support, um sich bei dem Spiel anzumelden.

Ich entschied mich für acht Uhr abends, nach dem Essen. Mom hatte schon länger nachgebohrt, wo ich mich in letzter Zeit abends rumtrieb, bis ich schließlich mit Ange rausgerückt war; seither sah sie mich ständig mit diesem verträumten Blick an, als ob sie sagen wolle, „oh, mein Kleiner wird langsam groß". Sie wollte Ange treffen, und das benutzte ich als Hebel, indem ich versprach, sie am nächsten Abend einmal mitzubringen, wenn ich mit Ange heute „ins Kino gehen" dürfe.

Anges Mom und ihre Schwester waren schon wieder unterwegs – sie waren beide keine Stubenfliegen –, so dass ich mit Ange und unseren beiden Xboxen in ihrem Zimmer allein war. Ich stöpselte einen der Monitore neben ihrem Bett aus und hängte meine Xbox dran, damit wir uns beide zugleich einloggen konnten.

Beide Xboxen waren jetzt in Clockwork Plunder eingeloggt und ansonsten untätig. Ich lief nervös auf und ab.

„Sieht aus, als obs gut für uns läuft", sagte sie, ohne den Blick vom Monitor abzuwenden. „Auf dem Markt von Patcheye Pete hats jetzt 600 Spieler!" Patcheye Pete hatten wir uns ausgeguckt, weil es vom Dorfplatz aus, wo neue Spieler „ausschlüpften", der nächstgelegene Markt war. Sofern die Reporter nicht schon Clockwork Plunder spielten (haha), würden sie dort automatisch auftauchen. Deshalb hatte ich in meinem Blogeintrag darum gebeten, dass sich ein paar Leute an der Strecke zwischen Patcheye Pete und dem Ankunftstor aufhalten mögen, um jeden, der wie ein orientierungsloser Reporter aussah, zu Pete weiterzulotsen.

„Was zum Teufel soll ich denen denn erzählen?"

„Du beantwortest einfach nur ihre Fragen. Und wenn dir eine Frage nicht passt, ignorier sie. Wird sich schon jemand finden, der sie beantwortet. Alles wird gut."

„Das ist Wahnsinn."

„Das ist perfekt, Marcus. Wenn du das DHS wirklich drankriegen willst, dann musst du sie piesacken. Wenn du es auf ein direktes Duell ankommen lässt, hast du keine Chance. Deine einzige Waffe ist deine Fähigkeit, sie als Idioten dastehen zu lassen."

Ich ließ mich aufs Bett fallen, und sie zog meinen Kopf in ihren Schoß und strich mir übers Haar. Vor den Anschlägen hatte ich mit diversen Schnitten experimentiert und meine Haare in den lustigsten Farben getönt, aber seit ich aus dem Knast raus war, war mir das alles unwichtig geworden. Mein Haar war lang und zottelig geworden, und dann war ich ins Bad gegangen, hatte mir die Schere geschnappt und alles rundum auf gut einen Zentimeter Länge getrimmt; das war völlig pflegeleicht, und außerdem war es hilfreich, beim Jammen und RFID-Klonen unauffällig auszusehen.

Ich öffnete die Augen und blickte in ihre großen, braunen Augen hinter der Brille. Sie waren rund, feucht und sehr ausdrucksstark. Sie konnte sie hervorpoppen lassen, um mich zum Lachen zu bringen, sie konnte sie weich und traurig wirken lassen, aber auch träge und schläfrig auf eine Weise, die mich vor Geilheit fast zerfließen ließ.

Und genau das tat sie gerade jetzt.

Ich setzte mich langsam auf und umarmte sie. Sie erwiderte die Umarmung. Wir küssten uns. Sie küsste unglaublich. Ich weiß, ich sagte es schon, aber das kann man nicht oft genug wiederholen. Wir küssten uns ziemlich oft, aber irgendwie hörten wir immer auf, bevor es zu heftig zur Sache ging.

Jetzt wollte ich einen Schritt weiter gehen. Ich fand den Saum ihres T-Shirts und zog. Sie hob ihre Hände übern Kopf und rutschte ein kleines Stück zurück. Ich hatte gewusst, dass sie das tun würde; ich hatte es seit der Nacht im Park gewusst. Vielleicht waren wir deshalb nie weiter gegangen. Ich wusste, ich konnte mich nicht darauf verlassen, dass sie rechtzeitig die Notbremse zog, und das machte mir ein wenig Angst.

Aber dieses Mal hatte ich keine Angst. Die bevorstehende Pressekonferenz, die Querelen mit meinen Eltern, die internationale Aufmerksamkeit, dieses Gefühl, dass es da eine Bewegung gab, die sich über die Stadt ausbreitete wie eine wildgewordene Flipperkugel – das alles prickelte auf meiner Haut und ließ mein Herz singen.

Und sie war wunderschön, klug und lustig, und ich verliebte mich mehr und mehr in sie.

Ihr Shirt rutschte heraus, mit einer Biegung ihres Rückens half sie mir, es über ihre Schultern zu ziehen. Dann griff sie hinter sich, hantierte etwas, und ihr BH fiel aufs Bett. Ich konnte sie nur sprachlos, bewegungslos anstarren, und dann griff sie nach meinem Shirt, zerrte es mir über den Kopf und zog mich an sich heran, Brust an nackte Brust.

Wir wälzten uns übers Bett, berührten einander, vernestelten unsere Körper ineinander und stöhnten. Sie bedeckte meine Brust mit Küssen, und ich ihre ebenso. Ich konnte nicht atmen, nicht denken; ich konnte mich nur bewegen und küssen und lecken und berühren.

Dann trauten wir uns noch einen Schritt weiter. Ich knöpfte ihre Jeans auf, sie öffnete meine. Ich zog ihren Reißverschluss auf, sie meinen, dann zog sie mir die Jeans aus und ich ihre. Einen Augenblick später waren wir beide nackt, mit Ausnahme meiner Socken, die ich mit den Zehen abstreifte.

Und genau in diesem Moment erhaschte ich einen Blick auf ihren Wecker, der schon vor langer Zeit auf den Boden gerollt war und uns von dort unten entgegenleuchtete.

„Verdammt!“, schrie ich. „Es geht in zwei Minuten los!“ Ich konnte es selbst nicht fassen, dass ich im Begriff war, damit aufzuhören, wo ich doch gerade erst damit aufgehört hatte, vorher aufzuhören. Ich mein, hätte man mich gefragt, „Marcus, du wirst gleich zum allerersten Mal in deinem Leben mit einem Mädchen ins Bett gehen; würde es dich stören, wenn ich im gleichen Raum diese Atombombe zündete?“, dann wäre meine Antwort ein beherztes, eindeutiges „NEIN“ gewesen.

Und doch: Dafür hörten wir auf.

Sie zog mich zu sich heran, mein Gesicht eng an das ihre, und küsste mich, bis ich dachte, gleich ohnmächtig werden zu müssen; dann schnappten wir uns unsere Klamotten, hockten uns mehr oder weniger angezogen hinter unsere Tastaturen und Mäuse und machten uns auf den Weg zu Patcheye Pete.

☒

Die Presseleute konnte man leicht erkennen. Das waren die Anfänger, die ihre Charaktere wie stolpernde Besoffskis spielten, hin- und her-, rauf- und runterwankend versuchten, sich irgendwie zurechtzufinden, und gelegentlich die falsche Taste drückten, was dann dazu führte, dass sie Fremden ihre Ausrüstung ganz oder teilweise zum Tausch anboten oder sie versehentlich umarmten oder traten.

Auch die Xnetter waren leicht zu erkennen. Wir spielten alle Clockwork Plunder, sooft wir etwas Freizeit hatten (oder keine Lust auf Hausaufgaben), und wir hatten ziemlich ausgefuchste Charaktere mit coolen Waffen und Sprengsätzen an den Schlüsseln hinten am Rücken, die jedem eine Ladung verpassen würden, der versuchte, uns die Schlüssel zu mopsen und uns leerlaufen zu lassen.

Als ich auftauchte, erschien eine Systemstatusmeldung *M1K3Y HAT PATCHEYE PETE'S BETRETEN – WILLKOMMEN, SWABBIE, HIER GIBT ES GUTE WARE FÜR FETTE BEUTE.* Alle Spieler auf dem Monitor erstarrten, dann scharten sie sich um mich. Der Chat explodierte. Ich dachte kurz daran, auf Sprachsteuerung umzuschalten und mir ein Headset zu nehmen, aber angesichts dessen, wie viele Leute hier gleichzeitig zu reden versuchten, wurde mir klar, wie verwirrend das sein würde. Texte waren viel leichter zu erfassen, und dann konnten sie mich auch nicht falsch zitieren (hehe).

Ich hatte die Örtlichkeiten vorher mit Ange ausgekundschaftet – es war super, mit ihr zusammen im Spiel loszuziehen, weil wir unsere Figuren gegenseitig aufziehen konnten. Es gab da einen erhöhten Punkt auf einem Stapel von Packungen mit Salzrationen; wenn ich mich dort raufstellte, konnte ich aus jedem Winkel des Marktes gesehen werden.

> Guten Abend und herzlichen Dank Ihnen allen fürs Erscheinen. Mein Name ist M1k3y, und ich bin nicht der Anführer von was-auch-immer. Überall um Sie herum sind andere Xnetter, die ebenso viel wie ich

darüber zu sagen haben, warum wir hier sind. Ich benutze das Xnet, weil ich an die Freiheit glaube und an die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika. Ich benutze das Xnet, weil das DHS meine Stadt in einen Polizeistaat verwandelt hat, in dem wir alle terrorismusverdächtig sind. Ich benutze das Xnet, weil ich denke, dass man die Freiheit nicht verteidigen kann, indem man die Bill of Rights zerreißt. Was ich über die Verfassung weiß, habe ich an einer Schule in Kalifornien gelernt, und ich bin aufgewachsen in einem Land, das ich um seiner Freiheit willen liebe. Wenn ich eine Philosophie habe, dann diese:

> daß, um diese Rechte zu sichern, Regierungen eingesetzt sein müssen, deren volle Gewalten von der Zustimmung der Regierten herkommen; daß zu jeder Zeit, wenn irgend eine Regierungsform zerstörend auf diese Endzwecke einwirkt, das Volk das Recht hat, jene zu ändern oder abzuschaffen, eine neue Regierung einzusetzen, und diese auf solche Grundsätze zu gründen, und deren Gewalten in solcher Form zu ordnen, wie es ihm zu seiner Sicherheit und seinem Glücke am zweckmäßigsten erscheint.

> Ich habe das nicht geschrieben, aber ich glaube daran. Das DHS regiert nicht mit meiner Zustimmung.

> Vielen Dank.

Ich hatte das am Tag zuvor geschrieben und immer wieder Entwürfe mit Ange ausgetauscht. Den Text einzufügen dauerte bloß eine Sekunde, aber jeder im Spiel brauchte einen Moment, um ihn zu lesen. Eine Menge Xnetter jubelten, wilde exaltierte Piraten-Hurras mit emporgereckten Säbeln und Papageien, die ihnen krächzend um die Köpfe flatterten.

Nach und nach verdauten auch die Journalisten das Gelesene. Der Chat raste nur so an uns vorbei, so schnell, dass es kaum zu lesen war; etliche Xnetter schrieben Sachen wie „Auf gehts“, „Amerika: Wenn du es nicht liebst, dann verschwinde“, „Weg mit dem DHS“ und „Amerika raus aus San Francisco“, alles Slogans, die in der Xnet-Blogosphäre angesagt waren.

> M1k3y, ich bin Priya Rajneesh von der BBC. Sie sagen, sie sind nicht der Führer einer Bewegung, aber würden Sie sagen, dass es eine Bewegung gibt? Nennt sie sich Xnet?

Jede Menge Antworten. Manche Leute sagten nein, es gebe keine Bewegung, andere sagten ja, es gebe eine, und viele Leute kamen mit Vorschlägen dafür, wie sie sich nannte: Xnetter, Kleine Brüder, Kleine Schwestern, und mein persönlicher Favorit, Vereinigte Staaten von Amerika.

Sie liefen zu großer Form auf. Ich kümmerte mich erst mal nicht weiter, sondern überlegte mir eine eigene Antwort. Dann tippte ich

> Ich schätze, das beantwortet Ihre Frage, nicht wahr? Möglicherweise gibt eine oder auch mehrere Bewegungen, und möglicherweise heißen sie Xnet oder auch nicht.

> M1k3y, ich bin Doug Christensen von der Washington Internet Daily. Was sollte das DHS Ihrer Meinung nach tun, um einen weiteren Anschlag auf San Francisco zu verhindern, wenn das, was sie jetzt tun, nicht erfolgreich ist?

Weiteres Geschnatter. Viele Leute sagten, die Terroristen und die Regierung seien dasselbe – entweder wörtlich oder in dem Sinne, dass sie gleichermaßen böse seien. Andere behaupteten, die Regierung wisse, wie man Terroristen fange, bevorzuge aber, es nicht zu tun, weil „Kriegspräsidenten“ wiedergewählt würden.

> Ich weiß es nicht

tippte ich schließlich.

> Ich weiß es wirklich nicht. Und ich stelle mir diese Frage wirklich oft, denn ich möchte nicht hochgejagt werden, und ich möchte auch nicht, dass meine Stadt hochgejagt wird. Aber was ich weiß, ist dies: Wenn es der Job des DHS ist, unsere Sicherheit zu gewährleisten, dann versagt es kläglich. All der Budenzauber, den sie hier veranstaltet haben – nichts davon würde einen Terroristen davon abhalten, die Brücke ein zweites Mal zu sprengen. Unsere Spuren durch die ganze Stadt verfolgen? Unsere Freiheit beschneiden? Uns dazu bringen, uns gegenseitig zu verdächtigen, und uns gegeneinander ausspielen? Andersdenkende als Verräter beschimpfen? Das Ziel von Terrorismus ist es, uns in Angst zu versetzen. Das DHS versetzt mich in Angst.

> Ich habe keinen Einfluss darauf, was die Terroristen mir antun, aber wenn dies ein freies Land ist, dann sollte ich zumindest ein Mitspracherecht darüber haben, was meine eigenen Polizisten mir antun dürfen. Ich sollte in der Lage sein, sie davon abzuhalten, mich zu terrorisieren.

> Ich weiß, dass das keine gute Antwort ist. Tut mir Leid.

> Was meinen Sie damit, wenn Sie sagen, dass das DHS Terroristen nicht aufhalten könnte? Woher wollen Sie das wissen?

> Wer sind Sie?

> Ich arbeite für den Sydney Morning Herald.

> Ich bin 17 Jahre alt. Und ich bin bestimmt kein Einserschüler oder so was. Und trotzdem habe ich es fertiggebracht, ein Internet aufzubauen, das sie nicht anzapfen können. Ich habe Methoden ausgetüftelt, ihre Personenverfolgungs-Techniken zu manipulieren. Ich kann unschuldige Menschen zu Verdächtigen und schuldige Menschen in ihren Augen zu Unschuldigen machen. Ich könnte Metall in ein Flugzeug schmuggeln oder eine Flugverbots-Liste umgehen. Das alles habe ich herausgefunden, indem ich ins Internet geschaut und darüber nachgedacht habe. Wenn ich das kann, können Terroristen es auch. Man hat uns gesagt, dass man uns unsere Freiheit nimmt, um uns mehr Sicherheit zu geben. Fühlen Sie sich sicher?

> In Australien? Oh, ja doch.

Alle Piraten lachten.

Weitere Journalisten stellten Fragen. Einige waren freundlich, andere feindselig. Wenn ich müde wurde, reichte ich meine Tastatur an Ange weiter und ließ sie für eine Weile M1k3y sein. Ich hatte sowieso nicht mehr das Gefühl, dass M1k3y und ich dieselbe Person waren. M1k3y war ein Jugendlicher, der mit internationalen Journalisten sprach und eine Bewegung inspirierte. Marcus wurde zeitweise der Schule verwiesen, stritt sich mit seinem Dad und fragte sich, ob er gut genug sei für seine rattenscharfe Freundin.

Gegen elf Uhr hatte ich genug. Außerdem würden meine Eltern mich bald daheim erwarten. Ich loggte mich aus dem Spiel aus, Ange ebenso, und dann lagen wir für einen Moment bloß da. Ich nahm ihre Hand in meine, und sie drückte sie fest. Wir umarmten uns.

Sie küsste meinen Nacken und murmelte etwas.

„Was?“

„Ich sagte, ich liebe dich“, sagte sie. „Soll ichs dir auch noch mal als Telegramm schicken?“

„Wow.“

„Überrascht dich das so sehr?“

„Nein. Hm. Es ist bloß … Ich wollte grade dasselbe sagen.“

„Na klar“, sagte sie und biss mir in die Nasenspitze.

„Ich hab das bloß noch nie gesagt. Und solche Dinge brauchen etwas Vorlauf.“

„Du hast es aber immer noch nicht gesagt. Glaub nicht, ich hätte das nicht gemerkt. Wir Mädchen nehmen es mit solchen Dingen sehr genau.“

„Ich liebe dich, Ange Carvelli“, sagte ich.

„Ich liebe dich auch, Marcus Yallow.“

Wir küssten und streichelten einander, mein Atem wurde heftiger und ihrer auch. Da klopfte ihre Mutter an die Tür.

„Angela, ich denke, es ist an der Zeit, dass dein Freund sich auf den Weg macht, meinst du nicht auch?“

„Ja, Mutter“, sagte sie und schwang eine imaginäre Axt. Während ich meine Socken und Schuhe anzog, murmelte sie: „Sie werden sagen, diese Angela, sie war so ein gutes Mädchen, wer hätte das gedacht, immer war sie hinten im Garten und half ihrer Mutter, indem sie diese Axt schärfte.“

Ich lachte. „Du glaubst gar nicht, wie gut du es hast. Es ist undenkbar, dass meine Leute uns in meinem Zimmer bis elf Uhr nachts allein lassen würden.“

„Viertel vor zwölf“, sagte sie mit Blick auf die Uhr.

„Mist!“, schrie ich und schnürte meine Schuhe.

„Geh“, sagte sie, „renn und sei frei! Schau in beide Richtungen, bevor du über die Straße gehst! Schreib, wenn du Arbeit findest! Halt bloß nicht noch mal für eine Umarmung an! Wenn du nicht bei zehn draußen bist, dann gibt’s Ärger, mein Herr. Eins. Zwei. Drei.“

Ich brachte sie zum Schweigen, indem ich aufs Bett hüpfte, auf ihr landete und sie küsste, bis sie mit Zählen aufhörte. Zufrieden mit meinem Sieg stapfte ich mit der Xbox unterm Arm die Treppe runter.

Ihre Mom stand unten an der Treppe. Wir waren uns erst ein paar Mal begegnet. Sie sah wie eine ältere, größere Variante von Ange aus – laut Ange war ihr Vater der Kleinere – und trug Kontaktlinsen statt Brille. Sie schien mich vorläufig als einen netten Jungen eingestuft zu haben, und ich wusste das zu schätzen.

„Gute Nacht, Mrs. Carvelli.“

„Gute Nacht, Mr. Yallow.“ Das war eins unserer kleinen Rituale, seit ich sie bei unserer ersten Begegnung als Mrs. Carvelli angesprochen hatte.

Ich blieb ein wenig unbeholfen an der Tür stehen.

„Ja?“, fragte sie.

„Äh, danke, dass ich hier sein darf.“

„In unserem Haus sind Sie stets willkommen, junger Mann“, sagte sie.

„Und danke für Ange“, sagte ich dann noch und hasste es, wie platt das klang. Aber sie lächelte breit und umarmte mich kurz.

„Sehr gern geschehen“, sagte sie.

Während der ganzen Busfahrt heim dachte ich an die Pressekonferenz, an Ange, die sich nackt mit mir auf ihrem Bett wälzte, und an Anges Mutter, wie sie mich lächelnd nach draußen brachte.

Meine Mom war wach geblieben, um auf mich zu warten. Sie fragte mich nach dem Film, und ich erzählte ihr, was ich mir vorab aus der Besprechung im „Bay Guardian“ zurechtgelegt hatte.

Beim Einschlafen dachte ich nochmals an die Pressekonferenz. Ich war wirklich stolz darauf, wie es gelaufen war. Es war sehr cool gewesen, wie all diese Superjournalisten im Spiel aufgetaucht waren, wie sie mir zuhörten und all den Leuten, die an dasselbe glaubten wie ich. Mit einem Lächeln auf den Lippen schlief ich ein.

☒

Ich hätte es besser wissen müssen.

XNET-ANFÜHRER: ICH KÖNNTE METALL IN EIN FLUGZEUG SCHMUGGELN

DAS DHS REGIERT NICHT MIT MEINER ZUSTIMMUNG

XNET-KIDS: USA RAUS AUS SAN FRANCISCO

Und das waren noch die guten Schlagzeilen. Jeder sandte mir Artikel zum Bloggen, aber das war das Letzte, was ich jetzt tun wollte.

Irgendwie hatte ich es vergeigt. Die Presse war zu meiner Pressekonferenz gekommen und hatte den Eindruck gewonnen, dass wir Terroristen oder Terroristennachbildungen seien. Am schlimmsten war die Reporterin von Fox News, die offensichtlich doch noch aufgetaucht war und die uns einen zehnminütigen Kommentar widmete, in dem sie über unseren „verbrecherischen Verrat“ sprach. Ihr Kommentar gipfelte in diesem Abschnitt, der in jedem Nachrichtenkanal, den ich fand, wiederholt wurde:

„Sie sagen, sie haben keinen Namen. Ich habe einen für sie. Nennen wir diese verdorbenen Kinder Kal-Kaida. Sie erledigen die Arbeit der Terroristen an der Heimatfront. Wenn – nicht falls, sondern wenn – Kalifornien noch einmal angegriffen wird, dann werden diese Kröten ebenso viel Schuld daran haben wie das Haus Saud.“

Führer der Antikriegsbewegung taten uns als Randerscheinung ab. Einer sagte sogar im Fernsehen, er glaube, dass wir eine Erfindung des DHS seien, um die Bewegung in Misskredit zu bringen.

Das DHS hielt eine eigene Pressekonferenz ab, bei der angekündigt wurde, die Sicherheitsmaßnahmen in San Francisco zu verdoppeln. Sie zeigten einen RFID-Kloner und demonstrierten den Einsatz, wobei sie so taten, als ginge es dabei um einen Autodiebstahl, und warnten eindringlich vor jungen Menschen, die sich verdächtig verhielten, insbesondere, wenn man ihre Hände nicht sehen könne.

Sie meinten es ernst. Ich beendete meinen Kerouac-Aufsatz und fing einen Text über den Sommer der Liebe an, den Sommer 1967, als die Antikriegsbewegung und die Hippies in San Francisco zusammenkamen. Die Gründer von Ben and Jerry's, selbst alte Hippies, hatten ein Hippie-Museum im Haight gegründet, und es gab noch mehr Archive und Ausstellungen überall in der Stadt.

Aber dorthin zu kommen war nicht einfach. Am Ende der Woche wurde ich bereits durchschnittlich vier Mal täglich gefilzt. Bullen checkten meinen Ausweis und fragten mich, was ich auf der Straße zu tun hätte, wobei sie dem Brief von Chavez über meine Suspendierung immer besondere Aufmerksamkeit schenkten.

Ich hatte Glück. Niemand verhaftete mich. Aber die anderen im Xnet hatten nicht so viel Glück. Jeden Abend verkündete das DHS neue Verhaftungen; „Rädelsführer“ und „Mitläufer“ des Xnet, Leute, von denen ich noch nie gehört hatte, wurden im Fernsehen vorgeführt, zusammen mit ihren RFID-Sensoren und anderen Gerätschaften, die man bei ihnen gefunden hatte. Das DHS behauptete, diese Leute würden „Namen nennen“ und das Xnet „bloßstellen“; man erwarte in Kürze weitere Verhaftungen. Der Name „M1k3y“ fiel häufig.

Dad fand das alles toll. Er und ich sahen zusammen die Nachrichten, er mit diebischer Freude, ich im inneren Rückzug, insgeheim halb wahnsinnig werdend. „Du müsstest mal das Zeug sehen, das sie gegen diese Kids einsetzen werden“, sagte Dad. „Ich habe es schon in Aktion gesehen. Wenn sie eine Handvoll dieser Kids haben, dann gehen sie ihre Buddy-Listen im Messenger und die Kurzwahlen in den Handys durch und suchen nach Namen, die immer wieder mal auftauchen, nach Mustern, und so erwischen sie immer mehr von ihnen. Sie werden das Xnet auseinanderdröseln wie einen alten Pullover.“

Ich sagte Anges Abendessen bei uns ab und verbrachte stattdessen noch mehr Zeit bei ihr. Anges kleine Schwester Tina fing an, mich den „Hausgast“ zu nennen, und sagte Sachen wie „Isst der Hausgast heute mit mir zu Abend?“ Ich mochte Tina. Sie interessierte sich eigentlich nur fürs Ausgehen, Feiern und Jungstreffen, aber sie war witzig und völlig vernarrt in Ange. Als wir einmal abends das Geschirr abräumten, trocknete sie ihre Hände ab und sagte beiläufig: „Weißt du, Marcus, du scheinst ja ein netter Typ zu sein. Meine Schwester ist total in dich verknallt, und ich mag dich auch ganz gern. Aber ich muss dir eins sagen: Wenn du ihr das Herz brichst, dann erwisch ich dich und stülp dir deinen eigenen Hodensack über den Kopf. Und das sieht nicht schön aus.“

Ich versicherte ihr, eher würde ich mir selbst meine Hoden übern Kopf ziehen, als Anges Herz zu brechen, und sie nickte. „So lange das mal klar ist.“

„Deine Schwester ist ein bisschen bekloppt“, sagte ich, als wir wieder auf Anges Bett lagen und Xnet-Blogs lasen. Viel was sonst machten wir nicht – rumgammeln und Xnet lesen.

„Oh, hat sie die Sack-Nummer gebracht? Ich hasse es, wenn sie das macht. Weißt du, sie findet das Wort „Hodensack“ einfach klasse. Nimms nicht persönlich.“

Ich küsste sie, und wir lasen weiter.

„Hör mal“, sagte sie. „Die Polizei rechnet für dieses Wochenende mit vier- bis sechshundert Verhaftungen im Rahmen des, wie sie sagen, bislang größten abgestimmten Einsatzes gegen Xnet-Dissidenten.“

Mir kam das Essen hoch.

„Wir müssen das abbrechen“, sagte ich. „Weißt du, dass es sogar Leute gibt, die jetzt noch mehr jammen, bloß um zu zeigen, dass sie sich nicht einschüchtern lassen? Ist das nicht völlig bescheuert?“

„Ich find, es ist mutig. Wir können es doch nicht zulassen, dass die uns einschüchtern bis zur Unterwerfung.“

„Wie bitte? Nein, Ange, nein. Wir können nicht zulassen, dass Hunderte von Leuten im Knast enden. Du warst nicht da. Ich schon. Und es ist schlimmer, als du denkst: Es ist sogar schlimmer, als du es dir vorstellen kannst.“

„Ach, ich habe eine ziemlich lebhafte Fantasie.“

„Hör auf damit, ja? Sei doch mal einen Moment ernsthaft. Ich mach das nicht. Ich schicke keine Leute ins Gefängnis. Wenn ich das tue, dann bin ich genau der Typ, für den Van mich hält.“

„Marcus, ich meine das ernst. Denkst du etwa, diese Jungs wissen nicht, dass sie möglicherweise ins Gefängnis kommen? Hey, die glauben an die Sache. Du glaubst doch auch dran. Du kannst ihnen ruhig zugestehen, dass sie wissen, was sie da tun. Die brauchen dich nicht, um zu entscheiden, welches Risiko sie eingehen können und welches nicht.“

„Es ist aber meine Verantwortung, weil sie damit aufhören, wenn ich es ihnen sage.“

„Ich dachte, du bist nicht der Anführer?“

„Bin ich auch nicht; natürlich nicht. Aber ich kann nichts dafür, dass sie sich zur Orientierung an mich halten. Und so lange sie das tun, so lange habe ich die Verantwortung, ihnen dabei zu helfen, in Sicherheit zu sein. Das verstehst du doch, oder?"

„Ich verstehe nur, dass du bereit bist, beim ersten Anzeichen von Ärger die Kurve zu kratzen. Und ich glaube, du hast Angst, dass sie dahinterkommen, wer du bist. Ich glaube, du hast um dich selbst Angst."

„Das ist nicht fair", sagte ich, setze mich auf und rückte ein Stück ab von ihr.

„Ach nein? Wer hatte denn fast einen Herzinfarkt, als er glaubte, seine geheime Identität sei enttarnt?"

„Das war was anderes. Jetzt gehts nicht um mich. Und das weißt du auch. Warum also benimmst du dich so?"

„Warum benimmst DU dich so? Warum bist DU nicht mehr bereit, der Typ zu sein, der mutig genug war, dies alles anzufangen?"

„Das hier ist nicht mutig, sondern selbstmörderisch."

„Billiges Schülertheater, M1k3y."

„Nenn mich nicht so!"

„Was, M1k3y? Warum nicht, M1k3y?"

Ich zog meine Schuhe an, schnappte meine Tasche und ging zu Fuß nach Hause.

☒

> Warum ich nicht mehr jamme

> Ich werde keinem von euch erzählen, was er tun soll, weil ich nicht euer Anführer bin, egal, was die Fox-News glauben.

> Aber ich werde euch erzählen, was ***ich*** vorhabe. Wenn ihr denkt, dass es das Richtige ist, dann macht ihr es ja vielleicht auch so.

> Ich jamme nicht. Diese Woche nicht. Vielleicht auch nicht nächste Woche. Nicht, weil ich Angst habe. Sondern weil ich klug genug bin zu wissen, dass ich in Freiheit mehr tun kann als im Knast. Die haben rausgefunden, wie sie unsere Taktik durchkreuzen können, also müssen wir uns eine neue Taktik ausdenken. Es ist mir im Grunde egal, welche Taktik das ist, Hauptsache, sie funktioniert. Es ist ***dumm***, sich schnappen zu lassen. Es ist nur Jamming, wenn ihr damit durchkommt.

> Und es gibt noch einen Grund, nicht zu jammen. Wenn ihr geschnappt werdet, dann könnten sie mit eurer Hilfe eure Freunde schnappen, deren Freunde und die Freunde ihrer Freunde. Die könnten eure Freunde sogar hopsnehmen, wenn die gar nicht im Xnet sind, weil das DHS sich benimmt wie eine angeschossene Wildsau und es den Typen völlig egal ist, ob sie vielleicht einen Falschen geschnappt haben.

> Ich sage euch nicht, was ihr tun sollt.

> Aber das DHS ist dumm, und wir sind klug. Jammen beweist, dass sie nicht in der Lage sind, Terrorismus zu bekämpfen, weil es beweist, dass sie nicht mal eine Horde Jugendlicher aufhalten können. Wenn ihr geschnappt werdet, dann sieht es so aus, als ob die klüger sind als wir.

> DIE SIND NICHT KLÜGER ALS WIR! Wir sind klüger als die. Lasst uns klug sein. Lasst uns Wege finden, sie zu jammen, egal, wie viele trottelige Schläger sie in unserer Stadt auf Streife schicken.

Ich postete es und ging ins Bett.

Ich vermisste Ange.

☒

Ange und ich sprachen vier Tage lang nicht miteinander, das Wochenende inbegriffen, und dann war es wieder Zeit, in die Schule zu gehen. Eine Million Mal hatte ich sie fast angerufen, eintausend E-Mails und Instant Messages nicht versendet.

Jetzt war ich zurück im Gesellschaftskunde-Kurs, Mrs. Andersen begrüßte mich mit wortreich-sarkastischer Höflichkeit und fragte mich zuckersüß, wie denn mein „Urlaub" gewesen sei. Ich setzte mich hin und murmelte irgendwas. Dabei konnte ich Charles kichern hören.

In dieser Stunde ging es um Manifest Destiny, den Gedanken, dass Amerikaner dazu auserwählt seien, die ganze Welt zu erobern (zumindest klang es in ihrer Darstellung so), und sie schien mir zu versuchen, mich zu irgendwelchen Reaktionen zu provozieren, um mich wieder rauswerfen zu können.

Ich spürte die Blicke der ganzen Klasse auf mir, und das erinnerte mich an M1k3y und die Leute, die zu ihm aufschauten. Ich hatte es satt, dass man zu mir aufschaute. Ich vermisste Ange.

Ich brachte den Rest des Tages hinter mich, ohne mir irgendwelche Kainszeichen einzuhandeln. Schätzungsweise sagte ich keine acht Worte.

Endlich war es vorbei, und ich sauste zur Tür, zum Tor, raus zur blöden Mission und zu meinem dämlichen Zuhause.

Ich war kaum zum Tor raus, als jemand in mich reinrannte. Es war ein junger Obdachloser, vielleicht mein Alter oder ein bisschen älter. Er trug einen langen, speckigen Mantel, Jeans wie Kartoffelsäcke und verwarzte Turnschuhe, die aussahen wie einmal durch den Häcksler gelaufen. Sein langes Haar hing ihm ins Gesicht, und ein Zottelbart hing ihm bis runter in den Kragen eines völlig verblichenen Strickpullis.

Das alles realisierte ich, während wir nebeneinander auf dem Bürgersteig lagen und die Leute an uns vorbeihasteten und komisch guckten. Sah so aus, als sei er in mich reingerannt, während er Valencia runterhastete, vermutlich von der Last seines Rucksacks gebeugt, der neben ihm auf dem Gehsteig lag, eng bedeckt mit geometrischen Kritzeleien mit Filzstift.

Er setzte sich auf die Knie und wippte vor und zurück, als ob er betrunken war oder seinen Kopf gestoßen hatte.

„Sorry, Kumpel“, sagte er. „Hab dich nicht gesehen. Biste verletzt?“ Ich setzte mich ebenfalls auf. Nichts fühlte sich verletzt an.

„Hm, nein, alles okay.“

Er stand auf und lächelte. Seine Zähne waren erschreckend weiß und ebenmäßig, die hätten auch eine Anzeige für eine kieferorthopädische Klinik zieren können. Er streckte mir seine Hand entgegen, und sein Griff war kräftig und bestimmt.

„Tut mir echt Leid.“ Auch seine Stimme war klar und aufgeweckt. Ich hätte erwartet, dass er klang wie einer dieser Besoffenen, die mit sich selbst sprachen, wenn sie nachts durch die Straßen der Mission wankten, aber er klang eher wie ein gut informierter Buchhändler.

„Kein Problem“, sagte ich.

Er streckte nochmals die Hand aus.

„Zeb.“

„Marcus.“

„Ein Vergnügen, Marcus“, sagte er. „Hoffe, ich renne mal wieder in dich rein!“ Lachend schnappte er seinen Rucksack, machte auf dem Absatz kehrt und eilte davon.

☒

Den Rest des Weges nach Hause lief ich wie benebelt vor mich hin. Mom saß am Küchentisch, und wir plauderten über dies und jenes, gerade so, wie wir es immer getan hatten, bevor sich alles änderte.

Ich ging rauf in mein Zimmer und ließ mich in meinen Stuhl fallen. Ausnahmsweise hatte ich keine Lust, mich ins Xnet einzuloggen. Das hatte ich schon heute früh vor der Schule getan und dabei festgestellt, dass mein Blogeintrag eine gigantische Kontroverse ausgelöst hatte zwischen Leuten, die sich meiner Meinung anschlossen, und anderen, die ernsthaft angepisst waren davon, dass ich ihnen sagte, sie sollten ihren Lieblingssport aufgeben.

Hier lagen noch dreitausend Projekte rum aus der Zeit, bevor das alles angefangen hatte. Ich war dabei, eine Lochkamera aus Legos zu bauen, und ich hatte ein bisschen mit Lenkdrachen-Luftbildfotografie rumgespielt, indem ich eine alte Digitalkamera mit einem Auslöser aus Hüpfknete getunt hatte, der sich beim Start des Drachens ausdehnte, langsam zu seiner alten Form zurückfand und dabei die Kamera in gleichmäßigen Abständen auslöste. Außerdem war da noch ein Vakuum-Röhrenverstärker, den ich in eine prähistorische, verrostete und verbeulte Olivenöl-Dose eingebaut hatte – sobald das erledigt war, wollte ich eine Docking-Station für mein Handy einbauen und das Ganze um ein Set von 5.1-Surround-Boxen aus Tunfischdosen erweitern.

Ich schaute über meine Arbeitsplatte und griff mir schließlich die Lochkamera. Gewissenhaft Legos ineinanderzustecken war heute genau mein Tempo.

Ich nahm meine Uhr ab, ebenso den klobigen silbernen Zwei-Finger-Ring, der einen Affen und einen Ninja in Zweikampfbereitschaft zeigte, und ließ beides in die kleine Kiste fallen, die ich für das ganze Zeug benutzte, das ich jeden Tag in die Taschen und um den Hals packe, bevor ich das Haus verlasse: Handy, Brieftasche, Schlüssel, WLAN-Finder, Kleingeld, Akkus, aufrollbare Kabel,… ich ließ alles ins Kistchen ploppen und merkte plötzlich, dass ich etwas in der Hand hielt, das ich nicht in meine Tasche gesteckt hatte.

Es war ein Stück Papier, grau und weich wie Flanell, ausgefasert an den Kanten, wo es aus einem größeren Stück Papier herausgerissen worden war. Es war übersät mit der kleinsten, sorgfältigsten Handschrift, die ich je gesehen hatte. Ich faltete es auf und nahm es hoch. Das Geschriebene bedeckte beide Seiten, ohne Unterbrechung von der linken oberen Ecke bis zu einer kaum lesbaren Unterschrift rechts unten auf der anderen Seite.

Die Unterschrift lautete einfach Zeb.

Ich nahm den Zettel und begann zu lesen.

Lieber Marcus

Du kennst mich nicht, aber ich kenne dich. Die letzten drei Monate, seit die Bay Bridge hochgejagt wurde, wurde ich auf Treasure Island gefangen gehalten. Ich war an dem Tag im Hof, an dem du mit dem asiatischen Mädchen sprachst und in die Mangel genommen wurdest. Du warst mutig. Respekt.

Ich hatte am folgenden Tag einen Blinddarmdurchbruch und kam in die Krankenstation. Im nächsten Bett lag ein Typ namens Darryl. Wir waren beide eine ganze Weile in Rekonvaleszenz, und als wir irgendwann wieder gesund waren, wäre es allzu lästig geworden, uns laufen zu lassen.

Also entschieden sie, dass wir wirklich schuldig sein müssten. Sie befragten uns jeden Tag. Du kennst ihre Befragungen, das weiß ich. Stell dir dasselbe monatelang vor. Darryl und ich waren irgendwann Zellengenossen. Wir wussten, dass sie uns verwanzt hatten, also redeten wir nur über belangloses Zeug. Aber nachts auf unseren Pritschen haben wir uns leise Nachrichten mit Morse-Code zugeklopft (ich wusste es immer, dass meine Amateurfunkerei irgendwann mal zu etwas gut ist).

Zuerst waren ihre Fragen an uns derselbe Dreck wie immer – wer war es, wie haben sie es getan. Aber ein bisschen später haben sie dann angefangen, uns über das Xnet zu befragen. Natürlich hatten wir davon noch nie was gehört. Aber das hielt sie nicht vom Fragen ab.

Darryl erzählte mir, dass sie ihm RFID-Kloner, Xboxen und alles mögliche Technikzeug brachten und von ihm verlangten, dass er ihnen erzählte, wer das benutzte und wo sie lernen würden, das Zeug zu tunen. Darryl hat mir von euren Spielen erzählt und davon, was ihr dabei alles gelernt habt.

Insbesondere hat das DHS uns über unsere Freunde ausgefragt. Wen kannten wir? Wie waren sie so? Hatten sie politische Ansichten? Hatten sie Ärger in der Schule oder mit dem Gesetz?

Wir nennen den Knast Gitmo-an-der-Bay. Ich bin jetzt seit einer Woche draußen, und ich glaube nicht, dass hier irgendjemand eine Ahnung hat, dass ihre Söhne und Töchter mitten in der Bay gefangen gehalten werden. Nachts konnten wir sogar die Leute auf dem Festland lachen und feiern hören.

Letzte Woche bin ich rausgekommen. Ich erzähl dir nicht, wie, falls das hier in die falschen Hände gerät. Mögen andere meiner Route folgen.

Darryl hat mir erzählt, wie ich dich finde, und ich musste ihm versprechen, dir alles zu berichten, was ich weiß. Jetzt, da ich das getan habe, bin ich nix wie weg hier. Ich werde einen Weg finden, dieses Land zu verlassen. Scheiß auf Amerika.

Bleib stark. Die haben Angst vor dir. Tritt sie von mir. Lass dich nicht erwischen.

Zeb

Als ich mit der Nachricht fertig war, hatte ich Tränen in den Augen. Irgendwo auf meinem Schreibtisch hatte ich ein Einwegfeuerzeug, das ich manchmal benutzte, um die Isolierung von Kabeln abzuschmelzen, und ich kramte es hervor und hielt es an den Zettel. Ich wusste, ich schuldete es Zeb, ihn zu zerstören, um sicherzugehen, dass niemand sonst ihn jemals finden würde, um sie nicht auf seine Spur zu führen, wohin immer er jetzt ging.

Ich hielt die Flamme und den Zettel, aber ich brachte es nicht über mich.

Darryl.

Über all dem Zeugs mit dem Xnet und Ange und dem DHS hatte ich fast vergessen, dass es ihn gab. Er war zu einem Geist geworden, wie ein Jugendfreund, der jetzt weggezogen oder auf einem Austauschprogramm war. Und

diese ganze Zeit hatten sie ihn befragt, von ihm verlangt, dass er mich verrate, das Xnet erkläre und die Jammerei. Er war also auf Treasure Island, dem verlassenen Militärstützpunkt eine halbe Länge der zerstörten Bay Bridge entfernt. Er war all die Zeit so nah gewesen, dass ich zu ihm hätte hinschwimmen können.

Ich legte das Feuerzeug wieder weg und las den Zettel nochmals. Bis ich damit durch war, weinte und schluchzte ich hemmungslos. Es kam alles zurück, die Lady mit dem strengen Haarschnitt, ihre Fragen, der Geruch von Pisse und die Steifigkeit meiner Hose, als der Urin darin langsam trocknete.

„Marcus?“

Meine Tür stand offen, und darin stand meine Mutter, einen besorgten Ausdruck im Gesicht. Wie lange mochte sie dort schon gestanden haben?

Ich wischte mir die Tränen weg und zog die Nase hoch. „Mom“, sagte ich. „Hi.“

Sie kam zu mir ins Zimmer und nahm mich in den Arm. „Was ist los? Möchtest du drüber sprechen?“

Die Nachricht lag auf dem Tisch. „Ist das von deiner Freundin? Ist alles in Ordnung?“

Sie hatte mir ein Hintertürchen geöffnet. Ich hätte es einfach alles auf Probleme mit Ange abwälzen können, und sie wäre aus meinem Zimmer verschwunden und hätte mich allein gelassen. Ich öffnete den Mund, um genau das zu sagen, und dann sagte ich stattdessen:

„Ich war im Gefängnis. Als sie die Brücke gesprengt hatten. Ich war die ganze Zeit im Knast.“

Die Schluchzer, die dann kamen, klangen kein Stück wie meine Stimme. Sie klangen wie die Stimme eines Tiers, eines Esels vielleicht oder einer großen Katze in der Nacht. Ich schluchzte, dass meine Kehle brannte und meine Brust bebte.

Mom nahm mich in ihre Arme, genau so, wie sie es früher getan hatte, als ich ein kleiner Junge war; und dann streichelte sie mein Haar, murmelte mir etwas ins Ohr und wiegte mich hin und her, und langsam, ganz langsam, ließ das Schluchzen nach.

Ich holte einmal tief Luft, und Mom holte mir ein Glas Wasser. Ich setzte mich auf meine Bettkante, und sie setzte sich auf meinen Schreibtischstuhl, und dann erzählte ich ihr alles.

Alles.

Naja, fast alles.

Kapitel 16

Dieses Kapitel ist San Franciscos Booksmith gewidmet, versteckt im legendären Haight-Ashbury-Viertel, nur ein paar Türen hinter Ben and Jerry's an eben dieser Ecke Haight und Ashbury. Die Leute von Booksmith wissen genau, wie man eine Autorenlesung veranstalten muss – als ich in San Francisco lebte, war ich ständig dort, um unglaubliche Autoren zu hören (William Gibson war unvergesslich). Sie produzieren auch kleine Sammelkarten für jeden Autor – ich habe zwei von meinen eigenen Lesungen dort.

Booksmith http://thebooksmith.booksense.com 1644 Haight St. San Francisco CA 94117 USA +1 415 863 8688

Zuerst wirkte Mom schockiert, dann wütend, und schließlich gab sie es ganz auf und saß bloß noch mit offenem Mund da, während ich sie durch die Vernehmungen führte, durch mein Einpinkeln, den Sack über meinem Kopf, Darryl. Ich zeigte ihr den Zettel.

„Warum …?"

Es war alles in diesem einen Wort: All die Vorwürfe, die ich mir während der Nächte machte, jeder Moment, den es mir an Mut mangelte, der Welt zu berichten, worum es wirklich ging, warum ich in Wirklichkeit kämpfte und was das Xnet in Wahrheit inspiriert hatte.

Ich atmete tief durch.

„Sie haben mir gesagt, ich würde ins Gefängnis gehen, wenn ich darüber rede. Nicht nur für ein paar Tage. Für immer. Ich … ich hatte Angst."

Mom saß eine lange Zeit nur bei mir und sagte kein Wort. Dann: „Und was ist mit Darryls Vater?" Genauso gut hätte sie mir eine Stricknadel in die Brust bohren können. Darryls Vater. Er musste glauben, dass Darryl schon lange, lange tot war.

Und war er es etwa nicht? Wenn das DHS dich widerrechtlich drei Monate lang festgehalten hat, lassen sie dich dann überhaupt noch mal raus?

Aber Zeb war rausgekommen. Vielleicht würde Darryl auch rauskommen. Vielleicht konnten ich und das Xnet dabei helfen, Darryl rauszubekommen.

„Ich hab es ihm nicht erzählt."

Jetzt fing Mom an zu weinen. Das tat sie nicht oft; es war ihre britische Ader. Das machte ihre kleinen hicksenden Schluchzer noch viel schwerer zu ertragen.

„Du wirst es ihm erzählen", brachte sie hervor. „Du musst."

„Ja."

„Aber zuerst müssen wir es deinem Vater erzählen."

☒

Dad kam längst nicht mehr zu einer bestimmten Zeit nach Hause. Durch seine Beratungstätigkeit – seine Kunden hatten jetzt reichlich Arbeit, seit das DHS sich auf der Halbinsel nach Data-Mining-Startups umsah – und die lange Pendelei nach Berkeley kam er irgendwann zwischen sechs Uhr abends und Mitternacht nach Hause.

Heute abend rief Mom ihn an und sagte, er möge „auf der Stelle" heimkommen. Er entgegnete etwas, und sie wiederholte bloß „auf der Stelle".

Als er ankam, hatten wir uns im Wohnzimmer hingesetzt und den Zettel zwischen uns auf den Kaffeetisch gelegt.

Beim zweiten Mal fiel das Erzählen leichter. Das Geheimnis war nicht mehr so drückend. Ich schönte nichts, und ich verheimlichte nichts. Ich redete mir alles von der Seele.

Ich hatte die Phrase schon gehört, aber nie zuvor begriffen, was sie eigentlich bedeutete. Das Geheimnis für mich zu behalten hatte mich beschmutzt, meinen Geist verdorben. Es hatte mich ängstlich und beschämt gemacht. Es hatte mich zu all dem gemacht, was Ange über mich gesagt hatte.

Dad saß die ganze Zeit steif wie ein Amboss da, sein Gesicht wie aus Stein gemeißelt. Als ich ihm den Zettel reichte, las er ihn zwei Mal und legte ihn dann sorgfältig beiseite.

Er schüttelte den Kopf, stand auf und ging zur Haustür.

„Wohin gehst du?", fragte Mom besorgt.

„Ich muss mal um den Block", war alles, was er mit brechender Stimme hervorbrachte.

Wir sahen einander unsicher an, Mom und ich, und warteten auf seine Rückkehr. Ich versuchte mir vorzustellen, was in seinem Kopf vorgehen mochte. Nach den Attentaten war er ein so anderer Mensch geworden, und ich wusste von Mom, dass das, was ihn geändert hatte, die Tage waren, während derer er mich für tot gehalten hatte. Er war zu der Ansicht gelangt, dass die Terroristen seinen Sohn beinahe getötet hatten, und das hatte ihn verrückt gemacht.

Verrückt genug, um alles zu tun, was das DHS von ihm verlangte: sich einzureihen wie ein braves kleines Lamm, sich kontrollieren zu lassen, sich antreiben zu lassen.

Und nun wusste er, dass es das DHS war, das mich gefangen gehalten hatte, dasselbe DHS, das San Franciscos Kinder in Gitmo-an-der-Bay als Geiseln hielt. Es war auch völlig logisch, jetzt, da ich drüber nachdachte. Natürlich musste es Treasure Island sein, wo man mich gefangen gehalten hatte. Was sonst war zehn Minuten Bootsfahrt von San Francisco entfernt?

Als Dad zurückkam, sah er so zorniger aus als jemals zuvor im Leben.

„Du hättest es mir erzählen müssen!“, polterte er.

Mom stellte sich zwischen ihn und mich. „Du beschuldigst den Falschen“, sagte sie. „Es war doch nicht Marcus, der für das Kidnapping und die Einschüchterung verantwortlich war.“

Er schüttelte den Kopf und stampfte. „Ich beschuldige nicht Marcus. Ich weiß nur zu genau, wer hier schuld ist. Ich. Ich und das dumme DHS. Zieht eure Schuhe an und holt eure Mäntel.“

„Wohin gehen wir?“

„Zuerst zu Darryls Vater. Und dann besuchen wir Barbara Stratford.“

☒

Der Name Barbara Stratford sagte mir irgendwas, aber mir fiel nicht ein, was. Mochte sein, dass sie eine alte Freundin meiner Eltern war, aber ich konnte sie nicht einordnen.

Erst mal waren wir jetzt zu Darryls Vater unterwegs. Ich hatte mich nie sehr wohl gefühlt in der Gegenwart des alten Mannes, der Funker bei der Navy gewesen war und seinen Haushalt straff wie auf dem Schiff organisierte. Er hatte Darryl schon Morsecode beigebracht, als der noch ein Kind war, und das hatte ich ziemlich cool gefunden. Das war übrigens einer der Gründe dafür, dass ich wusste, ich konnte Zebs Nachricht trauen. Aber auf jedes coole Ding wie Morsecode kam bei Darryls Vater irgendeine schwachsinnige militärische Disziplinnummer aus anscheinend reinem Selbstzweck – zum Beispiel bestand er auf perfektes Bettenbauen und auf zwei Rasuren pro Tag. Das trieb Darryl ziemlich auf die Palme.

Darryls Mutter hatte das auch nicht so dufte gefunden und war zu ihrer Familie nach Minnesota zurückgegangen, als Darryl zehn war; er verbrachte seine Sommer- und Weihnachtsferien dort.

Ich saß hinten im Auto und konnte den Hinterkopf meines Vaters betrachten, während er fuhr. Seine Muskeln im Nacken waren angespannt und waren in steter Bewegung, weil er mit seinen Kiefern mahlte.

Mom behielt ihre Hand auf seinem Arm, aber es war niemand da, der mich tröstete. Wenn ich doch bloß Ange anrufen könnte. Oder Jolu. Oder Van. Naja, vielleicht, wenn dieser Tag rum war.

„Er muss seinen Sohn innerlich schon beerdigt haben“, sagte Dad, während wir uns auf den Haarnadelkurven hinauf nach Twin Peaks dem Häuschen näherten, in dem Darryl und sein Vater lebten. Es war neblig um Twin Peaks, wie so oft bei Nacht in San Francisco, und das Scheinwerferlicht wurde zu uns zurückreflektiert. In jeder Kurve sah ich die Täler der Stadt tief unter uns, Schüsseln voller glitzernder Lichter, die sich im Nebel bewegten.

„Ist es das?“

„Ja“, sagte ich, „das ist es.“ Ich war nun monatelang nicht bei Darryl gewesen, aber ich hatte in all den Jahren genug Zeit hier verbracht, um sein Haus auf Anhieb zu erkennen.

Wir drei standen einen ausgedehnten Moment lang ums Auto herum, um zu sehen, wer gehen und an der Tür klingeln würde. Zu meiner eigenen Überraschung war ich es.

Ich klingelte, und wir warteten in angespanntem Schweigen eine Minute lang. Dann klingelte ich erneut. Der Wagen von Darryls Vater stand in der Auffahrt, und wir hatten im Wohnzimmer ein Licht brennen sehen. Gerade wollte ich ein drittes Mal klingeln, als die Tür geöffnet wurde.

„Marcus?“ Ich erkannte Darryls Vater kaum wieder. Unrasiert, in einem Hausmantel und barfuß, mit langen Zehennägeln und roten Augen. Er hatte Gewicht zugelegt, und unter dem kräftigen Soldatenkinn war ein weiches Doppelkinn zu erkennen. Sein dünnes Haar war strähnig und ungepflegt.

„Mr. Glover“, sagte ich. Meine Eltern schoben sich hinter mir zur Tür herein.

„Hallo, Ron“, sagte meine Mutter.

„Ron“, sagte mein Vater.

„Ihr auch? Was ist los?“

„Können wir reinkommen?“

☒

Sein Wohnzimmer sah aus wie eins jener Zimmer, die man in den Nachrichtenmeldungen über verwahrloste Jugendliche sieht, die einen Monat eingeschlossen sind, bevor sie von den Nachbarn gerettet werden: Schachteln für Tiefkühlkost, leere Bierdosen und Saftflaschen, schmutzige Müslischüsseln und stapelweise Zeitungen. Ein Hauch von Katzenpisse hing in der Luft, und Müll knirschte unter unseren Füßen. Selbst ohne die Note von Katzenpisse wäre der Geruch unglaublich gewesen, wie in einem Bahnhofsklo.

Die Couch war mit einem schmuddeligen Laken und ein paar fettig glänzenden Kissen bedeckt, und die Polster waren eingedrückt wie nach vielen Nächten Schlaf.

Wir standen alle für einen langen, schweigsamen Moment da, während dessen Verlegenheit alle anderen Gefühle überlagerte. Darryls Vater sah aus, als wolle er auf der Stelle sterben.

Langsam räumte er dann die Laken vom Sofa, räumte die Stapel schmutzigen Geschirrs von einigen der Sofas und trug sie in die Küche, wo er sie, dem Geräusch nach zu urteilen, auf den Boden fallen ließ.

Vorsichtig setzten wir uns auf die Plätze, die er freigeräumt hatte, dann kam er zurück und setzte sich ebenfalls.

„Es tut mir Leid“, sagte er undeutlich. „Ich kann euch wirklich keinen Kaffee anbieten. Ich rechne für morgen mit der Lebensmittellieferung, deshalb bin ich ein bisschen knapp …“

„Ron“, sagte mein Vater. „Hör uns bitte zu. Wir haben dir etwas zu erzählen, und es wird nicht leicht sein, es anzuhören.“

Er saß wie eine Statue da, während ich berichtete. Dann starrte er auf den Zettel, las ihn augenscheinlich, ohne ihn zu begreifen, und las ihn noch einmal. Dann gab er ihn mir zurück.

Er zitterte.

„Er …“

„Darryl lebt“, sagte ich. „Darryl lebt, und er wird auf Treasure Island als Gefangener festgehalten.“

Er presste seine Faust in seinen Mund und gab ein furchterregendes Stöhnen von sich.

„Wir haben eine Freundin“, sagte mein Vater. „Sie schreibt für den ‚Bay Guardian‘. Eine investigative Reporterin.“

Daher also kannte ich den Namen. Die kostenlose Wochenzeitung „Guardian“ verlor häufiger ihre Reporter an die größeren Tageszeitungen und ans Internet, aber Barbara Stratford war dort schon seit Ewigkeiten. Ich hatte eine vage Erinnerung an ein Abendessen mit ihr, als ich ein Kind war.

„Wir gehen jetzt zu ihr“, sagte meine Mutter. „Wirst du mit uns kommen, Ron? Wirst du ihr Darryls Geschichte erzählen?“

Er schlug die Hände vors Gesicht und atmete schwer. Dad versuchte ihm die Hand auf die Schulter zu legen, aber Mr. Glover schüttelte sie vehement ab.

„Ich muss mich auf Vordermann bringen“, sagte er. „Gebt mir eine Minute.“

Mr. Glover kam als veränderter Mensch wieder die Treppe herunter. Er hatte sich rasiert und sein Haar zurückgegelt, und er hatte eine makellose Militär-Ausgehuniform mit einer Reihe Abzeichen auf der Brust angezogen. Am Fuß der Treppe blieb er stehen und wies auf die Uniform.

„Ich habe momentan nicht allzu viele saubere Sachen, die vorzeigbar sind. Und das hier schien mir angemessen. Ihr wisst schon, falls sie Fotos machen möchte.“

Er und Dad saßen vorn und ich auf dem Rücksitz hinter ihm. Aus der Nähe roch er ein wenig nach Bier, als ob es durch seine Poren käme.

⊠

Als wir in Barbara Stratfords Einfahrt bogen, war es bereits Mitternacht. Sie lebte außerhalb der Stadt, unten in Mountain View, und während wir über die 101 sausten, sprach keiner von uns ein Wort. Die Hightech-Gebäude längs des Highways flitzten an uns vorbei.

Das war eine ganz andere Bay Area als die, in der ich lebte, eher wie das kleinstädtische Amerika, das ich manchmal im Fernsehen sah. Jede Menge Autobahnen und segmentierte Ansammlungen identischer Häuser; Städte, in denen kein einziger Obdachloser seinen Einkaufswagen den Bürgersteig entlang schob – hier gab es nicht einmal Bürgersteige!

Mom hatte Barbara Stratford angerufen, während wir darauf warteten, dass Mr. Glover wieder runterkam. Die Journalistin hatte schon geschlafen, aber Mom war so erregt gewesen, dass sie völlig vergessen hatte, sich britisch zu benehmen und peinlich berührt zu sein, sie geweckt zu haben; stattdessen hatte sie ihr nachdrücklich erzählt, dass sie etwas zu besprechen habe und dass es persönlich sein müsse.

Als wir zu Barbara Stratfords Haus hochrollten, war meine erste Assoziation Brady Bunch – ein geducktes Ranch-Haus mit Ziegelverblendung und ordentlichem, vollkommen quadratischem Rasen. Die Verblendung hatte ein abstraktes Kachelmuster, und dahinter ragte eine altmodische UHF-TV-Antenne hervor. Wir gingen ums Haus herum zum Eingang und sahen, dass drinnen bereits Licht brannte.

Die Schreiberin öffnete die Tür, bevor wir auch nur eine Chance hatten, den Klingelknopf zu drücken. Sie war etwa so alt wie meine Eltern, mit scharf profilierter Nase und klugen Augen mit vielen Lachfältchen. Sie trug Jeans, die hip genug waren, um auch in einer der Boutiquen auf Valencia Street durchzugehen, und eine weite indische Baumwollbluse, die ihr bis über die Oberschenkel hing. Ihre kleinen runden Brillengläser blitzten im Licht ihres Korridors.

Sie schenkte uns die Andeutung eines Lächelns.

„Wie ich sehe, seid ihr mit der ganzen Sippe angereist."

Mom nickte. „Du wirst gleich verstehen, warum", sagte sie.

Mr. Glover trat hinter Dad hervor.

„Und die Navy habt ihr auch angefordert?"

„Alles zu seiner Zeit."

Wir wurden ihr vorgestellt. Sie hatte einen festen Händedruck und langgliedrige Finger.

Ihr Heim war japanisch-minimalistisch eingerichtet mit nur wenigen wohlproportionierten, niedrigen Möbelstücken, großen Tongefäßen mit Bambus, dessen Wedel bis zur Decke ragten, und etwas, das aussah wie großes, verrostetes Bauteil eines Dieselaggregats auf einem polierten Marmorsockel. Ich entschied mich dafür, es zu mögen. Die Fußböden waren altes Holz, gesandet und gebeizt, aber nicht versiegelt, so dass man Risse und Vertiefungen unter dem Firnis sehen konnte. Das mochte ich wirklich sehr, insbesondere, als ich auf Socken darüberlief.

„Ich habe Kaffee aufgesetzt", sagte sie. „Wer möchte welchen?" Wir hoben alle die Hände. Ich blickte meine Eltern herausfordernd an.

„Okay", sagte sie.

Sie verschwand in einem anderen Raum und kam kurz darauf mit einem groben Bambustablett zurück, auf dem eine Zwei-Liter-Thermoskanne und sechs Tassen in sehr präziser Formgebung, aber grobschlächtiger Dekoration standen. Die mochte ich auch.

„Nun denn", sagte sie, nachdem sie eingeschenkt und verteilt hatte. „Es ist sehr schön, euch alle mal wieder zu sehen. Marcus, als ich dich letztes Mal gesehen habe, warst du ungefähr sieben Jahre alt. Und wenn ich mich recht erinnere, warst du damals sehr begeistert von deinen neuen Videospielen, die du mir gezeigt hast."

Ich erinnerte mich daran überhaupt nicht, aber es klang genau nach dem, wofür ich mich mit sieben begeistert hatte. Musste wohl meine Sega Dreamcast gewesen sein.

Sie holte ein Tonbandgerät, einen gelben Block und einen Kugelschreiber und drehte den Stift auf. „Ich bin bereit, anzuhören, was immer ihr mir zu erzählen habt, und ich kann euch versprechen, dass ich alles, was ich höre, vertraulich behandeln werde. Aber ich kann nicht versprechen, dass ich das, was ich höre, irgendwie verwenden werde oder dass es veröffentlicht werden wird." Die Art, wie sie das sagte, machte mir klar, dass diese Lady meiner Mom, die sie aus dem Bett geklingelt hatte, einen sehr großen Dienst erwies, Freundinnen hin oder her. Berühmte

investigative Reporterin musste manchmal ein ganz schöner Scheißjob sein. Wahrscheinlich waren eine Million Leute heiß drauf, dass sie sich ihrer Fälle annahm.

Mom nickte mir zu. Obwohl ich die Story in dieser Nacht schon drei Mal erzählt hatte, ging sie mir dieses Mal nicht so leicht über die Lippen. Das hier war was anderes, als es meinen Eltern zu erzählen. Es war auch was anderes, als es Darryls Vater zu erzählen. Das hier, das würde dem Spiel eine völlig neue Wendung geben.

Ich fing langsam an und beobachtete Barbara dabei, wie sie sich Notizen machte. Ich trank eine ganze Tasse Kaffee nur während der Erklärung, was ARG war und wie ich zum Spielen aus der Schule rauskam. Mom, Dad und Mr. Glover hörten dabei besonders aufmerksam zu. Ich schenkte mir eine zweite Tasse ein und trank sie über dem Bericht unserer Festnahme aus. Als ich mit der kompletten Geschichte durch war, hatte ich die Kanne leer gemacht und hatte Druck auf der Blase wie ein Rennpferd.

Ihr Badezimmer war genauso puristisch wie das Wohnzimmer, und es gab braune Öko-Seife, die wie reiner Schlamm roch. Ich kam wieder zurück und sah die Augen aller Erwachsenen auf mir ruhen.

Dann erzählte Mr. Glover seine Geschichte. Er konnte nichts darüber berichten, was passiert war, aber er erzählte, dass er ein Veteran sei und sein Sohn ein guter Junge. Er sprach darüber, wie er sich gefühlt hatte, als er annehmen musste, dass sein Sohn tot war, und wie seine Ex-Frau einen Zusammenbruch erlitten hatte und in die Klinik kam. Er weinte ein wenig und schämte sich nicht dafür, wie die Tränen über sein zerfurchtes Gesicht liefen und den Kragen seiner Ausgehuniform benetzten.

Als alles gesagt war, verschwand Barbara in einem anderen Zimmer und kam mit einer Flasche irischem Whiskey zurück. „Ein 15-jähriger Bushmills, im Rum-Fass gelagert“, sagte sie, während sie vier kleine Gläser hinstellte. Keins für mich. „Dieser hier wird seit zehn Jahren nicht mehr verkauft. Ich glaube, dies ist wohl ein angemessener Moment, ihn anzubrechen.“

Sie goss allen ein kleines Gläschen ein, hob ihres, nippte daran und leerte es zur Hälfte. Die anderen taten es ihr nach. Sie tranken nochmals und leerten die Gläser. Sie goss ihnen neu ein.

„Also“, begann sie. „Im Moment kann ich euch folgendes sagen: Ich glaube euch. Nicht nur, weil ich dich kenne, Lillian. Die Story klingt schlüssig und fügt sich in einige andere Gerüchte ein, die mir zugetragen wurden. Aber es wird nicht reichen, mich allein auf euer Wort zu verlassen. Ich werde jeden einzelnen Aspekt dieser Sache recherchieren müssen und jedes kleine Teilchen eures Lebens und eurer Geschichte. Ich muss wissen, ob es irgendetwas gibt, das ihr mir noch nicht erzählt habt und das dazu dienen könnte, euch zu diskreditieren, nachdem diese Sache ans Licht kommt. Ich brauche alles. Es könnte Wochen dauern, bevor ich etwas veröffentlichen kann.

Ihr müsst auch an eure Sicherheit denken und an die Sicherheit dieses Darryl. Wenn er wirklich eine ‚Unperson‘ ist, dann könnte jeder Druck, den wir auf das DHS ausüben, dazu führen, dass sie ihn sehr weit weg bringen, zum Beispiel nach Syrien. Sie könnten auch etwas noch viel Schlimmeres tun.“ Sie ließ das so in der Luft hängen. Ich wusste, dass sie meinte, sie könnten ihn töten.

„Ich werde jetzt diese Nachricht einscannen. Und ich brauche Fotos von euch beiden, jetzt gleich und später. Wir können noch einen Fotografen rumschicken, aber ich will alles heute Nacht schon möglichst sorgfältig dokumentieren.“

Ich ging mit in ihr Büro, um zu scannen. Ich hatte einen schicken Kleincomputer erwartet, der zur Einrichtung passte, aber tatsächlich war ihr kombiniertes Schlaf- und Arbeitszimmer gerammelt voll mit High-End-Rechnern, großen Flachbildschirmen und einem Monster-Scanner, mit dem man eine ganze Zeitungsseite auf einmal einlesen konnte. Und mit all dem ging sie sehr souverän um. Mit einiger Befriedigung registrierte ich, dass sie mit Paranoid-Linux arbeitete. Diese Lady nahm ihren Job ernst.

Die Computerlüfter sorgten schon für sehr effektive Geräuschunterdrückung, dennoch schloss ich die Tür und trat nah an sie heran.

„Barbara?“

„Ja?“

„Was Sie vorhin gesagt haben, über Dinge, die geeignet wären, mich zu diskreditieren …“

„Ja?“

„Was ich Ihnen erzähle: Man kann Sie doch nicht zwingen, das jemandem weiterzuerzählen?“

„Theoretisch schon. Aber sagen wir so: Ich bin schon zwei Mal ins Gefängnis gegangen, statt einen Informanten preiszugeben.“

„Okay, okay. Gut. Wow. Knast. Wow. Okay." Ich atmete tief ein. „Sie haben doch schon vom Xnet und von M1k3y gehört?"

„Ja, und?"

„Ich bin M1k3y."

„Oh", sagte sie. Sie hantierte am Scanner und drehte den Zettel um, um auch die Rückseite einzulesen. Sie scannte mit irgendeiner unglaublich hohen Auflösung, 10.000 dpi oder noch mehr, und am Schirm sah der Scan aus wie der Ausdruck eines Rastertunnelmikroskops.

„Nun, das wirft ein anderes Licht auf die Sache."

„Ja", sagte ich. „So siehts wohl aus."

„Und deine Eltern wissen nichts davon."

„Nichts. Und ich bin nicht sicher, ob sies wissen sollten."

„Das ist etwas, das du selbst entscheiden musst. Ich muss drüber nachdenken. Kannst du mich im Büro besuchen? Ich würde gern mit dir darüber sprechen, was genau das alles bedeutet."

„Haben Sie eine Xbox Universal? Ich würde einen Installer mitbringen."

„Ja, ich bin sicher, das lässt sich arrangieren. Wenn du kommst, dann sag am Empfang, dass du Mr. Brown bist und mich sprechen möchtest. Dort wissen sie, was das bedeutet. Deine Ankunft wird nirgends registriert, und die Aufzeichnungen dieses Tages aus den Überwachungskameras werden automatisch gelöscht und die Kameras ausgeschaltet, bis du wieder gehst."

„Wow", sagte ich. „Sie denken wie ich."

Sie lächelte und knuffte mich in die Schulter. „Mein Junge, ich bin schon verdammt lange in diesem Spiel. Und bislang habe ich es geschafft, mehr Zeit in Freiheit als hinter Gittern zu verbringen. Paranoia ist meine Freundin."

☒

Am nächsten Tag hing ich wie ein Zombie in der Schule rum. Ich hatte nur noch drei Stunden Schlaf bekommen, und nicht mal drei Tassen Koffeinschlamm beim Türken hatten mein Gehirn auf Touren bringen können. Das Problem mit Koffein ist, dass man sich zu leicht dran gewöhnt und dann immer höhere Dosen braucht, nur um sein Level zu halten.

Ich hatte in der Nacht darüber gegrübelt, was ich zu tun hatte. Und es war so, wie durch ein Labyrinth mit lauter verzweigten kleinen Gängen zu rennen, die alle gleich aussahen und alle in der gleichen Sackgasse endeten. Wenn ich zu Barbara ging, war es aus für mich. Darauf lief es hinaus, ich konnte es drehen und wenden, wie ich wollte.

Als der Schultag vorbei war, wollte ich bloß noch heim und ins Bett kriechen. Aber ich hatte eine Verabredung beim „Bay Guardian" unten am Wasser. Ich hielt meinen Blick auf meine Füße gerichtet, als ich aus dem Tor rauswankte, und als ich in die 24. Straße abbog, lief plötzlich ein zweites Paar Füße neben meinen her. Ich erkannte die Schuhe und blieb stehen.

„Ange?"

Sie sah so aus, wie ich mich fühlte. Übernächtigt, mit Waschbäraugen und einem traurigen Zug um die Mundwinkel.

„Hi du", sagte sie. „Überraschung. Ich hab mir selbst schulfrei gegeben. Konnte mich sowieso nicht mehr konzentrieren."

„Äh."

„Halt den Mund und umarm mich, du Idiot."

Tat ich sofort. Mann, war das gut. Besser als gut. Ich fühlte mich, als hätte ich einen Teil meiner selbst amputiert, und jetzt hätte man ihn wieder angeflickt.

„Ich liebe dich, Marcus Yallow."

„Ich liebe dich, Angela Carvelli."

„Okay", unterbrach sie. „Ich mochte deinen Blogeintrag darüber, warum du nicht mehr jammst. Kann ich respektieren. Und wie weit bist du mit deiner Suche nach einer Methode, sie zu jammen, ohne dich erwischen zu lassen?"

„Ich gehe grade zu einer Verabredung mit einer investigativen Journalistin, die eine Story darüber drucken will, wie ich in den Knast gekommen bin, wie ich das Xnet ins Leben gerufen habe und wie Darryl vom DHS widerrechtlich in einem Geheimknast auf Treasure Island gefangen gehalten wird."

„Oh." Sie blickte sich kurz um. „Hättest du dir nicht auch was … Ehrgeiziges ausdenken können?"

„Kommst du mit?"

„Ich komm mit, ja. Und wenns dir nichts ausmacht, könntest du mir auf dem Weg dahin auch schon mal alles im Detail erklären."

Nach all den wiederholten Erzählungen fiel mir diese am leichtesten; während wir zur Potrero Avenue und runter zur 15. Straße liefen, hielt sie meine Hand und drückte sie häufig.

Wir nahmen zu den Büroräumen des „Bay Guardian" hoch immer zwei Treppenstufen auf einmal. Mein Herz wummerte. Ich kam am Empfangstresen an und sagte dem gelangweilten Mädchen dahinter: „Ich bin hier mit Barbara Stratford verabredet. Mein Name ist Mr. Green."

„Ich nehme an, Sie meinen Mr. Brown?"

„Ja." Ich errötete. „Mr Brown."

Sie machte irgendwas an ihrem Computer und sagte dann: „Nehmen Sie Platz. Barbara wird in einer Minute bei Ihnen sein. Kann ich Ihnen irgendetwas anbieten?"

„Kaffee", sagten wir wie aus einem Mund. Noch ein Grund, Ange zu lieben: Wir waren von derselben Droge abhängig.

Die Rezeptionistin – eine hübsche Latina, kaum älter als wir, in Gap-Klamotten so alt, dass sie schon wieder retroschick waren – nickte, ging hinaus und kam mit zwei Bechern zurück, die mit dem Logo der Zeitung bedruckt waren.

Wir schlürften still vor uns hin und beobachteten das Kommen und Gehen von Besuchern und Reportern. Endlich kam Barbara auf uns zu. Sie trug ziemlich genau das Gleiche wie in der Nacht zuvor. Stand ihr gut. Sie hob eine Augenbraue, als sie sah, dass ich jemanden mitgebracht hatte.

„Hallo", sagte ich. „Äh, das ist …"

„Ms. Brown", warf Ange ein und streckte ihr die Hand entgegen. Ach klar, unsere Identitäten sollten ja geheim bleiben. „Ich arbeite mit Mr. Green zusammen." Sie stupste mich mit dem Ellenbogen an.

„Gehen wir also", sagte Barbara und führte uns in einen Konferenzraum mit langen Glaswänden, deren Jalousien geschlossen waren. Sie legte ein Tablett voller Whole-Foods-Biokekse, einen Digitalrecorder und wieder einen gelben Block auf den Tisch.

„Möchtest du, dass ich das hier auch aufzeichne?", fragte sie.

Hatte mir darüber echt noch keine Gedanken gemacht. Mir war klar, dass es nützlich sein könnte, wenn ich nachträglich dementieren wollte, was Barbara gedruckt haben würde. Trotzdem: Wenn ich mich nicht drauf verlassen konnte, dass sie meine Aussagen korrekt behandelte, dann war ich sowieso geliefert.

„Nein, ist schon okay", sagte ich.

„Nun gut, dann los. Junge Dame, mein Name ist Barbara Stratford, und ich bin eine investigative Reporterin. Ich vermute, dass Sie wissen, warum ich hier bin, und es würde mich interessieren zu erfahren, warum Sie hier sind."

„Ich arbeite mit Marcus im Xnet. Müssen Sie meinen Namen wissen?"

„Jetzt noch nicht unbedingt", sagte Barbara. „Sie können anonym bleiben, wenn Sie möchten. Marcus, ich hatte dich gebeten, mir diesen Teil der Geschichte zu erzählen, weil ich wissen muss, wie sie mit der Geschichte über deinen Freund Darryl und den Zettel, den du mir gezeigt hast, zusammenpasst. Ich könnte mir vorstellen, dass sie eine gute Dreingabe wäre: Ich könnte sie als den Ursprung des Xnet darstellen. ‚Sie machten sich einen Feind, den sie nie vergessen werden', etwas in dieser Art. Aber ehrlich gesagt würde ich diese Story lieber nicht erzählen, wenn es sich irgendwie vermeiden lässt.

Ich hätte viel lieber eine hübsche, saubere Geschichte über das Geheimgefängnis vor unserer Haustür, ohne darauf eingehen zu müssen, inwiefern die Gefangenen dort die Sorte Leute sind, die, kaum draußen, sofort eine Untergrundbewegung ins Leben rufen, um die Regierung zu destabilisieren. Ich bin sicher, das wirst du verstehen."

Allerdings. Wenn das Xnet ein Teil der Story war, würden manche Leute sagen, seht ihr, solche Typen muss man wegsperren, sonst starten sie einen Aufruhr.

„Es ist Ihre Show", sagte ich. „Ich denke, Sie müssen der Welt von Darryl erzählen. Und wenn Sie das tun, dann wird es dem DHS zeigen, dass ich an die Öffentlichkeit gegangen bin, und dann sind sie wieder hinter mir her. Vielleicht finden sie dann auch raus, dass ich mit dem Xnet zu tun habe, und stellen eine Verbindung zu M1k3y her. Schätze mal, was ich damit sagen will, ist, sobald Sie über Darryl schreiben, ist es für mich so oder so vorbei. Damit hab ich meinen Frieden gemacht."

„Ob du nun als Schaf oder als Lamm gehängt wirst…", sagte sie. „Gut, das wäre geklärt. Ich möchte, dass ihr beide mir möglichst alles über die Entstehung und den Betrieb des Xnet erzählt, und dann möchte ich eine Vorführung. Wofür benutzt ihr es? Wer benutzt es sonst noch? Wie hat es sich verbreitet? Wer hat die Software geschrieben? Alles."

„Das wird ne Weile dauern", sagte Ange.

„Ich habe eine Weile Zeit", entgegnete Barbara. Sie trank einen Schluck Kaffee und aß einen Keks. „Dies könnte sich zur wichtigsten Geschichte über den Krieg gegen den Terror entwickeln. Es könnte die Geschichte werden, die die Regierung stürzt. Und so eine Story hat alle denkbare Sorgfalt verdient."

Kapitel 17

Dieses Kapitel ist Waterstone's gewidmet, der landesweiten britischen Buchhandelskette. Waterstone's ist zwar eine Kette von Läden, aber jeder einzelne hat die Ausstrahlung einer großartigen unabhängigen Buchhandlung mit ausgeprägtem Charakter, phantastischem Sortiment (vor allem bei Hörbüchern!) und fachkundigem Personal.

Waterstones http://www.waterstones.com

Also erzählten wir es ihr. Und es machte mir sogar Spaß. Leuten beizubringen, wie sie eine bestimmte Technologie benutzen können, ist immer spannend. Es ist so cool, den Leuten dabei zuzugucken, wie sie versuchen, aus all der Technik um sie herum das Beste für sich selbst rauszuholen. Ange war auch klasse – wir waren ein Spitzen-Team. Wir wechselten uns dabei ab, zu erklären, wie das alles funktionierte. Wie zu erwarten, war Barbara ziemlich gut mit solchen Sachen.

Wir erfuhren, dass sie über die Krypto-Kriege berichtet hatte, jene Epoche in den frühen Neunzigern, als Bürgerrechtsgruppen wie die Electronic Frontier Foundation für das Recht jedes Amerikaners gekämpft hatten, starke Verschlüsselung benutzen zu dürfen. Ich hatte schon ein bisschen was über diese Phase gehört, aber Barbara erklärte sie auf eine Art, dass ich Gänsehaut bekam.

Man kann es sich heute nicht mehr vorstellen, aber es gab mal eine Zeit, als die Regierung Kryptografie als Munition eingestuft und den Export und die Verwendung aus Gründen der nationalen Sicherheit generell verboten hatte. Verstanden? Wir hatten mal illegale *Mathematik* in diesem Land.

Die National Security Agency war die eigentliche Strippenzieherin bei diesem Verbot. Sie hatte einen Verschlüsselungsstandard, den sie für sicher genug hielt für die Benutzung durch Banken und ihre Kunden, aber nicht so sicher, dass die Mafia damit ihre Buchhaltung geheim halten könnte. Der Standard, DES-56, galt als praktisch nicht zu knacken. Dann baute einer der Co-Gründer der EFF, ein Millionär, für 250.000 Dollar einen DES-56-Cracker, der einen solchen Schlüssel in zwei Stunden knacken konnte.

Doch die NSA argumentierte weiterhin, dass man amerikanische Bürger davon abhalten können müsse, Geheimnisse zu haben, die der NSA unzugänglich blieben. Dann holte die EFF zum vernichtenden Schlag aus. 1995 vertrat sie einen Berkeley-Mathematikstudenten namens Dan Bernstein vor Gericht. Bernstein hatte eine Verschlüsselungs-Anleitung geschrieben, die Computercode enthielt, der geeignet war, Schlüssel zu erstellen, die stärker als DES-56 waren. Millionen Male stärker. Aus Sicht der NSA war dieser Artikel eine Waffe und durfte deshalb nicht veröffentlicht werden.

Mag sein, dass es schwer ist, einem Richter begreiflich zu machen, was Kryptografie ist und was sie bedeutet, aber es stellte sich heraus, dass der typische Berufungsrichter nicht allzu ehrgeizig ist, Studenten vorzuschreiben, welche Art von Artikeln sie schreiben dürfen und welche nicht. Die Krypto-Kriege endeten mit einem Sieg der Guten, als der 9th Circuit Appellate Division Court urteilte, Computercode sei eine Form des Ausdrucks, die vom First Amendment geschützt werde („Der Kongress soll kein Gesetz erlassen, das die Redefreiheit einschränkt“). Wenn du schon jemals was im Internet eingekauft hast, eine geheime Nachricht verschickt oder deine Kontoauszüge online angeguckt, dann hast du Verschlüsselung verwendet, die die EFF legalisiert hat. Auch gut zu wissen: Die NSA ist nicht unendlich klug. Alles, was die knacken können, können Terroristen und Mafiosi genauso.

Barbara war eine von den Reportern gewesen, die ihren Ruf auf die Berichterstattung über diesen Fall gründeten. Sie hatte sich darin verbissen, über die San Franciscoer Bürgerrechtsbewegung zu schreiben, und die Gemeinsamkeiten zwischen dem Kampf um die Verfassung in der echten Welt und dem Kampf im Cyberspace erkannt.

Daher begriff sie es. Ich glaube nicht, dass ich meinen Eltern all das Zeug hätte erklären können, aber mit Barbara war es ganz leicht. Sie stellte kluge Fragen über unsere kryptografischen Protokolle und die Sicherheitsmaßnahmen, auf die ich manchmal selbst keine Antwort wusste, und wies auf Schwachstellen in unserem Verfahren hin.

Wir stöpselten die Xbox ein und gingen online. Vom Besprechungszimmer aus waren vier offene Funknetze sichtbar, und ich richtete es so ein, dass wir in unregelmäßigen Abständen zwischen ihnen wechselten. Das begriff sie auch – sobald du erst mal im Xnet drin warst, war es genau so wie eine normale Internetverbindung, außer dass einige Sachen etwas langsamer liefen und dass alles anonym und nicht zu verfolgen war.

„Und jetzt?“, fragte ich, als wir die Box runterfuhren. Ich hatte mich heiser geredet und ein grässlich übersäuertes Gefühl von all dem Kaffee. Außerdem drückte Ange die ganze Zeit unterm Tisch meine Hand in einer Art und Weise, dass ich nur noch mit ihr weglaufen und ein privates Fleckchen finden wollte, um unsere unvollendete erste Nacht zu Ende zu bringen.

„Jetzt betreibe ich Journalismus. Ihr geht, und ich recherchiere all die Dinge, die ihr mir erzählt habt, und versuche sie möglichst genau zu verifizieren. Ich werde euch zeigen, was ich veröffentlichen werde, und ich werde euch wissen lassen, wann es veröffentlicht wird. Es wäre mir sehr lieb, wenn ihr ab jetzt mit niemandem mehr über die Sache redet, denn ich möchte diesen Scoop und ich möchte sicherstellen, dass ich die Story in trockenen Tüchern habe, bevor sie vor lauter Pressespekulationen und Beeinflussung durch das DHS verwässert wird.

Ich werde das DHS anrufen und um eine Stellungnahme bitten müssen, bevor wir in Druck gehen, aber ich werde das so tun, dass es euch in jeder nur denkbaren Weise schützt. Ich werde euch selbstverständlich auch darüber im Voraus informieren.

Aber eines muss ich jetzt noch sagen: Das ist nun nicht mehr eure Geschichte. Es ist meine. Ihr wart sehr großzügig, sie mir zu überlassen, und ich werde versuchen, mich dafür erkenntlich zu erweisen; aber ihr habt kein Recht, irgendetwas zu streichen, zu ändern oder mich aufzuhalten. Versteht ihr das?"

So genau hatte ich noch nicht darüber nachgedacht, aber jetzt, wo sies sagte, war es nur allzu offensichtlich. Es bedeutete, dass ich eine Rakete gestartet hatte, die ich jetzt nicht mehr zurückrufen konnte. Sie würde an dem Ziel landen, auf das sie abgefeuert wurde, oder sie würde vom Kurs abweichen, aber sie war jetzt in der Luft und konnte nicht mehr von mir beeinflusst werden. Irgendwann in der nächsten Zukunft würde ich aufhören, Marcus zu sein; dann würde ich eine Person des öffentlichen Interesses werden. Ich wäre der Typ, der das DHS verpfiffen hatte.

Ich wäre ein Toter auf Abruf.

Ange musste an etwas Ähnliches gedacht haben, denn ihre Gesichtsfarbe changierte jetzt zwischen Weiß und Grün.

„Jetzt aber nichts wie raus hier", sagte sie.

☒

Anges Mutter und Schwester waren wieder unterwegs, was die Entscheidung erleichterte, wo wir den Abend verbringen sollten. Die Zeit fürs Abendessen war schon vorbei, aber meine Eltern wussten, dass ich mit Barbara verabredet war, und würden nicht sauer sein, wenn ich spät heimkäme.

Als wir bei ihr ankamen, hatte ich keinerlei Ambitionen, die Xbox einzustöpseln. Für heute hatte ich mehr als genug Xnet gehabt. Alles, woran ich denken konnte, war Ange, Ange, Ange. Leben ohne Ange. Wissen, dass Ange wütend war auf mich. Ange, die womöglich nie mehr mit mir reden würde. Ange, die mich nie wieder küssen würde.

Sie hatte dasselbe gedacht. Ich konnte es in ihren Augen sehen, als wir die Tür zu ihrem Zimmer schlossen und einander anschauten. Ich hatte Hunger nach ihr, die Sorte Hunger nach tagelangem Fasten. Wie man sich nach einem Glas Wasser sehnt, wenn man gerade drei Stunden nonstop Fußball gespielt hat.

Und doch noch ganz anders. Das war mehr. Es war etwas, das ich noch nie gefühlt hatte. Ich wollte sie am Stück essen, mit Haut und Haaren verschlingen.

Bis zu diesem Moment war sie in unserer Beziehung die Sexuelle gewesen. Ich hatte es ihr überlassen, das Tempo vorzugeben und zu kontrollieren. Ich empfand es als unglaublich erotisch, sie nach mir greifen, sie mein Shirt ausziehen, sie mein Gesicht an das ihre heranziehen zu lassen.

Aber heute Nacht konnte ich mich nicht zurückhalten. Und ich wollte mich nicht zurückhalten.

Mit dem Klicken der Tür hinter uns griff ich nach dem Saum ihres T-Shirts und zog; ließ ihr kaum die Zeit, die Arme zu heben, während ich es ihr über den Kopf zerrte. Dann riss ich mir mein Shirt über den Kopf und hörte das Knistern der Baumwolle, als die Nähte platzten.

Ihre Augen leuchteten, ihr Mund war offen, ihr Atem schnell und flach. Meiner ebenfalls, und mein Atem und mein Herz und mein Blut pochten, nein, brüllten in meinen Ohren.

Dem Rest unserer Kleidung widmete ich mich mit demselben Eifer, warf ihn zu den Haufen schmutziger und sauberer Wäsche auf dem Boden. Überall auf dem Bett lagen Bücher und Zettel verstreut, die ich einfach beiseite fegte. Wir landeten auf dem ungemachten Bett, Arme umeinander geschlungen, so fest, als ob wir einander durchdringen wollten. Sie stöhnte in meinen Mund, und ich gab den Ton zurück; ich fühlte ihre Stimme in meinen Stimmbändern vibrieren, ein Gefühl intimer als alles, was ich jemals gefühlt hatte.

Sie machte sich los und langte hinüber zu ihrem Nachttisch, zog die Schublade auf und warf einen weißen Kulturbeutel vor mir aufs Bett. Ich schaute hinein: Kondome – Trojans, ein Dutzend spermizide, noch verschweißt. Ich lächelte sie an, sie lächelte zurück, und ich öffnete die Schachtel.

☒

Wie es sein würde, darüber hatte ich seit Jahren nachgedacht. Hundert Mal am Tag hatte ich es mir vorgestellt. Es hatte Tage gegeben, da hatte ich praktisch an nichts anderes gedacht.

Und es war kein Stück so, wie ich es erwartet hatte. Manches daran war besser. Manches war viel schlimmer. Während es andauerte, empfand ich es als eine Ewigkeit. Und hinterher hatte ich das Gefühl, es habe nur einen einzigen Augenblick lang gedauert.

Hinterher fühlte ich mich wie zuvor. Und doch anders. Irgendetwas war anders geworden zwischen uns.

Es war ziemlich schräg. Verschämt zogen wir uns wieder an, stapften durchs Zimmer, vermieden es, dem Blick des Anderen zu begegnen. Ich wickelte das Kondom in ein Kleenex aus einer Schachtel neben dem Bett, trug es ins Bad, umwickelte es mit Klopapier und steckte es tief unten in den Mülleimer.

Als ich zurückkam, saß Ange auf dem Bett und spielte mit ihrer Xbox. Ich setzte mich zaghaft neben sie und nahm sie bei der Hand. Sie wandte mir das Gesicht zu und lächelte. Wir waren beide ausgelaugt und zitterten.

„Danke“, sagte ich.

Sie sagte kein Wort und drehte mir wieder den Kopf zu. Sie lächelte übers ganze Gesicht, während ihr dicke Tränen über die Wangen liefen.

Ich umarmte sie, und sie klammerte sich fest an mich. „Du bist ein guter Mensch, Marcus Yallow“, flüsterte sie. „Danke.“

Ich wusste darauf nichts zu entgegnen, aber ich erwiderte ihre Umklammerung. Sie weinte nun nicht mehr, aber sie lächelte noch.

Sie wies auf meine Xbox auf dem Boden neben dem Bett. Ich verstand den Wink, nahm sie hoch, stöpselte sie ein und loggte mich ein.

Immer dasselbe: Berge von E-Mail. Die neuen Einträge der Blogs, die ich las, trudelten ein. Und Spam. Oh Mann, bekam ich Spam. Meine schwedische Mailadresse war schon mehrfach von Spammern gehijackt worden, um sie als Antwortadresse für hundertmillionenfach versandte Werbemails zu missbrauchen, und deshalb bekam ich automatische Rückläufer und auch wütende Antworten. Keine Ahnung, wer dahintersteckte – ob nun das DHS, um meine Mailbox zu fluten, oder auch nur Leute, die sich einen Spaß erlaubten. Immerhin hatte die Piratenpartei ziemlich gute Filter, und sie gaben jedem, der wollte, 500 Gigabyte Speicherplatz für Mails, also stand nicht zu befürchten, dass mein Postfach demnächst erstickte.

Ich hämmerte auf die Löschtaste und filterte alles raus. Für alles Zeug, das mit meinem öffentlichen Schlüssel verschlüsselt war, hatte ich ein separates Postfach, weil das mit einiger Wahrscheinlichkeit mit dem Xnet zu tun hatte und vertraulich war. Bisher waren die Spammer noch nicht dahintergekommen, dass die Verwendung öffentlicher Schlüssel ihrem Müll einen seriöseren Anstrich geben würde; das funktionierte also noch ganz gut.

Ich hatte ein paar Dutzend verschlüsselte Nachrichten von Leuten in meinem Web of Trust. Ich überflog sie – Links zu Videos und Fotos mit neuen Übergriffen des DHS, Horrorgeschichten übers Entkommen um Haaresbreite, Kommentare zu meinen Blog-Texten. Das Übliche.

Dann kam eine, die nur mit meinem öffentlichen Schlüssel verschlüsselt war. Das bedeutete, dass niemand außer mir die Nachricht lesen konnte, aber ich hatte keine Ahnung, wer sie geschrieben hatte. Als Absender stand da „Masha“ – das konnte ein Nick sein oder auch ein Realname, ich wusste es nicht.

> M1k3y

> Du kennst mich nicht, aber ich kenne dich.

> Ich wurde an dem Tag festgenommen, an dem die Brücke hochging. Sie befragten mich und kamen zu dem Ergebnis, dass ich unschuldig sei. Sie haben mir einen Job angeboten: Ich sollte ihnen helfen, die Terroristen zu jagen, die meine Nachbarn getötet hatten.

> Damals klang das wie eine gute Idee. Ich habe erst später gemerkt, dass mein eigentlicher Job darin besteht, Kids auszuspionieren, die sich dagegen wehren, dass ihre Stadt in einen Polizeistaat verwandelt wird.

> Ich habe das Xnet am Tag seiner Entstehung infiltriert. Ich bin in deinem Web of Trust. Wenn ich meine Identität preisgeben wollte, könnte ich dir eine Mail von einer Adresse schicken, der du vertraust. Drei Adressen, um genau zu sein. Ich bin so weit drin in deinem Netzwerk, wie das überhaupt nur einer 17-Jährigen möglich ist. Einige der Mails, die du bekommen hast, enthielten sorgfältig ausgewählte Fehlinformationen von mir und meinen Auftraggebern.

> Sie wissen noch nicht, wer du bist, aber sie kommen dir näher. Sie drehen immer mehr Leute auf ihre Seite um. Sie grasen die sozialen Netzwerke ab und machen Kids mithilfe von Drohungen zu Informanten. Mittlerweile arbeiten mehrere hundert Leute im Xnet für das DHS. Ich habe ihre Namen, Nicks und Schlüssel. Die privaten und die öffentlichen.

> Kurz nach dem Start des Xnets haben wir begonnen, ParanoidLinux zu hacken. Bisher haben wir nur kleine, unbedeutende Lücken aufgetan, aber der eigentliche Hack steht unmittelbar bevor. Und sobald wir den haben, bist du tot.

> Ich glaube, es dürfte klar sein, dass ich in Gitmo-an-der-Bay alt und grau werde, wenn meine Auftraggeber herausfinden, dass ich das hier tippe.

> Selbst wenn sie ParanoidLinux nicht knacken: Es sind schon verseuchte Distros im Umlauf. Bei denen stimmen die Prüfsummen nicht, aber wer außer dir und mir schaut sich schon die Prüfsummen an? Eine Menge Kids sind schon tot, sie wissen es nur noch nicht.

> Das Einzige, worauf meine Auftraggeber jetzt noch warten, ist der beste Zeitpunkt, dich hochgehen zu lassen, damit die Aufmerksamkeit der Medien am größten ist. Und das wird eher früher als später sein, glaub mir.

> Vielleicht fragst du dich jetzt, warum ich dir das erzähle.

> Ich frage es mich übrigens auch.

> So viel steht jedenfalls fest: Ich habe mich anheuern lassen, um Terroristen zu bekämpfen. Stattdessen schnüffle ich Amerikaner aus, die an Dinge glauben, die das DHS nicht mag. Keine Leute, die Brücken sprengen wollen, sondern Demonstranten. Ich kann so nicht weitermachen.

> Du aber auch nicht, ob du es schon weißt oder nicht. Wie gesagt: Es ist nur eine Frage der Zeit, bis du in Ketten auf Treasure Island landest. Es ist nicht mehr „ob", sondern „wann".

> Deshalb bin ich hier durch. Unten in Los Angeles sind ein paar Leute, die sagen, sie können mir Sicherheit bieten, wenn ich raus will.

> Ich will raus.

> Und wenn du willst, nehme ich dich mit. Lieber ein Kämpfer als ein Märtyrer. Wenn du mit mir kommen willst, können wir austüfteln, wie wir gemeinsam siegen können. Ich bin auch so schlau wie du, glaub mir.

> Was meinst du?

> Hier ist mein öffentlicher Schlüssel.

> Masha

⊠

Bist du ängstlich und allein, hilft nur rennen oder schrei'n.

Schon mal gehört? Das ist zwar nicht sonderlich hilfreich, aber zumindest leicht zu befolgen. Ich sprang vom Bett und lief hin und her. Mein Herz wummerte, und mein Blut sang in einer grausamen Parodie dessen, was ich empfunden hatte, als wir heimkamen. Das hier war keine sexuelle Erregung, es war nackte Angst.

„Was?", fragte Ange. „Was ist?"

Ich zeigte nur auf den Monitor auf meiner Seite des Betts. Sie rollte rüber, schnappte sich meine Tastatur und fuhr mit dem Finger übers Touchpad. Sie las schweigend.

Ich lief weiter herum.

„Das müssen Lügen sein", sagte sie. „Das DHS spielt Psychospielchen mit dir."

Ich sah sie an. Sie biss auf ihre Lippe und sah nicht aus, als ob sie es selbst glaubte.

„Meinst du?“

„Klar. Sie können dich nicht erwischen, also versuchen sie es jetzt übers Xnet.“

„Na sicher.“

Ich setzte mich wieder aufs Bett. Ich atmete wieder hektisch.

„Entspann dich“, sagte sie. „Es sind nur Psychospielchen. Hier.“ Sie hatte meine Tastatur noch nie von sich aus übernommen, aber jetzt war eine neue Intimität zwischen uns. Sie klickte auf „Antworten“ und schrieb:

> Netter Versuch.

Sie schrieb jetzt auch als M1k3y. Wir waren auf eine andere Art zusammen als zuvor.

„Signier das. Mal sehen, was sie sagt.“

Ich wusste nicht, ob das die beste Idee war, aber ich hatte keine bessere. Ich signierte und verschlüsselte es mit meinem privaten und Mashas öffentlichem Schlüssel, den sie mitgeschickt hatte.

Die Antwort kam postwendend.

> Ich hatte mir schon gedacht, dass du so was sagen würdest.

> Hier kommt ein Hack, an den du noch nicht gedacht hast. Ich kann Video anonym über DNS tunneln. Hier sind ein paar Links zu Clips, die du dir anschauen solltest, bevor du über mich urteilst. Diese Leute zeichnen sich ständig gegenseitig auf, um sich gegen Hinterhältigkeiten abzusichern. Man kann die völlig einfach dabei ausschnüffeln, wie sie sich gegenseitig ausschnüffeln.

> Masha

Im Anhang war Quellcode für ein kleines Programm, das genau das zu tun schien, was Masha behauptete: Videodaten über das Domain-Name-Service-Protokoll saugen.

Erlaubt mir an dieser Stelle eine kleine Abschweifung, um das zu erklären. Letzten Endes ist jedes Internet-Protokoll nur eine Abfolge von Text, der in einer vorgegebenen Reihenfolge hin- und hergeschickt wird. Es ist ein bisschen so wie mit einem Laster, in den man einen PKW verlädt, in dessen Kofferraum man ein Motorrad packt, auf das man dann ein Fahrrad schnallt, an dem man ein paar Inline-Skates befestigt. Mit dem Unterschied, dass man hier wieder den Truck an den Inlinern festbinden könnte.

Nehmen wir etwa das Simple Mail Transport Protocol, oder SMTP, das dazu benutzt wird, E-Mails zu versenden.

Hier ist eine Beispiel-Konversation zwischen mir und meinem Mailserver, wenn ich eine Nachricht an mich selbst sende:

> HELO littlebrother.com.se

250 mail.pirateparty.org.se Hallo mail.pirateparty.org.se, schön, dich zu sehen.

> MAIL FROM:m1k3y@littlebrother.com.se

250 2.1.0 m1k3y@littlebrother.com.se… Absender ok

> RCPT TO:m1k3y@littlebrother.com.se

250 2.1.5 m1k3y@littlebrother.com.se… Empfänger ok

> DATA

354 Nachricht eintippen, beenden mit „.“ in einer eigenen Zeile

> Bist du ängstlich und allein, hilft nur rennen oder schrei’n

> .

250 2.0.0 k5SMW0xQ006174 Nachricht zum Versand akzeptiert

> QUIT

221 2.0.0 mail.pirateparty.org.se beendet die Verbindung

Verbindung durch entfernten Teilnehmer beendet.

Die Grammatik dieser Konversation wurde 1982 von Jon Postel definiert, einem der heroischen Gründerväter des Internets, der damals, in der Steinzeit, die wichtigsten Server im Netz unter seinem Schreibtisch an der University of Southern California stehen hatte.

Jetzt mal angenommen, du klinkst einen Mail-Server in eine Instant-Messaging-Session ein. Du könntest eine IM mit dem Inhalt „HELO littlebrother.com.se" an den Server senden, und er würde antworten mit „250 mail.pirateparty.org.se Hallo mail.pirateparty.org.se, schön, dich zu sehen." Mit anderen Worten: Du hättest dieselbe Konversation via Messenger wie über SMTP. Mit den geeigneten Anpassungen könnte der gesamte Mailserver-Verkehr innerhalb eines Chats ablaufen. Oder innerhalb einer Web-Session. Oder in einem beliebigen anderen Protokoll.

Das nennt man „Tunneling": Du schleust SMTP durch einen Chat-„Tunnel". Und wenn du es gern ganz abgedreht hättest, könntest du den Chat noch mal durch SMTP tunneln – ein Tunnel im Tunnel.

Tatsächlich ist jedes Internet-Protokoll für solch ein Vorgehen nutzbar. Das ist cool, weil es bedeutet, dass du in einem Netzwerk mit reinem WWW-Zugang deine Mails darüber tunneln kannst; du kannst dein Lieblings-P2P drüber tunneln; und du könntest sogar das Xnet drüber tunneln, das ja seinerseits bereits einen Tunnel für Dutzende Protokolle darstellt.

Domain Name Service ist ein interessantes, steinaltes Internet-Protokoll aus dem Jahr 1983. Es beschreibt die Art und Weise, wie dein Computer den Namen eines anderen Computers (zum Beispiel pirateparty.org.se) in die IP-Adresse auflöst, unter der sich Computer in Wirklichkeit im Netzwerk gegenseitig finden, zum Beispiel 204.11.50.136. Das funktioniert normalerweise wie geschmiert, obwohl das System Millionen beweglicher Teile umfasst – jeder Internet-Provider unterhält einen DNS-Server, genau wie die meisten Regierungen und jede Menge privater Anwender. Diese DNS-Kisten unterhalten sich ununterbrochen alle miteinander, stellen einander Anfragen und beantworten sie; und völlig egal, wie abseitig der Name ist, den du aufrufen willst, das System wird ihn in eine Nummer auflösen können.

Vor DNS gab es die HOSTS-Datei. Ob ihrs glaubt oder nicht: Das war ein einzelnes Dokument, das den Namen und die Adresse von *jedem einzelnen Computer* im Internet enthielt. Jeder Computer hatte eine Kopie davon. Die Datei wurde irgendwann zu umfangreich, um sie noch handhaben zu können; deshalb wurde DNS erfunden, und es lebte auf einem Server unter Jon Postels Schreibtisch. Wenn die Putzkolonne den Stecker rauszog, dann verlor das gesamte Internet seine Fähigkeit, sich selbst zu finden. Ehrlich.

Heute ist an DNS vor allem schick, dass es überall ist. Jedes Netzwerk hat einen eigenen DNS-Server, und all diese Server sind so konfiguriert, dass sie miteinander und mit allen möglichen Leuten überall im Internet Verbindung aufnehmen können.

Masha nun hatte einen Weg gefunden, ein Videostream-System über DNS zu tunneln. Sie teilte das Video in Milliarden von Einzelteilen auf und versteckte jedes einzelne in einer normalen Nachricht an einen DNS-Server. Indem ich ihren Code nutzte, konnte ich das Video in unglaublichem Tempo von all diesen überall im Internet verteilten DNS-Servern wieder zusammenpuzzeln. Das musste in den Netzwerk-Histogrammen bizarr aussehen – als ob ich sämtliche Computer-Adressen der ganzen Welt nachschlagen würde.

Aber es hatte zwei Vorteile, die mir auf Anhieb einleuchteten: Ich bekam das Video in rasantem Tempo auf den Schirm – kaum hatte ich auf den ersten Link geklickt, hatte ich schon bildschirmfüllende, absolut ruckelfreie Bewegtbilder –, und ich hatte keine Ahnung, wo die Filme gehostet waren. Es war vollkommen anonym.

Den Inhalt des Videos nahm ich zuerst gar nicht zur Kenntnis. Ich war einfach zu überwältigt davon, wie clever dieser Hack war. Videos über DNS streamen? Das war so klug und abseitig, es war regelrecht pervers.

Aber allmählich begriff ich, was ich da sah.

Es war ein Besprechungstisch in einem kleinen Raum mit einem Spiegel an einer Wand. Ich kannte diesen Raum. In diesem Raum hatte ich gesessen, als mich Frau Strenger Haarschnitt dazu brachte, mein Passwort laut auszusprechen. Um den Tisch herum standen fünf komfortable Stühle, auf denen es sich fünf Personen, alle in DHS-Uniformen, gemütlich gemacht hatten. Ich erkannte Generalmajor Graeme Sutherland, den DHS-Kommandeur für die Bay Area, sowie Strenger Haarschnitt. Die anderen waren mir unbekannt. Sie alle betrachteten einen Videomonitor am Ende des Tischs, auf dem ein unendlich viel vertrauteres Gesicht zu sehen war.

Kurt Rooney war landesweit bekannt als der Chefstratege des Präsidenten, der Mann, der der Partei ihre dritte Amtszeit in Folge gesichert hatte und jetzt stramm auf die vierte zusteuerte. Man nannte ihn auch „Ruppig", und ich hatte mal eine Reportage darüber gesehen, an welch kurzen Zügeln er seine Mitarbeiter hielt: Er rief sie ständig an, schickte Instant Messages, beobachtete jede ihrer Bewegungen, kontrollierte jeden Schritt. Er war alt, hatte ein zerfurchtes Gesicht, blassgraue Augen, eine flache Nase mit breit ausgestellten Nasenlöchern und dünne Lippen – ein Mann, der ständig so aussah, als hätte er gerade einen sehr strengen Geruch in der Nase.

Er war der Mann auf dem Monitor. Er redete, und jeder im Raum war auf den Monitor fixiert, versuchte hektisch mitzutippen und dabei schlau auszusehen.

„… sagen, dass sie auf die Behörden wütend sind, aber wir müssen dem Land begreiflich machen, dass sie Terroristen für alles verantwortlich machen müssen, nicht die Regierung. Verstehen Sie mich? Die Nation liebt diese Stadt nicht. Aus ihrer Sicht ist es ein Sodom und Gomorra aus Schwuchteln und Atheisten, die es verdient haben, in der Hölle zu schmoren. Der einzige Grund dafür, dass sich das Land dafür interessiert, was man in San Francisco denkt, ist der glückliche Umstand, dass sie da von irgendwelchen islamischen Terroristen zur Hölle gebombt worden sind.

Diese Xnet-Kinder könnten allmählich nützlich für unsere Zwecke werden. Je radikaler sie werden, desto eher begreift der Rest des Landes, dass die Bedrohungen überall lauern.“

Seine Zuhörer beendeten das Tippen.

„Ich denke, wir können das kontrollieren“, sagte Frau Strenger Harschnitt. „Unsere Leute im Xnet haben mittlerweile eine Menge Einfluss. Die Mandschurischen Blogger betreiben jeder bis zu fünfzig Blogs, fluten die Chat-Kanäle und verlinken sich gegenseitig. Dabei übernehmen sie die meiste Zeit bloß die Parteilinie, die dieser M1k3y vorgibt, aber sie haben auch schon bewiesen, dass sie radikale Aktionen provozieren können, auch wenn M1k3y gerade auf die Bremse tritt.“

Generalmajor Sutherland nickte. „Unser Plan war es, sie noch bis etwa einen Monat vor den Midterms im Untergrund zu lassen.“ Vermutlich meinte er die Wahlen in der Mitte der Legislaturperiode, nicht meine Prüfungen. „Soweit war das jedenfalls der ursprüngliche Plan. Aber es klingt so, als ob …“

„Für die Midterms haben wir andere Planungen“, sagte Rooney. „Es steht noch nichts Genaues fest, aber Sie alle sollten lieber für den Monat vorher keine Reisen mehr planen. Lassen Sie das Xnet jetzt von der Leine, so schnell Sie können. So lange die moderat sind, sind sie ein Risiko. Sorgen Sie dafür, dass sie radikal sind.“

Das Video brach ab.

Ange und ich saßen auf der Bettkante und starrten den Bildschirm an. Ange langte nach vorn und startete das Video neu. Wir schauten es noch mal an, und beim zweiten Mal war es noch schlimmer.

Ich schob die Tastatur beiseite und stand auf.

„Ich habs so dermaßen satt, Angst haben zu müssen“, sagte ich. „Komm, wir bringen das hier zu Barbara und lassen sie es veröffentlichen. Stellen wir es alles online. Und dann sollen sie kommen und mich abholen. Zumindest weiß ich dann sicher, was mit mir passiert. Dann hab ich wenigstens wieder ein kleines bisschen Gewissheit in meinem Leben.“

Ange umarmte und streichelte mich beruhigend. „Ich weiß, Baby, ich weiß. Das alles ist furchtbar. Aber du siehst immer nur das Schlechte und vergisst dabei das Gute. Du hast eine Bewegung ins Leben gerufen. Du hast die Idioten im Weißen Haus und die Betrüger in DHS-Uniform überflügelt. Und du hast dich selbst in eine Position gebracht, in der du dafür verantwortlich sein könntest, diese ganze verdammte DHS-Nummer ans Licht zu bringen.

Natürlich sind sie hinter dir her. Ist doch völlig logisch. Hast du das je auch nur einen Moment lang bezweifelt? Ich wusste das die ganze Zeit. Aber denk dran, Marcus, die wissen nicht, wer du bist. Stell dir das doch mal vor: All die vielen Leute, so viel Geld, Waffen und Spione, und du, ein siebzehnjähriger Schüler, du tanzt ihnen immer noch auf der Nase rum. Die wissen nichts von Barbara. Die wissen nichts von Zeb. Du hast sie auf den Straßen von San Francisco gejammt und sie vor den Augen der ganzen Welt gedemütigt. Also hör auf zu jammern, ja? Du bist der Sieger.“

„Trotzdem sind sie hinter mir her. Du siehst es doch. Und sie werden mich für den Rest meines Lebens wegsperren. Vielleicht nicht mal in den Knast. Ich werde einfach verschwinden, so wie Darryl. Vielleicht noch schlimmer, vielleicht nach Syrien. Warum sollten sie mich in Amerika lassen? Ich bin ein Risiko, solange ich in den USA bin.“

Sie setzte sich neben mir aufs Bett.

„Ja“, sagte sie. „Genau das.“

„Genau das.“

„Und du weißt auch, was du also tun musst, oder?“

„Was?“

Sie blickte bedeutungsvoll auf meine Tastatur. Ich konnte sehen, dass ihr Tränen die Wangen herabliefen. „Nein! Du bist wohl nicht bei Trost. Glaubst du wirklich, ich würde mit irgendeiner durchgeknallten Internet-Tante wegrennen? Mit einer Spionin?“

„Hast du ne bessere Idee?“

Ich kickte einen ihrer Wäschestapel in die Gegend. „Meinetwegen. Na supi. Ich werde noch mal mit ihr reden.“

„Rede mit ihr“, sagte Ange. „Schreib ihr, dass du mit deiner Freundin verschwinden willst.“

„Was?“

„Halt die Klappe, du Depp. Du denkst, du bist in Gefahr? Ja, aber ich doch genauso, Marcus. Mitgefangen, mitgehangen. Wenn du gehst, gehe ich mit.“

Wir setzten uns zusammen schweigend aufs Bett.

„Es sei denn, du willst mich nicht“, sagte sie schließlich mit kläglicher Stimme.

„Machst du Witze?“

„Seh ich so aus, als würde ich Witze machen?“

„Ohne dich würde ich für kein Geld der Welt freiwillig gehen, Ange. Ich hätte es nie gewagt, dich zu fragen; aber du glaubst nicht, was es mir bedeutet, dass du es anbietest.“

Sie lächelte und schubste mir meine Tastatur rüber.

„Mail dieser Masha-Kröte. Mal schauen, was die Braut für uns tun kann.“

⊠

Ich mailte ihr, verschlüsselte die Nachricht und wartete auf ihre Antwort. Ange tätschelte mich ein wenig, ich küsste sie und wir knutschten ein bisschen. Das Wissen um die Gefahr und unsere Verabredung, zusammen zu verschwinden – all das ließ mich die Peinlichkeiten am Sex vergessen und machte mich spitz wie Hölle.

Wir waren wieder halb nackt, als Mashas Mail eintrudelte.

> Ihr seid zu zweit? Oh Gott, als ob es nicht schon schwierig genug wäre.

> Ich kann mich nicht los machen, außer für ein bisschen Feindaufklärung nach einem großen Xnet-Event. Verstanden? Meine Hintermänner beobachten mich auf Schritt und Tritt, aber sie lassen mich von der Leine, wenn irgendwas Großes mit Xnettern passiert. Dann werde ich vor Ort eingesetzt.

> Also müsst ihr was Großes anleiern. Da werde ich hingeschickt, und dann hole ich uns beide raus. Uns drei meinetwegen.

> Aber mach schnell, ja? Ich kann dir nicht oft mailen, kapiert? Die beobachten mich. Und sie kommen dir immer näher. Du hast nicht mehr viel Zeit. Wochen? Vielleicht nur noch Tage.

> Ich brauch dich, um selbst rauszukommen. Deshalb tu ich das alles, nur falls du dich wunderst. Ich kann nicht auf eigene Faust verschwinden. Ich brauch ne fette Xnet-Blendgranate. Das ist dein Job. Lass mich nicht im Stich, M1k3y, oder wir sind beide tot. Und deine Freundin auch.

> Masha

Das Klingeln meines Telefons ließ uns beide hochschrecken. Es war meine Mom, die wissen wollte, wann ich heimkommen würde. Ich sagte ihr, ich sei schon unterwegs. Sie erwähnte Barbara mit keinem Wort – wir hatten vereinbart, nichts davon am Telefon zu erwähnen. Das war die Idee meines Dads gewesen. Der konnte genauso paranoid sein wie ich.

„Ich muss jetzt los“, sagte ich.

„Unsere Eltern werden …“

„Ich weiß. Ich hab doch gesehen, was mit meinen Eltern los war, als sie dachten, ich sei tot. Und wenn sie wissen, dass ich ein Flüchtling bin, wird das nicht viel besser sein. Aber lieber ein Flüchtling als ein Gefangener. So seh ich das. Und überhaupt: Sobald wir weg sind, kann Barbara alles veröffentlichen, ohne uns damit in zusätzliche Gefahr zu bringen.“

Wir küssten uns an ihrer Zimmertür. Nicht eine dieser heißen, lässigen Nummern wie sonst, wenn wir uns verabschiedeten. Ein süßer Kuss diesmal. Ein langsamer Kuss. Ein Lebewohl-Kuss.

⊠

Fahrten in der BART haben was Introspektives. Wenn der Zug hin- und herruckelt und du versuchst, keinen Blickkontakt zu den anderen Fahrgästen herzustellen; wenn du versuchst, nicht all die Plakate für kosmetische Chirurgie, Kautionsvermittler und AIDS-Tests zu lesen; wenn du die Graffiti zu ignorieren versuchst und dir all das Zeug im Teppich lieber nicht zu genau anguckst – in diesen Momenten wird dein Geist wirklich gründlich durchgerüttelt und -geschüttelt.

Du ruckelst also hin und her, und dein Gehirn spult all die Dinge ab, die du bislang übersehen hast, zeigt dir all die Filme deines Lebens, in denen du nicht der Held warst, sondern ein Trottel und ein Versager.

In solchen Momenten entwickelt dein Gehirn Theorien wie diese: „Wenn das DHS M1k3y fangen wollte, wäre es dann nicht das Geschickteste, ihn aus seiner Deckung zu locken? Ihn zu einer Panikreaktion in Form eines riesigen öffentlichen Xnet-Events zu veranlassen? Wäre das nicht das Risiko wert, ein kompromittierendes Filmchen an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen?“ Dein Gehirn bombardiert dich zwangsläufig mit solchem Zeug, selbst wenn die Zugfahrt nur zwei oder drei Stationen lang dauert. Wenn du dann aussteigst und losläufst, dann nimmt auch dein Blutkreislauf wieder Fahrt auf, und manchmal hilft dir dein Gehirn auch wieder aus deinem Dilemma heraus.

Manchmal liefert dir dein Gehirn nicht nur Probleme, sondern auch die passenden Lösungen.

Kapitel 18

Dieses Kapitel ist Vancouvers mehrsprachigem Sophia Books gewidmet, einem vielseitigen, spannenden Laden voll mit dem Besten, das die merkwürdige, aufregende Popkultur vieler Länder zu bieten hat. Sophia war um die Ecke meines Hotels, als ich nach Van kam, um eine Rede an der Simon Fraser University zu halten, und die Leute bei Sophia baten mich im Voraus per Mail darum, bei ihnen reinzuschauen und ihren Bestand zu signieren, wenn ich schon mal in der Nähe sei. Als ich dort ankam, entdeckte ich eine wahre Fundgrube von Werken, die ich nie zuvor gesehen hatte, in einer verwirrenden Vielzahl von Sprachen, von Comic-Romanen bis hin zu dicken akademischen Abhandlungen, unter der Obhut von netten, ungemein lustigen Mitarbeitern, die ihre Jobs so offensichtlich genossen, dass das auf jeden Kunden abfärbte, der den Laden betrat.

Sophia Books http://www.sophiabooks.com/ 450 West Hastings St., Vancouver, BC Canada V6B1L1 +1 604 684 0484

Es gab mal ne Zeit, da war es meine absolute Lieblingsbeschäftigung, einen Umhang anzulegen und in Hotels rumzuhängen, um so zu tun, als sei ich ein unsichtbarer Vampir, der von jedermann angestarrt wurde.

Das ist kompliziert, aber nicht halb so bizarr, wie es klingt. Die Live-Action-Rollenspielszene verbindet die besten Seiten von „Dungeons & Dragons“ mit Drama Club und Science-Fiction-Conventions.

Es ist mir klar, dass das für euch nicht ganz so anziehend klingt wie für mich, als ich vierzehn war.

Die besten Spiele waren die in den Pfadfinderlagern außerhalb der Stadt: Hundert Teenager, Jungs und Mädchen, die sich mit dem Freitagabend-Verkehr abplagten, Geschichten tauschten, auf Handheld-Konsolen spielten und stundenlang auf den Putz hauten. Und sich dann im Gras vor einer Gruppe älterer Männer und Frauen in knallharten selbstgemachten Rüstungen aufstellten, Rüstungen mit Dellen und Kratzern, wie sie früher ausgesehen haben mussten, nicht so wie die Rüstungen im Kino, sondern so wie Soldatenuniformen nach einem Monat im Feld.

Diese Leute wurden pro forma dafür bezahlt, die Spiele zu leiten, aber solche Jobs bekamst du nur, wenn du die Sorte Mensch warst, der das auch für lau machen würde. Wir waren auf Basis der Fragebögen, die wir im Vorfeld ausgefüllt hatten, in Gruppen eingeteilt worden, und nun wurden wir unseren Teams zugeordnet, ganz wie bei der Seitenverteilung beim Baseball.

Dann bekamen wir unsere Briefings. Die waren so ähnlich wie die Briefings, die Spione in Filmen bekommen: Hier ist deine Identität, hier ist dein Auftrag, und das hier sind die Geheimnisse, die du über die Gruppe weißt.

Danach war Essenszeit: Feuer prasselte, Fleisch brutzelte am Spieß, in der Pfanne zischte das Tofu (das hier ist Nordkalifornien, hier ist die Veggie-Option nicht bloß optional), und die Tischsitten konnte man beim besten Willen nur als Zecherei bezeichnen.

Die eifrigsten Kids schalteten jetzt bereits auf ihren Rollenspiel-Charakter um. In meinem ersten Spiel war ich ein Zauberer. Ich hatte eine Tasche voller Bohnensäckchen, die Zaubersprüche darstellten – wenn ich einen warf, musste ich den Namen des Zaubers rufen, den ich anwenden wollte (Feuerball, magisches Geschoss, Lichtkegel), und der Spieler, das „Monster“, auf den ich warf, musste hintenüber kippen, wenn ich traf. Oder auch nicht – manchmal mussten wir einen Schiedsrichter rufen, der dann vermittelte, aber die meiste Zeit waren wir ziemlich gut im Fairplay. Erbsenzähler mochte keiner leiden.

Bis zur Schlafenszeit waren wir alle voll in unseren Rollen drin. Mit vierzehn wusste ich zwar noch nicht sicher, wie so ein Zauberer klingen musste, aber ich hatte meine Anregungen aus Filmen und Büchern. Ich sprach in langsamen, gemessenen Sätzen, wahrte einen angemessen mystischen Gesichtsausdruck und dachte mystische Gedanken.

Die Aufgabe war knifflig: Es ging darum, eine heilige Reliquie wiederzubeschaffen, die von einem Menschenfresser gestohlen worden war, der die Leute des Landes seinem Willen unterjochte. Aber im Grunde war das nicht so wichtig. Wichtig war für mich, dass ich eine private Mission hatte, nämlich einen bestimmten Typ Kobold zu fangen und zu meinem Vertrauten zu machen, und dass ich einen geheimen Gegenspieler hatte, einen anderen Spieler im Team, der früher, als ich ein Kind war, an einem Angriff teilgenommen hatte, bei dem meine Familie umgebracht wurde, und der nicht wusste, dass ich zurückkommen würde, um Rache zu nehmen. Und natürlich war irgendwo noch ein anderer Spieler, der ähnlichen Zorn gegen mich hegte, sodass ich bei all der angenehmen Kameradschaft im Team immer auch darauf achten musste, ob jemand versuchte, mir ein Messer in den Rücken zu rammen oder Gift ins Essen zu streuen.

Die nächsten zwei Tage lang spielten wir die Sache aus. Teile des Wochenendes waren wie Versteckspielen, andere waren wie Survivaltraining in der Wildnis, und wieder andere waren wie Kreuzworträtsellösen. Die Spielleiter hatten ihren Job toll gemacht. Und es entwickelten sich echte Freundschaften mit den anderen Leuten in der eigenen Mission. Darryl war das Opfer meines ersten Mordes, und ich kniete mich echt rein, obwohl er mein Kumpel war. Netter Kerl; wirklich schade, dass ich ihn töten musste.

Ich erwischte ihn mit einem Feuerball, während er die Beute checkte, nachdem wir eine Horde von Orks plattgemacht hatten, indem wir mit jedem Ork eine Runde Schere-Stein-Papier spielten, um auszumachen, wer den Kampf gewinnen würde. Das ist viel spannender, als es klingt.

Das war wie Sommerfreizeit für Drama-Fans. Wir quatschten in unseren Zelten bis tief in die Nacht, betrachteten die Sterne, sprangen in den Fluss, wenn uns heiß wurde, und erschlugen Stechmücken. Wir wurden beste Freunde – oder Feinde fürs Leben.

Ich weiß nicht, warum Charles' Eltern ihren Sohn zum LARPen geschickt hatten. Er war nicht die Art Junge, die dieses Zeug wirklich genoss. Er war eher die Sorte, die Fliegen ihre Flügel ausriss. Na ja, vielleicht auch nicht. Aber er war echt nicht der Typ, in Verkleidung im Wald rumzurennen. Er muffelte die ganze Zeit bloß rum, hatte für alles und jeden bloß Verachtung übrig und versuchte uns davon zu überzeugen, dass das alles lange nicht so toll war, wie wir glaubten. Bestimmt habt ihr solche Menschen schon getroffen: Menschen, deren selbst gestellte Aufgabe es ist, allen anderen jeglichen Spaß zu verderben.

Charles' zweites Problem war, dass er simulierte Gefechte einfach nicht begreifen konnte. Wenn man erst mal anfängt, im Wald rumzurennen und ausgefeilte halbmilitärische Spiele zu spielen, dann geht es ganz schnell, bis dein Adrenalinspiegel so hoch ist, dass du bereit bist, jemandem in echt an die Gurgel zu gehen. Und in diesem Zustand ist es wirklich keine gute Idee, ein Schwert, eine Keule, Lanze oder ein anderes Utensil zur Hand zu haben. Aus diesem Grund ist es in solchen Spielen jedem Teilnehmer *absolut* strikt verboten, einen anderen zu schlagen. Stattdessen sind, wenn du jemandem nahe genug zum Kämpfen kommst, einige flotte Runden Schere-Stein-Papier angesagt, unter Berücksichtigung deiner jeweiligen Erfahrung und Bewaffnung und deines Gesundheitszustands. Die Schiedsrichter schlichten Streitereien. Das ist ziemlich zivilisiert und ein bisschen bizarr. Da rennst du jemandem durch den Wald hinterher, holst ihn ein, fletschst die Zähne, und dann setzt du dich mit ihm hin auf ein kleines Spielchen. Aber es funktioniert, und es sorgt dafür, dass alles sicher und spaßig bleibt.

Charles konnte das partout nicht begreifen. Ich glaube schon, dass er verstanden hatte, dass die Regel „kein Kontakt" lautete, aber er war zugleich in der Lage, zu entscheiden, dass die Regel egal war und dass er ihr nicht gehorchen wollte. Die Schiedsrichter mussten ihn deshalb ein paar Mal an diesem Wochenende zur Ordnung rufen, und immer versprach er, sich dran zu halten, und immer ignorierte er die Regeln aufs Neue. Er war schon damals einer von den Größeren, und es machte ihm Spaß, dich am Ende einer Jagd „versehentlich" zu tackeln. Und wenn du auf dem felsigen Waldboden landest, ist Tackling kein Vergnügen.

Ich hatte grade Darryl auf einer Waldlichtung ordentlich gequält, wo er auf Schatzsuche war, und wir lachten zusammen über meine enorme Heimtücke. Er wollte grade Monstern gehen – getötete Spieler konnten zu Monstern werden, und das bedeutete, dass mit fortschreitender Spieldauer immer mehr Monster hinter dir her waren, so dass jeder weiterspielen musste und die Schlachten immer ausschweifender wurden.

In diesem Moment kam Charles hinter mir aus dem Unterholz hervor und tackelte mich; er stieß mich so hart zu Boden, dass mir einen Moment lang die Luft wegblieb. „Hab dich!", brüllte er. Bis dahin hatte ich ihn nur entfernt gekannt, und allzu viel von ihm gehalten hatte ich noch nie; aber jetzt war ich bereit zu töten. Langsam erhob ich mich und schaute ihn an mit seinem Grinsen und der stolzgeschwellten Brust. „Du bist so was von tot", sagte er. „Ich hab dich astrein erwischt."

Ich grinste, und dabei fühlte sich etwas in meinem Gesicht falsch und wund an. Ich berührte meine Oberlippe. Sie war blutig. Meine Nase blutete, und meine Lippe war aufgeplatzt, als ich nach seinem Angriff mit dem Gesicht zuerst auf einer Wurzel gelandet war.

Ich wischte das Blut an meinem Hosenbein ab und lächelte. Ich gab mir den Anschein, das alles unheimlich lustig zu finden, lachte ein bisschen und ging auf ihn zu.

Charles ließ sich nicht überlisten. Er war schon am Zurückweichen und versuchte, im Gebüsch zu verschwinden. Darryl schnitt ihm den einen Fluchtweg ab. Ich übernahm den anderen. Plötzlich drehte er sich um und rannte. Darryls Fußangel ließ ihn die Schwalbe machen. Wir stürzten uns gerade auf ihn, als wir eine Schiedsrichterpfeife hörten.

Der Schiedsrichter hatte nicht gesehen, wie Charles mich foulte, aber er hatte ihn am Wochenende beim Spielen beobachtet. So sandte er Charles zum Camp-Eingang zurück und erklärte ihm, dass er aus dem Spiel war. Charles beschwerte sich lautstark, aber zu unserer Genugtuung wollte der Unparteiische nichts davon wissen. Als Charles fort war, hielt er auch uns eine Standpauke und sagte, unsere Vergeltung sei um nichts mehr gerechtfertigt gewesen als der Angriff von Charles.

Damit war es okay. Als die Spiele an diesem Abend zu Ende waren, nahmen wir alle in den Lagerunterkünften eine heiße Dusche. Darryl und ich stahlen Charles' Klamotten und sein Handtuch. Wir knoteten alles zusammen und warfen die Bündel ins Pissoir. Eine Menge Jungs waren nur zu glücklich, uns beim Einweichen helfen zu dürfen – Charles war bei seinen Rempeleien ziemlich enthusiastisch gewesen.

Ich wünschte, ich hätte ihn sehen können in dem Moment, als er aus der Dusche kam und seine Kleidung entdeckte. Muss eine schwierige Entscheidung sein: Rennst du nackt durchs Camp, oder dröselst du die fest verknoteten, zugepissten Klamotten auseinander und ziehst sie an?

Er wählte Nacktheit. Ich hätte wahrscheinlich dasselbe gewählt. Wir stellten uns in einer langen Reihe zwischen den Duschen und den Baracken auf, wo das Gepäck lagerte, und applaudierten ihm. Ich stand am Anfang der Reihe und klatschte am lautesten.

☒

Diese Wochenendlager gab es nur drei oder vier Mal im Jahr, was bei Darryl und mir – und vielen anderen LARPern – zu ernsthaften Entzugserscheinungen führte. Zum Glück gab es noch die Wretched-Daylight-Spiele in den Hotels der Stadt. Wretched Daylight ist ein anderes LARP mit rivalisierenden Vampir-Clans und Vampirjägern, und es hat seine eigenen raffinierten Regeln. Man bekommt Spielkarten zur Bewältigung der Kämpfe, so dass jedes Geplänkel eine kleine Runde eines Strategie-Kartenspiels umfasst. Vampire können unsichtbar werden, indem sie sich ihren Mantel über den Kopf ziehen und die Arme vor der Brust verschränken; dann müssen alle anderen Mitspieler so tun, als ob sie diesen Vampir nicht sehen, und ihre Unterhaltung über ihre Pläne und so weiter fortsetzen. Einen wirklich guten Spieler erkennt man daran, dass er ehrlich genug ist, seine Geheimnisse vor einem „unsichtbaren" Rivalen auszuplaudern und dabei so zu tun, als sei dieser gar nicht im Raum.

Jeden Monat fand eine Handvoll großer Wretched-Daylight-Spiele statt. Die Organisatoren der Spiele hatten einen guten Draht zu den Hotels der Stadt und ließen sie jeweils wissen, dass sie freitagnachts zehn bis dahin unbelegte Zimmer buchen und mit Spielern füllen würden. Die Spieler würden dann im Hotel herumstreifen und in den Korridoren, am Pool und so halbwegs unauffällig Wretched Daylight spielen, sie würden im Hotelrestaurant essen und für die Nutzung des Hotel-WLANs bezahlen. Freitagnachmittags war Meldeschluss; dann mailten die Organisatoren uns an, und wir gingen nach der Schule direkt zu dem jeweiligen Hotel, brachten unsere Schlafsäcke mit, schliefen übers Wochenende jeweils zu sechst oder acht in einem Zimmer, ernährten uns von Junk-Food und spielten bis drei Uhr früh. Es war ein nettes, sauberes Vergnügen, gegen das unsere Eltern nichts einzuwenden hatten.

Organisator war ein bekannter Bildungs-Förderverein, der Schreib-Workshops, Theaterkurse und dergleichen mehr für Jugendliche anbot. Er veranstaltete die Spiele schon seit zehn Jahren, ohne dass es je einen Zwischenfall gegeben hätte. Alles war streng alkohol- und drogenfrei, um die Organisatoren nicht irgendwelchen Vorwürfen der Verführung Minderjähriger auszusetzen. Je nach Wochenende kamen zwischen zehn und hundert Spieler zusammen, und für den Preis weniger Kinokarten hatten wir zweieinhalb Tage lang mächtig Spaß.

Doch eines Tages gelang es ihnen, einen Block von Zimmern im Monaco zu buchen, einem Hotel im Tenderloin, das sich an kunstbeflissene ältere Touristen richtete – einem dieser Orte, an denen in jedem Zimmer ein Goldfischglas stand und die Empfangshalle voll war mit wundervollen alten Menschen in feiner Kleidung, die ihre Ergebnisse plastischer Chirurgie zur Schau stellten.

Normalerweise pflegten uns die Irdischen – unser Wort für Nicht-Spieler – einfach zu ignorieren, sie hielten uns wohl für junge Hallodris. Aber an jenem Wochenende war zufällig der Herausgeber eines italienischen Reisemagazins im Hotel, und der entwickelte Interesse an der Sache. Er trieb mich in die Enge, als ich in der Halle herumlungerte in der Hoffnung, den Clan-Führer meiner Rivalen zu sehen, um mich auf ihn zu stürzen und sein Blut zu schlürfen. Ich stand mit über der Brust verschränkten Armen, also unsichtbar, an die Wand gelehnt herum, als er sich näherte und mich in holprigem Englisch fragte, was meine Freunde und ich denn an diesem Wochenende hier so trieben.

Ich versuchte ihn loszuwerden, aber er ließ nicht locker. Also dachte ich, ich könne mir ja einfach was ausdenken, damit er endlich verschwände.

Ich ahnte nicht, dass er meine Story drucken würde. Und ich ahnte noch viel weniger, dass es von der amerikanischen Journaille aufgegriffen werden würde.

„Wir sind hier, weil unser Prinz gestorben ist, deshalb mussten wir auf der Suche nach einem neuen Herrscher hierher kommen."

„Ein Prinz?"

„Ja“, sagte ich und gewann Gefallen an der Sache. „Wir sind das Alte Volk. Wir sind im 16. Jahrhundert nach Amerika eingewandert, und seither lebte unsere königliche Familie ununterbrochen in der Wildnis von Pennsylvania. Wir leben unter einfachen Bedingungen im Wald, und wir benutzen keinerlei moderne Technik. Doch der Prinz war der Letzte seiner Abstammungslinie, und er ist vorige Woche gestorben. Eine furchtbare auszehrende Krankheit hat ihn von uns genommen. Die jungen Männer meines Clans sind aufgebrochen, die Nachkommen seines Großonkels zu finden, der zur Zeit meines Großvaters davongegangen war, um sich den modernen Menschen anzuschließen. Man sagt, er habe sich fortgepflanzt, und wir werden den Letzten seiner Linie finden und zurück in seine rechtmäßige Heimat bringen.“

Ich las damals eine Menge Fantasy-Romane. Solches Zeug flog mir nur so zu.

„Wir fanden eine Frau, die um jene Abkömmlinge wusste. Sie sagte uns, einer von ihnen sei in diesem Hotel anzutreffen, und so sind wir gekommen, ihn zu finden. Jedoch hat ein rivalisierender Clan unsere Spur hierher verfolgt, um uns davon abzuhalten, unseren Prinzen heimzubringen, um uns in Schwäche und leicht beherrschbar zu halten. Daher ist es überlebensnotwendig, dass wir unter uns bleiben. Wir reden nur mit dem Neuen Volk, wenn es sich nicht vermeiden lässt. Jetzt mit Ihnen zu sprechen bereitet mir großes Unbehagen.“

Er beobachtete mich abschätzend. Ich hatte meine Arme nicht mehr gekreuzt, daher war ich für rivalisierende Vampire jetzt sichtbar; und eine von ihnen hatte sich heimlich an uns herangeschlichen. Ich drehte mich im letzten Moment um und sah sie mit ausgebreiteten Armen und zischelnd auf uns zukommen, eine Vampirin im ganz großen Stil.

Ich breitete meine Arme weit aus und zischelte zurück, dann verschwand ich durch die Empfangshalle, wobei ich über ein Ledersofa sprang und mich an einer Topfpflanze vorbeischlängelte, die Vampirin immer hinter mir her. Einen Fluchtplan durchs Treppenhaus ins Fitnessstudio im Untergeschoss hatte ich vorher schon ausgetüftelt, und dort schüttelte ich sie ab.

Den Journalisten sah ich an diesem Wochenende nicht mehr, aber ich erzählte die Story einigen anderen LARPern weiter, die sie weiter ausschmückten und keine Gelegenheit ausließen, sie wiederum weiterzutragen.

Das italienische Magazin hatte eine Mitarbeiterin, die ihre Magisterarbeit über technikfeindliche Amish-Gemeinschaften im ländlichen Pennsylvania geschrieben hatte, und sie fand uns unglaublich interessant. Auf der Grundlage der Notizen und Interview-Aufzeichnungen ihres Chefs aus San Francisco schrieb sie eine faszinierende, herzzerreißende Geschichte über diese merkwürdigen jugendlichen Kult-Angehörigen, die auf der Suche nach ihrem „Prinzen“ kreuz und quer durch Amerika reisten. Verdammt, die Leute drucken heutzutage wirklich alles.

Aber die Sache war die, dass Geschichten wie diese aufgegriffen und weiterverbreitet werden. Zuerst waren es italienische Blogger, dann ein paar amerikanische Blogger. Leute überall im Land berichteten über „Sichtungen“ von Angehörigen des Alten Volkes, wobei ich bis heute nicht weiß, ob das ausgedacht war oder ob andere dasselbe Spiel spielten.

So arbeitete sich die Story durch die Medien-Nahrungskette bis hoch zur „New York Times“, die leider einen ungesunden Appetit für Faktenrecherche hat. Der Reporter, den sie auf die Sache ansetzten, führte sie schließlich auf das Monaco Hotel zurück, wo man ihn an die LARP-Organisatoren verwies, die ihm dann lachend die ganze Geschichte erzählten.

Nun ja – ab da war LARPing sehr viel weniger cool. Wir wurden bekannt als die größten Schummler der Nation, als durchgeknallte pathologische Lügner. Die Presseleute, die wir unbeabsichtigt dazu gebracht hatten, die Story des Alten Volkes zu covern, waren nun erpicht drauf, sich selbst wieder in besseres Licht zu rücken, indem sie berichteten, wie unfassbar merkwürdig wir LARPer doch waren; und an diesem Punkt ließ Charles jeden in der Schule wissen, dass Darryl und ich die größten LARP-Weicheier der Stadt seien.

Das war kein gutes Jahr. Ein paar aus der Gang störten sich nicht dran, wir aber schon. Die Hänselei war gnadenlos. Und Charles immer vornweg. Ich fand Plastik-Gebisse in meiner Tasche; Kids, die mir in der Aula begegneten, machten „bleh, bleh“ wie ein Comic-Vampir oder sprachen in meiner Gegenwart mit aufgesetztem transsylvanischem Akzent.

Wenig später stiegen wir auf ARG um. In mancherlei Hinsicht war das noch lustiger, und vor allem war es sehr viel weniger abseitig. Aber manchmal vermisste ich doch meinen Umhang und diese Wochenenden im Hotel.

☒

Das Gegenteil von esprit d'escalier ist, wenn alle Peinlichkeiten deines Lebens zurückkommen und dich verfolgen, auch wenn sie schon längst verjährt sind. Ich erinnerte mich an jede einzelne Dummheit, die ich je gesagt oder

getan hatte, und zwar bis ins kleinste Detail. Und jedes Mal, wenn ich mich niedergeschlagen fühlte, fing ich ganz von selbst an, mich an ähnliche Situationen zu erinnern – eine Hitparade von Erniedrigungen paradierte eine nach der anderen an meinem inneren Auge vorbei.

Während ich versuchte, mich auf Masha und meinen drohenden Untergang zu konzentrieren, verfolgte mich der Vorfall mit dem Alten Volk penetrant. Es war damals ein ganz ähnliches krankes Gefühl der Verlorenheit gewesen, als immer mehr Medien die Story aufgriffen und das Risiko stieg, dass jemand herausfand, dass ich es war, der dem blöden italienischen Herausgeber, diesem Typ in seinen Designerjeans mit den schiefen Nähten, dem gestärkten Hemd ohne Kragen und der riesigen metallgefassten Brille, die Geschichte angedreht hatte.

Es gibt eine Alternative dazu, dich in deinen Fehlern zu suhlen. Du kannst aus ihnen lernen.

Jedenfalls ist das eine gute Theorie. Vielleicht besteht ja auch der Grund dafür, dass dein Unterbewusstsein all diese elenden Gespenster reanimiert, darin, dass sie irgendeinen Abschluss finden müssen, bevor sie in Frieden im Erniedrigungsjenseits ruhen können. Mein Unterbewusstsein traktierte mich mit Gespenstern in der Hoffnung, dass ich etwas tun würde, damit sie in Frieden würden ruhen können.

Auf dem ganzen Weg heim wälzte ich diese Erinnerung und den Gedanken, wie ich mit „Masha“ umgehen sollte für den Fall, dass sie mir eine Falle stellte. Ich musste irgendeine Rückversicherung haben.

Und als ich mein Haus erreichte – und die melancholischen Umarmungen von Mom und Dad, die dort auf mich warteten –, da hatte ich sie.

☒

Der Trick bestand darin, das Ganze so zu timen, dass es schnell genug passierte, um dem DHS keine Vorbereitungszeit zu geben, aber mit genug Vorlauf, dass das Xnet Zeit haben würde, massenhaft zu erscheinen.

Der Trick bestand darin, es so zu arrangieren, dass zu viele von uns auf einem Haufen waren, um uns alle festzunehmen, und es dennoch irgendwo zu machen, wo es von der Presse und den Erwachsenen zur Kenntnis genommen wurde, damit das DHS uns nicht wieder einfach begasen konnte.

Der Trick bestand darin, dass es etwas so Medientaugliches sein musste wie die Levitation des Pentagon. Der Trick bestand darin, den Anlass für eine richtig fette Massenkundgebung zu inszenieren, so wie damals die 3000 Berkeley-Studenten, die sich weigerten, einen der Ihren in einem Polizeiauto abtransportieren zu lassen.

Und der Trick bestand darin, die Presse vor Ort sein zu lassen, bereit zu berichten, was die Polizei tat, ebenso wie 1968 in Chicago.

Es musste ein wirklich guter Trick sein.

Am folgenden Tag verschwand ich mithilfe meiner üblichen Techniken eine Stunde früher aus der Schule; es war mir egal, ob das womöglich irgendeinen neuartigen DHS-Checker auslöste, der zu einer Benachrichtigung meiner Eltern führen würde.

So oder so: Ob ich Ärger in der Schule bekam, würde nach dem morgigen Tag das kleinste Problem meiner Eltern sein.

Ich traf mich mit Ange bei ihr. Sie hatte noch früher aus der Schule verschwinden müssen, aber sie hatte ihre Regel vorgeschoben und sich benommen, als würde sie gleich umkippen, und dann hatten sie sie heimgeschickt.

Wir fingen an, die Sache im Xnet zu verbreiten. Wir sandten E-Mails an vertrauenswürdige Freunde und Instant Messages an unsere Buddy-Listen. Wir zogen über die Planken und durch die Straßen von Clockwork Plunder und erzählten es unseren Teamgefährten. Jedem genug Information zukommen zu lassen, dass er auch sicher erschien, ohne das DHS in unsere Karten schauen zu lassen, war knifflig, aber ich war mir sicher, die richtige Balance gefunden zu haben:

> MORGEN VAMPMOB

> Wenn du ein Grufti bist, dann putz dich raus. Wenn du kein Grufti bist, dann finde einen und leih dir seine Klamotten. Vampir ist angesagt.

> Das Spiel beginnt Punkt acht. PUNKT ACHT. Seid da und seid bereit, euch in Teams einteilen zu lassen. Das Spiel dauert 30 Minuten, ihr habt also genug Zeit, noch rechtzeitig in die Schule zu kommen.

> Die Location erfahrt ihr morgen früh. Mailt eure öffentlichen Schlüssel an m1k3y@littlebrother.pirate-party.org.se, und ruft für das Update um sieben Uhr eure Mails ab. Wenn euch das zu früh ist, dann bleibt die ganze Nacht wach. So machen wir es jedenfalls.

> Das wird das Lustigste, was ihr in diesem Jahr erleben werdet, versprochen.

> Habt Vertrauen.

> M1k3y

Dann schickte ich eine kurze Notiz an Masha.

> Morgen

> M1k3y

Eine Minute später mailte sie zurück:

> Dacht ich mir so. VampMob also. Du bist schnell. Setz einen roten Hut auf. Und bring leichtes Gepäck.

⊠

Was nimmt man mit auf die Flucht? Ich hatte schon genug schwere Säcke auf genug Pfadfinderlagern rumgeschleppt, um zu wissen, dass jedes Gramm extra bei jedem Schritt mit der geballten Macht der Schwerkraft in deine Schultern schneidet. Es ist nicht bloß ein Gramm – es ist ein Gramm, das du eine Million Schritte weit trägst. Es ist eine Tonne.

„Stimmt", sagte Ange. „Clever. Und mehr als drei Sätze Klamotten nehmen wir auch nicht mit. Notfalls waschen wir das Zeug im Handwaschbecken aus. Lieber ein Fleck auf dem T-Shirt als einen Koffer, der zu groß und zu schwer ist, um unter einen Flugzeugsitz zu passen."

Sie hatte eine robuste Nylon-Kuriertasche rausgekramt, deren Riemen sie über die Schulter und zwischen ihren Brüsten hindurchführte (was mich ein klein wenig ins Schwitzen brachte) und die dann diagonal auf ihrem Rücken saß. Die Tasche war innen geräumig, und sie hatte sie auf dem Bett abgestellt. Jetzt stapelte sie Kleidungsstücke daneben auf.

„Ich schätze mal, drei T-Shirts, eine lange und eine kurze Hose, drei Sätze Unterwäsche, drei Paar Socken und ein Pulli müssen reichen."

Sie leerte ihre Sporttasche aus und suchte ihre Toilettenartikel zusammen. „Ich muss dran denken, morgen früh meine Zahnbürste einzustecken, bevor ich Richtung Civic Center losgehe."

Ihr beim Packen zuzuschauen war beeindruckend. Sie war dabei völlig abgebrüht. Und es war verrückt – es machte mir klar, dass ich am nächsten Tag weggehen würde. Vielleicht für lange. Vielleicht für immer.

„Soll ich meine Xbox mitnehmen?", fragte sie. „Ich hab eine Tonne Zeug auf der Festplatte, Notizen, Entwürfe und Mails. Ich möchte nicht, dass das in falsche Hände gerät."

„Das ist alles verschlüsselt", erwiderte ich. „Das ist bei ParanoidXbox Standard. Lass die Xbox hier, in L.A. wird es reichlich von den Dingern geben. Richte dir bloß einen Piratenpartei-Account ein, und mail dir selbst ein Image von deiner Festplatte. Wenn ich heimkomme, mach ich das auch noch."

Das tat sie und schickte die Mail auf den Weg. Es würde ein paar Stunden dauern, bis all die Daten sich durch das WLAN ihrer Nachbarn gezwängt und ihren Weg nach Schweden gefunden hatten.

Dann schloss sie die Klappe der Tasche und zog die Kompressionsriemen an. Jetzt hatte sie etwas Fußballgroßes auf ihrem Rücken hängen, und ich starrte es bewundernd an. Damit unter der Schulter konnte sie die Straße runterlaufen, und niemand würde zwei Mal hinschauen – sie würde so aussehen, als sei sie auf dem Weg zur Schule.

„Ach, eins noch", sagte sie, ging zu ihrem Nachttisch und holte die Kondome raus. Sie holte die Gummipäckchen aus der Schachtel, öffnete die Tasche und stopfte sie hinein, dann gab sie mir einen Klaps auf den Po.

„Und jetzt?", fragte ich.

„Jetzt gehen wir zu dir und kümmern uns um deinen Kram. Außerdem wirds langsam Zeit, dass ich deine Eltern kennen lerne, oder?"

Sie ließ die Tasche inmitten der Klamottenstapel und des Krimskrams auf dem Fußboden liegen. Sie war bereit, das alles hinter sich zu lassen, fortzugehen, nur um bei mir zu sein. Nur um der Sache zu dienen. Das machte auch mir Mut.

⊠

Mom war schon daheim, als ich ankam. Sie hatte ihren Laptop offen auf dem Küchentisch stehen und beantwortete Mails, während sie über Headset mit irgendeinem armen Yorkshireman sprach, der mit seiner Familie Hilfe dabei benötigte, sich an das Leben in Louisiana zu gewöhnen.

Ich trat durch die Tür und Ange hinterher, grinsend wie wahnsinnig, aber zugleich meine Hand so fest drückend, dass ich spüren konnte, wie ihre Knochen aufeinanderschabten. Ich wusste nicht, worüber sie sich solche Sorgen machte. War ja nicht so, dass sie nach dem heutigen Tag noch mal allzu viel Zeit mit meinen Eltern würde verbringen müssen, selbst wenn es schlecht lief.

Mom beendete das Gespräch mit dem Yorkshireman, als wir hereinkamen.

„Hallo, Marcus“, sagte sie und gab mir einen Kuss auf die Wange. „Und wer ist das?“

„Mom, darf ich dir Ange vorstellen? Ange, das ist meine Mom, Lillian.“

Mom stand auf und nahm Ange in die Arme.

„Es ist sehr schön, dich kennen zu lernen, Liebes“, sagte sie und musterte sie von Kopf bis Fuß. Ange sah ziemlich vorzeigbar aus, fand ich. Sie zog sich anständig und dezent an, und man konnte ihr ansehen, dass sie ein heller Kopf war.

„Eine Freude, Sie kennen zu lernen, Mrs. Yallow“, sagte sie. Sie klang sehr souverän und selbstbewusst. Viel mehr als ich, als ich ihre Mom zum ersten Mal traf.

„Sag doch Lillian, meine Liebe.“ Mom achtete erkennbar auf jedes Detail. „Bleibst du zum Essen?“

„Sehr gern“, sagte Ange.

„Isst du Fleisch?“ Mom hat sich ans Leben in Kalifornien echt gut angepasst.

„Ich esse alles, das mich nicht zuerst isst.“

„Sie ist süchtig nach scharfer Sauce“, sagte ich. „Du kannst ihr auch alte Reifen anbieten, und Ange wird sie essen, solange sie sie nur in Salsa ertränken kann.“

Ange knuffte mich zärtlich in die Schulter.

„Ich hatte Thai ordern wollen“, sagte Mom. „Dann bestelle ich noch ein paar von ihren Fünf-Chili-Gerichten dazu.“

Ange dankte ihr höflich, und Mom wuselte in der Küche rum, stellte uns Saftgläser und einen Teller Kekse hin und fragte uns drei Mal, ob wir Tee haben wollten. Ich wurde allmählich hibbelig.

„Danke, Mom“, sagte ich. „Aber wir würden erst mal für einen Moment zu mir raufgehen wollen.“

Moms Augen verengten sich einen Moment lang, aber dann lächelte sie wieder. „Na sicher“, sagte sie. „Dein Vater wird in einer Stunde daheim sein, wir essen dann alle zusammen.“

Mein Vampirzeug hatte ich im hintersten Winkel des Kleiderschranks verstaut. Ich ließ Ange durchgucken, während ich meine Klamotten durchflöhte. Ich musste ja bloß bis L.A. kommen. Da gab es Geschäfte für all die Bekleidung, die ich dann noch brauchte. Ich musste bloß drei, vier Lieblings-T-Shirts und eine Lieblings-Jeans zusammensuchen, einen Deo-Roller und eine Rolle Zahnseide.

„Geld!“, sagte ich dann.

„Oh ja“, sagte sie. „Ich wollte mein Konto beim Geldomaten auf dem Weg nach Hause leerräumen. Ich hab vielleicht fünfhundert zusammengespart.“

„Echt?“

„Wofür sollte ichs denn ausgeben? Seit dem Xnet hab ich ja noch nicht mal mehr Provider-Gebühren.“

„Ich glaube, ich hab so was um dreihundert.“

„Na guck. Heb das morgen auf dem Weg zum Civic Center ab.“ Ich hatte eine große Schultasche, die ich dazu benutzte, größere Mengen Ausrüstung durch die Stadt zu schleppen. Die war unauffälliger als mein Campinggepäck. Ange ging gnadenlos durch meine Stapel durch und dampfte sie auf ihre Lieblingsstücke ein.

Als alles gepackt und unterm Bett verstaut war, setzten wir uns hin.

„Wir müssen morgen richtig früh aufstehen“, sagte sie.

„Oh ja, großer Tag.“

Unser Plan sah vor, dass wir morgen früh Nachrichten mit diversen falschen VampMob-Locations versenden würden, um die Leute an mehrere stille Orte im Umkreis von ein paar Gehminuten um das Civic Center zu schicken. Wir wollten noch eine Sprühschablone ausschneiden, mit der wir gegen fünf Uhr morgens einfach *VAMPMOB CIVIC CENTER ->->* an diesen Plätzen auf die Straße sprühen würden. Auf diese Weise wollten wir vermeiden, dass das DHS das Civic Center abriegelte, bevor wir einträfen. Ich hatte den Mail-Bot so eingestellt, dass die Nachrichten um sieben Uhr rausgingen – ich musste nur die Xbox eingeschaltet lassen, wenn ich ging.

„Wie lange …" Sie brach ab.

„Das hab ich mich auch schon gefragt", sagte ich. „Schätze mal, das könnte eine ganze Weile dauern. Aber wer weiß? Wenn Barbaras Artikel erscheint" – ich hatte auch eine Mail für sie in der Pipeline – „und all das, vielleicht sind wir in zwei Wochen Helden."

„Vielleicht." Sie seufzte.

Ich legte meinen Arm um sie. Ihre Schultern bebten.

„Ich habe Angst", sagte ich. „Ich glaube, es wäre wahnsinnig, keine Angst zu haben."

„Ja", sagte sie. „Ja."

Mom rief uns zum Essen. Dad schüttelte Anges Hand. Er war unrasiert und sah besorgt aus, so wie er immer aussah, seit wir zu Barbara gefahren waren, aber das Treffen mit Ange brachte ein bisschen was von dem alten Dad zum Vorschein. Sie küsste ihn auf die Wange, und er bestand darauf, dass sie ihn Drew nennen möge.

Das Abendessen war wirklich ein Erfolg. Das Eis war gebrochen, als Ange ihren Zerstäuber mit der scharfen Sauce hervorholte, ihr Essen damit behandelte und die Sache mit den Scoville-Einheiten erklärte. Dad probierte eine Gabelvoll von ihrem Teller und flitzte dann in die Küche, um einen oder zwei Liter Milch zu trinken. Ob ihrs glaubt oder nicht, Mom kostete danach trotzdem und sah dabei so aus, als genieße sie es rundum. Mom, so stellte sich heraus, war ein unentdecktes Wunderkind des scharfen Essens, ein Naturtalent.

Bevor sie ging, drückte Ange meiner Mutter den Zerstäuber in die Hand. „Ich habe noch einen daheim", sagte sie. Ich hatte gesehen, wie sie ihn eingepackt hatte. „Und ich denke, du bist die Art Frau, die so einen haben sollte."

Kapitel 19

Dieses Kapitel ist dem MIT Press Bookshop gewidmet, einem Laden, den ich bei jedem meiner Trips nach Boston in den letzten zehn Jahren besucht habe. Das MIT ist natürlich eine der legendären Keimzellen globaler Nerd-Kultur, und die Buchhandlung auf dem Campus wird allen Erwartungen gerecht, die ich mitbrachte, als ich sie zum ersten Mal betrat. Neben den wunderbaren Werken, die bei MIT Press erscheinen, bietet der Laden auch eine Rundreise durch die aufregendsten High-Tech-Publikationen der Welt, von Hacker-Blättchen wie 2600 bis zu dicken akademischen Anthologien über Videospiel-Design. Dies ist einer der Läden, in denen ich um Lieferung meiner Einkäufe bitten muss, weil sie nicht in den Koffer passen.

MIT Press Bookstore http://web.mit.edu/bookstore/www/ Building E38, 77 Massachusetts Ave., Cambridge, MA USA 02139-4307 +1 617 253 5249

Dies ist die E-Mail, die um sieben Uhr am nächsten Morgen rausging, während Ange und ich *VAMPMOB CIVIC CENTER ->->* an strategischen Punkten der Stadt auf den Asphalt sprühten.

> REGELN FÜR VAMPMOB

> Du bist Mitglied eines Clans von Tageslicht-Vampiren. Du hast das Geheimnis entdeckt, wie man das grässliche Sonnenlicht überlebt. Das Geheimnis ist Kannibalismus: Das Blut eines anderen Vampirs kann dir die Kraft geben, unter den Lebenden zu wandeln.

> Um im Spiel zu bleiben, musst du so viele andere Vampire beißen wie möglich. Wenn eine Minute ohne einen Biss verstreicht, bist du raus. Wenn du raus bist, dreh dein Shirt um und werde Schiedsrichter – beobachte zwei oder drei Vamps, um zu sehen, ob sie ihre Bisse landen können.

> Um einen anderen Vamp zu beißen, musst du fünf Mal „Beißen!" sagen, bevor er es tut. Also rennst du auf einen Vampir zu, suchst Blickkontakt und schreist „Beißen Beißen Beißen Beißen Beißen!", und wenn du es schaffst, bevor der andere es schafft, dann lebst du, und der andere zerfällt zu Staub.

> Du und die anderen Vampire, die du an deinem Treffpunkt vorfindest, seid ein Team. Sie sind dein Clan. Ihr Blut hat für dich keinen Nährwert.

> Du kannst „unsichtbar" werden, indem du stehen bleibst und die Arme über der Brust verschränkst. Du kannst keine unsichtbaren Vampire beißen, und sie können dich nicht beißen.

> Dieses Spiel wird nach dem Ehrenprinzip gespielt. Sinn ist es nicht, zu gewinnen, sondern Spaß zu haben und mal wieder deinen Vamp unter die Leute zu bringen.

> Es gibt ein Endspiel, das durch Mundpropaganda eingeläutet wird, wenn sich Gewinner abzeichnen. Die Spielleiter werden eine Flüsterkampagne unter den Spielern starten, wenn die Zeit dafür reif ist. Verbreite die Parole, so schnell du kannst, und achte auf das Zeichen.

> M1k3y

> Beißen Beißen Beißen Beißen Beißen!

Wir hatten gehofft, dass vielleicht hundert Leute bereit sein würden, VampMob zu spielen. Jeder von uns hatte etwa zweihundert Einladungen rausgeschickt. Aber als ich um vier Uhr aufsprang und zur Xbox griff, waren 400 Antworten eingetroffen. VIERHUNDERT.

Ich fütterte den Bot mit den Adressen und stahl mich aus dem Haus. Ich stieg die Stufen hinab, lauschte noch kurz, wie mein Vater schnarchte und meine Mom sich im Bett hin- und herwälzte. Dann verschloss ich die Tür hinter mir.

Morgens um Viertel nach vier war es in Potrero Hill so still wie auf dem Land. Ich hörte einige entfernte Verkehrsgeräusche, und einmal fuhr ein Auto an mir vorbei. An einem Geldautomaten hielt ich an und hob 320 Dollar in Zwanzigern ab, rollte sie zusammen, wickelte ein Gummiband drum und stopfte die Rolle in eine Reißverschlusstasche an der Hüfte meiner Vampirhose.

Ich trug wieder meinen Umhang, ein Rüschenhemd und eine Smokinghose, die so umgearbeitet war, dass sie genug Taschen für all meinen Kleinkram hatte. Dazu noch spitze Stiefel mit silbernen Totenköpfen auf den Schnallen, und mein Haar hatte ich zu einer schwarzen Pusteblume aufgestylt. Ange wollte das weiße Make-up mitbringen und hatte versprochen, mir Eyeliner und schwarzen Nagellack zu machen. Warum auch nicht? Wann würde ich denn das nächste Mal Gelegenheit haben, mich auf diese Weise zu verkleiden?

Ich traf Ange vor ihrem Haus. Sie hatte ebenfalls ihre Tasche umgehängt, trug Netzstrümpfe, ein gekräuseltes Gothic-Lolitakleidchen, weiße Schminke im Gesicht, ausgefeiltes Kabuki-Augen-Make-up, und an ihren Fingern und am Hals prangte Silberschmuck.

„Du siehst TOLL aus!“, sagten wir wie aus einem Mund, dann lachten wir still und machten uns durch die Straßen davon, Sprühdosen in unseren Taschen.

☒

Während ich das Civic Center betrachtete, überlegte ich, wie es wohl dort aussehen würde, wenn es von 400 VampMobbern heimgesucht wurde. Ich erwartete sie ihn zehn Minuten außen vor der City Hall. Schon jetzt wimmelte es auf der großen Plaza von Pendlern, die fein säuberliche Bögen um die dort bettelnden Obdachlosen machten.

Ich habe das Civic Center schon immer gehasst. Es ist eine Ansammlung von Hochzeitstorten-Bauwerken: Gerichtsgebäude, Museen und öffentliche Gebäude wie die City Hall. Die Bürgersteige sind breit, die Gebäude sind weiß. Irgendwie schaffen sie es, dass der Komplex auf Fotos für die Reiseführer von San Francisco wie das Epcot Center aussieht, futuristisch und streng.

Aber aus der Nähe ist es schmuddelig und eklig. Auf allen Bänken schlafen Obdachlose. Das Viertel ist spätestens abends um sechs leer, Betrunkene und Junkies ausgenommen; denn da es dort nur eine einzige Sorte Gebäude gibt, gibt es überhaupt keinen Grund, nach Sonnenuntergang noch rumzuhängen. Es ist eher ein Einkaufszentrum als ein Wohnviertel, aber die einzigen Geschäfte dort sind Kautionsvermittler und Spirituosenläden, also Angebote für die Familien der Ganoven, die hier vor Gericht stehen, und die Penner, die hier ihre nächtliche Wohnstätte haben.

So richtig verstand ich das alles, als ich ein Interview mit einer erstaunlichen alten Stadtplanerin las, einer Frau namens Jane Jacobs, die mir als erste wirklich begreiflich machen konnte, warum es falsch war, die Städte mit Autobahnen zu zerteilen, alle Armen in Wohnungsprojekte zu stecken und streng gesetzlich zu regeln, wer was wann wo tun durfte.

Jacobs erklärte, dass wirkliche Städte organisch sind und eine Menge Vielfalt aufweisen – Reich und Arm, Weiß und Braun, Anglo und Mex, Einzelhandel und Wohnen und sogar Industrie. Solch ein Viertel wird von allen Arten von Menschen zu sämtlichen Tages- und Nachtstunden besucht, deshalb siedeln sich dort Geschäfte an, die jeden denkbaren Bedarf decken, und du hast dort rund um die Uhr Leute, die ganz von selbst über die Straßen wachen.

Ihr kennt das sicherlich. Spaziert mal durch einen älteren Teil eurer Stadt, und ihr werdet merken, dass er voll mit den coolsten Geschäften ist, mit Typen in Anzügen oder edelschlampig, gehobenen Restaurants und schicken Cafés, vielleicht einem kleinen Kino, mit liebevoll gestrichenen Häusern. Sicher wirds da auch einen Starbucks geben, aber eben auch einen hübschen kleinen Obst- und Gemüse-Markt und eine Floristin, die dreihundert Jahre alt zu sein scheint und sorgfältig an den Blumen in ihren Fenstern schnipselt. Das ist das Gegenteil von geplantem Raum wie etwa einem Einkaufszentrum. Es fühlt sich eher an wie ein verwilderter Garten oder ein Wald: als wäre es gewachsen.

Man könnte nicht weiter davon entfernt sein als im Civic Center. Ich las dieses Interview mit Jacobs, in dem sie über das wundervolle alte Viertel sprach, das sie dafür abgerissen hatten. Es war genau diese Sorte Viertel gewesen, diese Art Ort, die einfach geschah – ohne explizite Erlaubnis, ohne Sinn und Verstand.

Jacobs erzählte, sie habe vorhergesagt, dass das Civic Center binnen weniger Jahre eines der schlimmsten Viertel der Stadt werden würde, eine Geisterstadt bei Nacht, ein Ort, an dem nur ein paar klapprige Läden für Säuferbedarf und schäbige Motels eine Existenzgrundlage finden würden. Sie erweckte im Interview nicht den Eindruck, als freue sie sich darüber, von der Realität bestätigt worden zu sein; viel eher klang es, als spreche sie über einen toten Freund, als sie beschrieb, was aus dem Civic Center geworden war.

Aber jetzt war Rushhour, und das Civic Center war denkbar belebt. Die dortige BART ist zugleich ein Knotenpunkt mehrerer Straßenbahnlinien, und wenn du von einer zur anderen wechseln musst, tust du es hier. Morgens um acht kamen Tausende Leute die Treppen hoch, liefen die Treppen runter, stiegen in Taxis und Busse ein und aus. Bei den DHS-Checkpoints an den diversen öffentlichen Gebäuden knubbelten sie sich, um aggressive Bettler machten sie große Bögen. Alle rochen sie nach ihren Shampoos und Deos, frisch geduscht und in der Rüstung ihrer Bürokluft, mit Laptoptaschen und Aktentaschen. Morgens um acht war das Civic Center der Nabel der Geschäftswelt.

Und jetzt kamen die Vampire. Ein paar Dutzend aus Richtung Van Ness, ein paar Dutzend von Market Street. Noch mehr von der anderen Seite von Market. Sie glitten an den Gebäuden entlang mit weißer Gesichtsfarbe und schwarzem Eyeliner, schwarzen Klamotten, Lederjacken, enorm schweren Stiefeln und fingerlosen Netzhandschuhen.

Sie begannen die Plaza zu füllen. Einige der Geschäftsleute warfen ihnen kurze Blicke zu und wandten sich dann wieder ab; wollten wohl diese Irren nicht in ihre persönliche Realität eindringen lassen, in der es nur darum ging, durch welchen Mist sie sich in den kommenden acht Stunden wieder zu wühlen hatten. Die Vamps stromerten rum, unsicher, wann das Spiel losgehen würde. Sie sammelten sich in großen Gruppen, wie ein umgekehrter Ölteppich, alles Schwarz sammelte sich an einem Fleck. Viele von ihnen trugen altmodische Hüte, Melonen, Museumsstücke. Und viele der Mädchen hatten sich mit grausig-eleganten Lolitakostümen und enormen Plateausohlen aufgebrezelt.

Ich versuchte ihre Zahl zu schätzen. 200. Fünf Minuten später waren wir bei 300, 400. Und es kamen immer noch welche. Die Vampire hatten Freunde mitgebracht.

Jemand packte mich am Po. Ich wirbelte herum und sah Ange, die sich vor Lachen schüttelte.

„Sieh dir das an, Mann, sieh dir die alle an!", staunte sie. Der Platz war jetzt doppelt so bevölkert wie noch vor wenigen Minuten. Ich wusste nicht, wie viele Xnetter es insgesamt gab, aber mindestens 1000 von ihnen waren gerade bei meiner kleinen Party erschienen. Allmächtiger.

Die DHS- und SFPD-Bullen setzten sich in Bewegung, sprachen in ihre Funkgeräte und gruppierten sich. Ich hörte von fern eine Sirene.

„Na gut", sagte ich und schüttelte Ange am Arm. „Okay, los gehts." Wir verschwanden beide in der Menge, und sobald wir unseren ersten Vamp trafen, sagten wir beide laut „Beißen Beißen Beißen Beißen Beißen!" Mein Opfer war ein fassungsloses, süßes Mädchen, das sich Spinnweben auf die Arme gemalt hatte und dem das Mascara bereits die Wangen herablief. Sie sagte „Mist" und zog sich zurück, als sie erkannte, dass ich sie erwischt hatte.

Der Ruf „Beißen Beißen Beißen Beißen Beißen!" hatte die Vampire in der Nähe in Bewegung versetzt. Einige stürzten sich gleich auf die anderen, andere suchten nach Deckung. Für diese Minute hatte ich mein Opfer, deshalb schlich ich mich davon, Irdische als Deckung benutzend. Überall um mich herum nun „Beißen Beißen Beißen Beißen Beißen!", Rufe, Gelächter, Flüche.

Das Geräusch verbreitete sich wie ein Virus in der Menge. Alle Vampire wussten jetzt, dass das Spiel im Gange war, und die, die sich zu Grüppchen versammelt hatten, fielen jetzt wie die Fliegen. Sie lachten, schimpften und wechselten ihren Standort, um Neuankömmlingen mitzuteilen, dass das Spiel lief. Und neue Vamps kamen immer noch sekündlich dazu.

8:16. Es war Zeit für mich, wieder einen zu erwischen. Ich duckte mich und wuselte zwischen den Beinen der Normalos durch, die unterwegs zu den Treppen zur BART waren. Sie schreckten erstaunt zurück und versuchten mir auszuweichen. Meine Blicke waren völlig fixiert auf ein Paar schwarzer Plateaustiefel mit stählernen Drachen auf den Zehenkappen, deshalb war ich nicht drauf vorbereitet, einem anderen Vampir plötzlich Auge in Auge gegenüberzustehen – einem Typen von vielleicht 15 oder 16 Jahren, der das Haar glatt zurückgegelt hatte und eine Marilyn-Manson-PVC-Jacke trug, dazu Halsketten mit falschen Stoßzähnen, in die komplizierte Symbole eingraviert waren.

„Beißen Beißen Beißen …", begann er, als einer der Irdischen über ihn stolperte und sie sich beide langmachten. Ich sprang rüber zu ihm und rief „Beißen Beißen Beißen Beißen Beißen!", bevor er sich wieder losmachen konnte.

Immer mehr Vampire kamen dazu. Die Anzüge wurden allmählich echt nervös. Das Spiel schwappte nun über den Bürgersteig in Van Ness rein und breitete sich Richtung Market Street aus. Autofahrer hupten, und die Straßenbahnen ließen wütendes Klingeln vernehmen. Ich hörte weitere Sirenen, aber mittlerweile war der Verkehr in alle Richtungen zum Erliegen gekommen.

Es war verdammt glorreich.

Beißen Beißen Beißen Beißen Beißen!

Der Ruf kam jetzt von überall her. Es waren so viele Vampire, und sie spielten so leidenschaftlich, dass es ein monströses Getöse war. Ich riskierte es, aufzustehen und mich umzuschauen, und erkannte, dass ich mich mitten in einer gewaltigen Menge von Vamps befand, die sich in alle Richtungen erstreckte, so weit mein Blick reichte.

Beißen Beißen Beißen Beißen Beißen!

Das hier war sogar noch besser als das Konzert in Dolores Park. Dort war es wütendes Rocken gewesen, aber hier – nun, hier war es einfach nur Spaß. Es war wie wieder auf den Spielplatz gehen, wie diese ausufernden Abklat-

schen-Spiele in sonnigen Mittagspausen, wenn Hunderte Kinder hintereinander her rannten. Die Erwachsenen und die Autos verliehen dem Ganzen nur noch etwas Extra-Spaß.

Ja, genau das war es: Spaß. Wir waren mittlerweile alle nur noch am Lachen.

Aber die Bullen machten jetzt mächtig mobil. Ich hörte Hubschrauber. Nun konnte es jeden Moment vorbei sein. Zeit für das Endspiel.

Ich schnappte mir einen Vamp.

„Endspiel: Wenn die Bullen uns auffordern, uns zu zerstreuen, dann tu so, als hätten sie dich mit Gas erwischt. Weitersagen. Was hab ich gerade gesagt?"

Der Vamp war ein Mädchen, so klein, dass ich erst dachte, sie müsse sehr jung sein, aber nach ihrem Gesicht und dem Grinsen zu urteilen, doch schon 17 oder 18. „Boah, das ist derbe", sagte sie.

„Was hab ich gesagt?"

„Endspiel: Wenn die Bullen uns auffordern, uns zu zerstreuen, tu so, als hätten sie dich mit Gas erwischt. Weitersagen. Was hab ich gerade gesagt?"

„Stimmt", sagte ich. „Weitersagen."

Sie verschwand in der Menge. Ich schnappte mir einen anderen Vampir und gab die Parole aus. Er verschwand, um sie weiterzusagen.

Irgendwo in der Menge, das wusste ich, war Ange dabei, dasselbe zu tun. Irgendwo in der Menge könnten auch Maulwürfe sein, falsche Xnetter, aber was sollten sie mit diesem Wissen schon anfangen? War ja nicht so, dass die Polizei die Wahl hatte. Die mussten uns dazu auffordern, uns zu zerstreuen. Soviel war garantiert.

Ich musste zu Ange kommen. Wir hatten geplant, uns an der Gründerstatue auf der Plaza zu treffen, aber dorthin zu gelangen würde schwierig werden. Die Menge bewegte sich nicht mehr bloß, sondern sie wogte, so wie damals der Mob auf dem Weg runter zur BART am Tag, als die Bomben hochgingen. Ich mühte mich ab, mir einen Weg zu bahnen, als die Lautsprecher unter dem Hubschrauber eingeschaltet wurden.

„HIER SPRICHT DIE HEIMATSCHUTZBEHÖRDE. SIE WERDEN DAZU AUFGEFORDERT, SICH SOFORT VON HIER ZU ENTFERNEN."

Um mich herum fielen Hunderte Vampire zu Boden, griffen sich an die Kehle, rieben ihre Augen, schnappten nach Luft. So zu tun, als ob man begast würde, war einfach – wir hatten reichlich Gelegenheit gehabt, die Videos aus Mission Dolores Park zu studieren, als das Partyvolk unter Pfefferspray-Wolken zu Boden ging.

„ENTFERNEN SIE SICH SOFORT VON HIER." Ich fiel zu Boden, aber mit Rücksicht auf meine Tasche, und griff nach hinten zu der roten Baseball-Mütze, die zusammengefaltet im Hosenbund steckte. Ich presste sie auf den Kopf, dann griff ich mir an die Kehle und gab ekelhaft würgende Geräusche von mir.

Die Einzigen, die jetzt noch standen, waren die Irdischen, all die Angestellten, die bloß versucht hatten, zu ihren Jobs zu kommen. Ich blickte mich nach ihnen um, so gut es beim Würgen und Hecheln ging.

„HIER SPRICHT DIE HEIMATSCHUTZBEHÖRDE. SIE WERDEN DAZU AUFGEFORDERT, SICH SOFORT VON HIER ZU ENTFERNEN. ENTFERNEN SIE SICH SOFORT VON HIER."

Die Stimme Gottes schmerzte in meinen Eingeweiden. Ich spürte sie in meinen Backenzähnen, in den Oberschenkeln und in meinem Rückgrat.

Die Angestellten bekamen Angst. Sie bewegten sich, so schnell sie konnten, aber nicht in eine bestimmte Richtung. Egal wo du standest, die Helikopter schienen unmittelbar über dir zu sein. Die Bullen drangen jetzt in die Menge vor, und sie hatten ihre Helme aufgesetzt. Einige trugen Schilde. Einige trugen Gasmasken. Ich keuchte noch mehr.

Dann fingen die Angestellten an zu rennen. Wahrscheinlich wäre ich auch gerannt. Ich sah, wie ein Typ sich sein 500-Dollar-Jackett vom Körper riss und es sich ums Gesicht wickelte, bevor er südwärts Richtung Mission losrannte, nur um zu stolpern und längs hinzuschlagen. Seine Flüche mengten sich unter die Erstickungsgeräusche.

Das war nicht vorgesehen – das Keuchen hätte die Leute doch nur nervös machen und verwirren sollen, aber nicht zu einer panischen Stampede veranlassen.

Jetzt waren auch Schreie zu hören, Schreie, die ich nur zu gut von jener Nacht im Park kannte. Das waren die Schreie von Leuten, die außer sich waren vor Angst und die sich gegenseitig anrempelten in ihren verzweifelten Versuchen, wegzukommen von hier.

Und dann gingen die Luftschutzsirenen los.

Ich hatte diese Geräusche seit den Bomben nicht mehr gehört, aber ich würde sie nie wieder vergessen. Sie schnitten glatt durch mich hindurch, gingen mir direkt in die Eier und verwandelten meine Beine in Wackelpudding. In meiner Panik wollte ich nur noch wegrennen. Ich mühte mich auf die Füße, rote Mütze auf dem Kopf, und dachte nur an das Eine: Ange. Ange und die Gründerstatue.

Jetzt waren alle auf den Beinen, rannten überallhin, schrien. Ich schubste Leute aus dem Weg, hielt meine Tasche und meine Mütze fest und drängte in Richtung Gründerstatue. Masha suchte nach mir, ich suchte nach Ange. Ange war da draußen.

Ich schubste und fluchte. Rempelte jemanden mit dem Ellbogen an. Irgendjemand trat mir so hart auf den Fuß, dass ich etwas knacksen spürte, und ich rammte ihn, dass er stürzte. Er versuchte aufzustehen, und ein anderer trat auf ihn. Ich rempelte und rammte weiter.

Dann streckte ich den Arm aus, um den Nächsten zu schubsen, da griffen kräftige Arme mein Handgelenk und meinen Ellbogen in einer flüssigen Bewegung und zogen mir den Arm hinter meinen Rücken. Es fühlte sich an, als ob meine Schulter aus ihrem Gelenk gedreht würde, und sofort beugte ich mich nach vorn – brüllend vor Schmerz, was aber im Lärm der Masse, dem Wummern der Helikopter und dem Sirenengeheul kaum hörbar war.

Die starken Hände hinter mir brachten mich wieder zum Stehen und steuerten mich wie eine Marionette. Der Griff war so perfekt, dass ich nicht mal dran denken konnte, mich herauszuwinden. Ich konnte nicht an den Lärm, nicht an den Hubschrauber und auch nicht an Ange denken. Alles, woran ich denken konnte, war, mich dorthin zu bewegen, wo diese Person hinter mir mich haben wollte. Dann wurde ich umgedreht und sah der Person ins Gesicht.

Es war ein Mädchen mit kantigem Nagetiergesicht, halb verborgen hinter einer riesigen Sonnenbrille. Über den Gläsern stand ein Schopf strahlend pinkfarbener Haare in alle Richtungen ab.

„Du!“, sagte ich. Ich kannte sie. Sie hatte ein Foto von mir gemacht und gedroht, mich damit beim Schwänzerblog zu verpfeifen. Das war fünf Minuten vor den Sirenen gewesen. Das war sie gewesen, rücksichtslos und gerissen. Wir waren beide von diesem Platz im Tenderloin weggerannt, als hinter uns die Huperei begonnen hatte, und wir waren beide von den Bullen aufgegriffen worden. Ich hatte mich feindselig benommen, und sie hatten entschieden, dass ich ein Feind sei.

Sie – Masha – wurde ihre Verbündete.

„Hallo, M1k3y“, zischte sie mir ins Ohr, so nah wie eine Liebhaberin. Ein Zittern kroch mir den Nacken hoch. Sie ließ meinen Arm los, und ich schüttelte ihn.

„O Gott“, sagte ich. „Du!“

„Ja, ich. Das Gas kommt in zirka zwei Minuten runter. Zeit, unsern Arsch zu retten.“

„Ange – meine Freundin – ist bei der Gründerstatue.“

Masha blickte über die Menge. „Keine Chance“, sagte sie. „Wenn wir versuchen, dahin zu kommen, sind wir geliefert. Das Gas kommt in zwei Minuten runter, falls dus beim ersten Mal nicht gehört hast.“

Ich blieb stehen. „Ohne Ange gehe ich nicht“, sagte ich.

Sie zuckte die Achseln. „Wie du willst“, rief sie mir ins Ohr. „Es ist deine Beerdigung.“

Sie fing an, sich durch die Menge zu drängen, weg, nach Norden, Richtung Downtown. Ich drängte weiter zur Gründerstatue. Einen Augenblick später war mein Arm wieder in dem grässlichen Haltegriff, und ich wurde herumgestoßen und vorwärtsgetrieben.

„Du weißt zuviel, Schwachkopf. Du hast mein Gesicht gesehen. Du kommst mit mir.“

Ich brüllte sie an, zappelte, bis ich dachte, gleich müsse mein Arm brechen, aber sie trieb mich weiter. Mein verletzter Fuß peinigte mich bei jedem Schritt, und meine Schulter fühlte sich an wie kurz vorm Abbrechen.

Indem sie mich als ihren Rammbock benutzte, kamen wir in der Menge ganz gut voran. Das Jaulen der Helikopter veränderte sich, und sie schubste mich noch fester. „RENN!“, schrie sie. „Jetzt kommt das Gas!“

Der Lärm der Menge änderte sich ebenfalls. Die erstickten Geräusche und das Brüllen wurden sehr viel lauter. Ich hatte dieses Anschwellen des Lärms schon mal gehört. Wir waren wieder im Park. Das Gas regnete herab. Ich hielt die Luft an und RANNTE.

Wir schoben uns aus der Masse heraus, und sie ließ meinen Arm los. Ich humpelte, so schnell ich konnte, auf den Bürgersteig, während die Menge sich mehr und mehr zerstreute. Wir liefen auf eine Gruppe von DHS-Bullen mit Schutzschilden, Helmen und Masken zu. Als wir näher kamen, versuchten sie uns den Weg zu versperren, aber Masha hielt eine Marke hoch, und sie wichen zurück, als sei sie Obi Wan Kenobi, wenn er sagt, „Das sind nicht die Droiden, die ihr sucht".

„Du gottverdammtes Miststück", sagte ich, als wir Market Street raufhetzten. „Wir müssen zurückgehen, um Ange zu holen."

Sie spitzte die Lippen und schüttelte den Kopf. „Tut mir echt Leid für dich, Kumpel. Ich hab meinen Freund jetzt schon Monate nicht gesehen. Der denkt wahrscheinlich, ich bin tot. Kriegsschicksale. Wenn wir für deine Ange zurückgehen, sind wir tot. Wenn wir weiterlaufen, haben wir eine Chance. Und wenn wir eine Chance haben, hat sie auch eine. Diese Kids kommen nicht alle nach Gitmo. Die werden wohl ein paar hundert zum Befragen dabehalten und den Rest heimschicken."

Wir liefen weiter Market Street hoch und kamen jetzt an den Strip-Lokalen vorbei, wo auch die Penner und Junkies ihre kleinen Lager aufgeschlagen hatten, die wie offene Klohäuschen stanken. Masha führte mich zu einer Nische im verschlossenen Eingang einer dieser Striptease-Höhlen. Sie zog ihre Jacke aus und wendete sie – das Futter war ein gedämpftes Streifenmuster, und durch die umgedrehten Nähte fiel die Jacke jetzt auch anders. Aus der Tasche zog sie eine Wollmütze hervor, die sie so über ihr Haar zog, dass es eine kecke seitliche Ausbuchtung ergab. Dann holte sie ein paar Abschmink-Tücher heraus und bearbeitete ihr Gesicht und die Fingernägel. Einen Moment später war sie eine andere Frau.

„Kleidung wechseln", sagte sie. „Jetzt du. Schuhe aus, Jacke aus, Mütze aus." Ich verstand, was sie meinte. Die Bullen würden ziemlich sorgfältig nach jedem Ausschau halten, der aussah, als könnte er beim VampMob dabeigewesen sein. Die Mütze warf ich gleich weg – diese Sorte Caps hatte ich eh nie leiden können. Dann stopfte ich die Jacke in meine Tasche und holte ein Langarmshirt mit Rosa-Luxemburg-Aufdruck heraus, das ich über mein schwarzes T-Shirt zog. Ich ließ Masha mein Make-up und den Nagellack abwischen, und ruckzuck war ich sauber.

„Schalt dein Handy aus", sagte sie. „Irgendwelche RFIDs dabei?" Ich hatte meinen Studentenausweis, meine Geldautomatenkarte und den Fast Pass. Alles wanderte in einen silbernen Beutel, den sie mir hinhielt und den ich als strahlendichten Faraday-Beutel erkannte. Aber als sies in ihre Tasche steckte, dämmerte mir, dass ich ihr gerade meine gesamte Identifikation anvertraut hatte. Wenn sie nun auf der gegnerischen Seite war?

Allmählich wurde mir auch die Tragweite dessen bewusst, was gerade passiert war. Ich hatte mir ausgemalt, dass Ange in diesem Moment bei mir sein würde. Mit Ange wären wir zwei gegen eine. Ange würde mir helfen, zu merken, ob irgendwas faul war. Ob Masha nicht die war, als die sie sich ausgab.

„Steck diese Kiesel in deine Schuhe, bevor du sie wieder anziehst."

„Nicht nötig. Ich hab mir den Fuß verstaucht. Kein Schritterkennungsprogramm wird mich jetzt erkennen."

Sie nickte einmal, zwei Profis unter sich, und schleuderte ihre Tasche über. Ich schnappte mir meine, und weiter gings. Gesamtzeit für den Wechsel war weniger als eine Minute gewesen, und wir sahen aus und liefen wie zwei andere Menschen.

Sie schaute auf die Uhr und schüttelte den Kopf. „Komm schon", sagte sie, „wir müssen zu unserem Treffpunkt. Komm aber ja nicht auf die Idee wegzurennen. Du hast jetzt die Wahl zwischen mir und dem Knast. Die werden ein paar Tage brauchen, um die Aufzeichnungen vom Mob zu analysieren, aber wenn sie damit durch sind, wandert jedes Gesicht in eine Datenbank. Unser Verschwinden wird bemerkt werden. Wir sind jetzt beide gesuchte Kriminelle."

⊠

Am nächsten Block bogen wir von Market Street ab und liefen Richtung Tenderloin zurück. Diese Ecke kannte ich. Hier war es, wo wir das offene WLAN gesucht hatten, an diesem Tag, als wir Harajuku Fun Madness spielten.

„Wohin gehen wir?", fragte ich.

„Wir trampen. Halt die Klappe, ich muss mich konzentrieren." Wir hatten Tempo drauf, und Schweiß floss mir übers Gesicht, den Rücken runter, durch die Po-Ritze und über die Schenkel. Mein Fuß tat heftig weh, und die Straßen von San Francisco rauschten an mir vorbei, vielleicht zum letzten Mal für immer.

Es machte die Sache auch nicht besser, dass wir ständig bergauf stampften, dorthin, wo das schäbige Tenderloin den Luxusimmobilien von Nob Hill weicht. Ich atmete in abgerissenen Japsern. Sie lotste uns zumeist durch schmale Gässchen und benutzte die großen Straßen nur, um von einem Schleichpfad zum nächsten zu gelangen.

Als wir gerade in so ein Gässchen, Sabin Place, einbogen, trat jemand hinter uns und sagte: „Bleibt stehen, wo ihr seid." Die Stimme quoll über von bösartiger Fröhlichkeit. Wir blieben stehen und drehten uns um.

Am Anfang des Weges stand Charles, gekleidet in ein halbherziges VampMob-Outfit aus schwarzem T-Shirt und Jeans plus weißer Gesichtsbemalung. „Hallo, Marcus", sagte er. „Wohin des Wegs?" Er grinste ein breites, nasses Grinsen. „Wer ist deine Freundin?"

„Was willst du, Charles?"

„Ach, weißt du, ich hab in diesem Verräter-Xnet rumgehangen seit dem Tag, an dem ich gesehen habe, wie du in der Schule DVDs verteilt hast. Als ich von diesem VampMob hörte, dachte ich, ich geh mal hin und schau mich um, ob ich dich sehe und was du da treibst. Und weißt du, was ich gesehen habe?"

Ich sagte nichts. Er hatte sein Handy auf uns gerichtet und zeichnete auf. Wahrscheinlich würde er gleich 911 wählen. Neben mir war Masha steif geworden wie ein Brett.

„Ich habe gesehen, wie du das verdammte Ding ANGEFÜHRT hast. Und ich hab es aufgezeichnet, Marcus. Jetzt rufe ich die Polizei an, und wir werden hier auf sie warten. Und dann wirst du für ne verdammt lange Zeit im allerfinstersten Knast verschwinden."

Masha trat nach vorn.

„Bleib stehen, Schlampe", sagte er. „Ich hab gesehen, wie du ihm bei der Flucht geholfen hast. Ich habe alles gesehen …"

Sie machte noch einen Schritt vorwärts und entriss ihm das Handy, während sie gleichzeitig mit ihrer anderen Hand nach hinten griff, eine Brieftasche holte und sie aufklappte.

„DHS, Schwachkopf", sagte sie. „Ich bin beim DHS. Und ich hab diesen Blödmann zu seinen Auftraggebern laufen lassen, um zu sehen, wohin er geht. Wollte ich zumindest. Jetzt hast dus vergeigt. Wir haben einen Namen für so was. Wir nennen das ‚Behinderung der Nationalen Sicherheit'. Du wirst den Begriff in Zukunft noch ziemlich oft hören."

Charles wich einen Schritt zurück, die Hände nach vorn gestreckt. Er war unter seinem Make-up noch blasser geworden. „Was? Nein! Ich meine … ich wusste das nicht! Ich wollte doch nur HELFEN!"

„Das Allerletzte, was wir brauchen, ist ein Trupp Schüler-G-Men, die uns ‚helfen', Kumpel. Das kannst du dem Richter erzählen."

Er wich weiter zurück, aber Masha war schnell. Sie packte sein Handgelenk und zwang ihn in denselben Judo-Griff, in dem sie mich am Civic Center gehalten hatte. Ihre Hand verschwand wieder hinten in den Taschen und kam diesmal mit einem Streifen Plastik wieder hervor, Plastikhandschellen, die sie ratzfatz um seine Handgelenke wickelte.

Das war das Letzte, was ich sah, bevor ich losrannte.

☒

Ich schaffte es bis zum anderen Ende der Gasse; dann holte sie mich ein, tackelte mich von hinten und warf mich zu Boden. Ich hatte nicht sehr schnell rennen können mit meinem lädierten Fuß und der schweren Tasche. Ich landete hart auf dem Gesicht und schrammte meine Wange am rauen Asphalt auf.

„Oh Gott", sagte sie, „du bist so ein gottverdammter Idiot. Du hast das doch nicht wirklich geglaubt, oder?"

Mein Herz wummerte in der Brust. Sie lag auf mir drauf und ließ mich jetzt langsam wieder aufstehen.

„Muss ich dich fesseln, Marcus?"

Ich kam wieder auf die Beine. Alles tat mir weh. Ich wollte nur noch sterben.

„Komm jetzt", sagte sie. „Es ist nicht mehr weit."

☒

„Es“ entpuppte sich als Umzugslaster auf einer Nebenstraße in Nob Hill, ein Achtachser in der Größe der allgegenwärtigen DHS-Trucks, die immer noch, antennenüberladen, an San Franciscos Straßenecken auftauchten.

Dieser hier trug jedoch die Aufschrift „Drei Jungs und ein Laster – Umzüge“, und die drei Jungs waren deutlich zu sehen, wie sie bei einem großen Appartementhaus mit grünem Vordach ein- und ausgingen. Vorsichtig trugen sie verpackte Möbel und säuberlich beschriftete Kartons zum Laster, brachten sie einzeln hinein und verstauten sie sorgfältig.

Masha ließ uns noch einmal um den Block laufen, weil sie offensichtlich mit etwas unzufrieden war; bei der nächsten Runde stellte sie Blickkontakt zu dem Mann her, der den Laster beaufsichtigte, einem älteren Farbigen mit Nierengurt und robusten Handschuhen. Er hatte ein freundliches Gesicht und lächelte uns zu, als sie uns schnell, aber beiläufig die drei Stufen zum Truck hoch und in seine Tiefen hineinführte. „Unter dem großen Tisch“, sagte er. „Wir haben euch da ein bisschen Platz gelassen.“

Der Truck war schon mehr als zur Hälfte voll, aber es gab einen schmalen Gang rund um einen riesigen Tisch, über den eine Quiltdecke geworfen war und dessen Beine mit Blisterfolie eingewickelt waren.

Masha zog mich unter den Tisch. Es war schwül, still und staubig da unten, und ich unterdrückte ein Niesen, als wir uns zwischen den Kartons zusammenkauerten. Der Platz war so knapp, dass wir aufeinander hingen. Ich glaube nicht, dass Ange da auch noch drunter gepasst hätte.

„Du Miststück“, sagte ich zu Masha.

„Halts Maul. Du solltest mir lieber die Stiefel lecken aus Dankbarkeit. In einer Woche, höchstens zwei, wärst du im Knast gewesen. Nicht Gitmo-an-der-Bay. Eher Syrien. Ich glaube, da haben sie die hingeschickt, die sie wirklich verschwinden lassen wollten.“

Ich legte den Kopf auf die Knie und versuchte tief zu atmen.

„Was hat dich überhaupt auf die Schwachsinnsidee gebracht, dem DHS den Krieg zu erklären?“

Ich erzählte es ihr. Ich erzählte ihr von meiner Festnahme, und ich erzählte ihr von Darryl.

Sie befingerte ihre Taschen und zog ein Handy raus. Es war das von Charles. „Falsches Telefon.“ Sie holte ein anderes raus. Sie schaltete es ein, und der Schein seines Monitors erfüllte unser kleines Fort. Nach ein wenig Rumgetippe zeigte sie es mir.

Es war das Bild, das sie von uns gemacht hatte, unmittelbar bevor die Bomben hochgingen. Es war das Bild von Jolu und Van und mir und …

Darryl.

In meiner Hand hielt ich den Beweis, dass Darryl Minuten vor unserer Festnahme bei uns gewesen war. Den Beweis, dass er lebte, wohlauf und in unserer Begleitung war.

„Du musst mir eine Kopie davon geben“, sagte ich. „Ich brauch das.“

„Wenn wir in L.A. sind“, sagte sie und nahm das Handy wieder an sich. „Wenn du erst mal eine Einführung in die Kunst hattest, ein Flüchtling zu sein, ohne unsere beiden Ärsche in Syrien verschwinden zu lassen. Ich will nicht, dass du Rettungsfantasien für diesen Typ entwickelst. Da, wo er ist, ist er sicher – momentan.“

Ich spielte mit dem Gedanken, ihr das Handy mit Gewalt abzunehmen, aber sie hatte mir ja schon ihre physischen Fähigkeiten bewiesen. Sie musste ein Schwarzgurt sein oder so was.

Wir saßen da im Dunkeln, hörten den drei Jungs zu, wie sie den Laster mit Kartons beluden, alles verrödelten und dabei ächzten vor Anstrengung. Ich versuchte zu schlafen, aber es ging nicht. Masha hatte das Problem nicht. Sie schnarchte.

Immer noch schien Licht durch den engen, zugestellten Korridor, der uns mit der frischen Luft draußen verband. Ich starrte es an durch die Finsternis und dachte an Ange.

Meine Ange. Ihr Haar, das über ihre Schultern strich, wenn sie den Kopf schüttelte vor Lachen über etwas, das ich getan hatte. Ihr Gesicht, wie ich es zum letzten Mal sah, als sie beim VampMob in der Menge untertauchte. All diese Menschen beim VampMob, wie die Menschen im Park, wie sie sich auf dem Boden krümmten, während das DHS mit Knüppeln einmarschierte. Die Verschwundenen.

Darryl. Festgesetzt auf Treasure Island, seine Seite genäht, aus der Zelle geholt für endlose Befragungen über die Terroristen.

Darryls Vater, ruiniert, betrunken, unrasiert. Gewaschen und in seiner Uniform, „für die Fotos". Weinend wie ein kleiner Junge.

Mein eigener Vater und die Veränderungen, die durch mein Verschwinden auf Treasure Island in ihm vorgegangen waren. Er war ebenso gebrochen gewesen wie Darryls Vater, nur eben auf seine Art. Und sein Gesicht, als ich ihm erzählte, wo ich gewesen war.

Das war der Moment, in dem ich wusste, dass ich nicht weglaufen konnte.

Das war der Moment, in dem ich wusste, dass ich bleiben musste – und kämpfen.

☒

Mashas Atem war tief und gleichmäßig, aber als ich unendlich langsam in ihrer Tasche nach dem Telefon griff, da schnüffelte sie ein bisschen und verlagerte ihre Position. Ich erstarrte und wagte ganze zwei Minuten lang nicht einmal zu atmen – ein-und-zwan-zig-, zwei-und-zwan-zig, …

Ganz langsam beruhigte sich ihr Atem wieder. Millimeter für Millimeter schob ich das Handy etwas weiter aus ihrer Jackentasche heraus, meine Finger und der ganze Arm zitternd von der Anstrengung, sich so langsam bewegen zu müssen.

Dann hatte ich es, ein kleines schokoriegelförmiges Dingens.

Ich drehte mich zum Licht hin, als mich blitzartig eine Erinnerung überfiel: Charles, wie er sein Handy hielt, es auf uns richtete, uns verhöhnte. Das war eins in Riegelform gewesen, silbern, übersät mit den Logos von einem Dutzend Firmen, die den Gerätepreis über die Telefongesellschaft subventioniert hatten. Es war die Sorte Handy, bei der man vor jedem Telefonat erst mal einen Werbespot anhören musste.

Es war zu duster im Truck, um das Handy deutlich zu sehen, aber ich konnte es fühlen. Waren das Firmenlogos an den Seiten? Ja? Ja. Ich hatte Masha gerade das Handy von Charles gestohlen.

Langsam, langsam drehte ich mich wieder zurück, und langsam, langsam, LANGSAM griff ich wieder in ihre Tasche. Ihr Handy war größer und klobiger, mit einer besseren Kamera und werweißwas sonst noch.

Ich hatte das nun schon mal bewältigt – das machte es etwas leichter. Erneut legte ich es millimeterweise frei, wobei ich zwei Mal pausierte, als sie schnaufte und zuckte.

Ich hatte das Handy gerade aus ihrer Tasche befreit und war dabei, mich wegzubewegen, als ihre Hand hervorschoss, schnell wie eine Schlange, und mein Handgelenk umklammerte, hart, mit knirschenden Fingerspitzen auf den kleinen, dünnen Knochen unter meiner Hand.

Ich schnappte nach Luft und starrte in Mashas weit offene Augen.

„Du bist so ein Idiot", sagte sie beiläufig, nahm mir das Handy weg und tippte mit der anderen Hand darauf herum. „Wie hättest du das überhaupt wieder entsperren wollen?"

Ich schluckte. Ich fühlte Knochen in meinem Handgelenk aufeinander reiben. Ich biss mir auf die Lippe, um nicht laut loszuschreien.

Mit ihrer anderen Hand tippte sie weiter. „Ist es das, mit dem du dich davonmachen wolltest?" Sie zeigte mir das Foto von uns allen, Darryl und Jolu, Van und mir. „Dieses Bild?"

Ich sagte gar nichts. Mein Handgelenk fühlte sich an, als würde es gleich zerbersten.

„Vielleicht sollte ichs einfach löschen, um dich nicht weiter in Versuchung zu führen." Ihre freie Hand bewegte sich weiter. Ihr Telefon fragte sie, ob sie sicher sei, und sie musste draufschauen, um die richtige Taste zu finden.

Das war meine Chance. Ich hatte Charles' Handy immer noch in der anderen Hand, und ich hieb damit so hart ich konnte auf die Hand ein, mit der sie mich umklammerte. Beim Ausholen schlug ich mir die Fingerknöchel an der Tischplatte über mir wund, aber ich traf ihre Hand so fest, dass das Telefon zersplitterte; sie schrie auf, und ihre Hand wurde schlaff. Ich ließ nicht locker, griff nach ihrer anderen Hand, nach ihrem jetzt entsperrten Telefon, über dessen OK-Taste immer noch ihr Daumen drohte. Ihre Finger verkrampften sich im Leeren, als ich ihr das Handy entriss.

Auf Händen und Knien arbeitete ich mich den Korridor entlang, dem Licht entgegen. Zwei Mal spürte ich, wie ihre Hände nach meinen Füßen und Knöcheln griffen, und ich musste ein paar der Kartons, die uns wie einen Pharao in seinem Grab eingemauert hatten, beiseite schubsen. Einige davon fielen hinter mir zu Boden, und ich hörte Masha wieder ächzen.

Die Rolltür des Trucks war einen Spalt breit offen, und ich tauchte darunter durch. Die Trittleiter war entfernt worden, und ich fand mich über der Straße hängend wieder, rutschte mit dem Kopf zuvorderst hinab und schlug mit der Stirn dermaßen hart auf dem Asphalt auf, dass es in meinen Ohren schepperte wie ein Gong. Indem ich mich am Stoßfänger festklammerte, mühte ich mich wieder auf die Füße und zog verzweifelt den Griff nach unten, bis die Tür zuknallte. Innen schrie Masha auf – ich musste ihre Fingerkuppen erwischt haben. Ich dachte, ich müsse mich übergeben, aber ich tat es nicht.

Stattdessen verriegelte ich den Truck.

Kapitel 20

Dieses Kapitel ist The Tattered Cover gewidmet, Denvers legendärer unabhängiger Buchhandlung. Auf The Tattered Cover bin ich eher zufällig gestoßen: Alice und ich waren gerade aus London kommend in Denver gelandet, es war früh am Morgen, es war kalt, und wir brauchten Kaffee. Wir fuhren im Mietwagen ziellos im Kreis, und da sah ich es, das Tattered-Cover-Schild. Irgendein Glöckchen klingelte bei mir – ich wusste, davon hatte ich schon mal was gehört. Wir parkten, tranken einen Kaffee und betraten den Laden – ein Wunderland aus dunklem Holz, lauschigen Lesenischen und meilenweise Bücherregalen.

The Tattered Cover http://www.tatteredcover.com/NASApp/store/Product?s=showproduct&isbn=9780765319852 1628 16th St., Denver, CO USA 80202 +1 303 436 1070

Keiner der drei Jungs war momentan zu sehen, und ich ging los. Mein Kopf schmerzte so sehr, dass ich glaubte, er müsse bluten, aber meine prüfenden Hände blieben trocken. Mein lädierter Knöchel war im Truck steifgefroren, deshalb lief ich wie eine kaputte Marionette, doch ich hielt nur ein einziges Mal an, um den Löschvorgang auf Mashas Handy abzubrechen. Den Funk schaltete ich aus, um den Akku zu schonen und damit man mich nicht darüber orten konnte, und ich stellte es so ein, dass es erst nach zwei Stunden auf Standby ging – das war die längste einstellbare Zeit. Ich versuchte die Passwortabfrage beim Starten aus Standby auszuschalten, aber diese Einstellung erforderte selbst wieder ein Passwort. Also musste ich zumindest ein Mal alle zwei Stunden irgendwas tippen, bis ich eine Möglichkeit bekam, das Bild aus dem Handy zu überspielen. Und ich musste ein Ladegerät besorgen.

Ich hatte keinen Plan. Ich brauchte aber einen. Ich musste mich mal irgendwo hinsetzen, online gehen – einfach mal austüfteln, was ich als Nächstes tun sollte. Ich hatte es so satt, andere Leute meine Pläne machen zu lassen. Ich wollte nicht mehr handeln, weil Masha irgendwas getan hatte, oder wegen des DHS oder wegen meines Vaters. Oder wegen Ange? Na, vielleicht würde ich Ange zuliebe handeln. Doch, das wäre wohl das Richtige.

Ich war einfach nur talwärts gestromert, so oft wie möglich auf Nebenstraßen, und war jetzt ein Teil der Menge im Tenderloin. Ich hatte kein bestimmtes Ziel. Alle paar Minuten steckte ich die Hand in die Tasche, um eine der Tasten auf Mashas Handy zu drücken, damit es nicht auf Standby ging. Aufgeklappt machte es eine scheußliche Ausbuchtung in meiner Tasche.

Ich blieb stehen und lehnte mich an ein Gebäude. Mein Knöchel brachte mich bald um. Und überhaupt: Wo war ich?

O'Farrell Ecke Hyde Street. Vor einem dubiosen „Asiatischen Massagesalon“. Meine heimtückischen Füße hatten mich bis ganz an den Anfang zurückgebracht – dorthin, wo das Foto auf Mashas Handy aufgenommen worden war, unmittelbar bevor die Bay Bridge hochging, bevor mein Leben sich für immer änderte.

Mir war danach, mich auf den Bürgersteig zu setzen und zu heulen, aber das würde meine Probleme nicht lösen. Ich musste Barbara Stratford anrufen und ihr erzählen, was geschehen war. Musste ihr das Foto von Darryl zeigen.

Ach, was dachte ich denn? Ich musste ihr das Video zeigen, das eine, das Masha mir geschickt hatte – das, in dem der Stabschef des Präsidenten sich an den Anschlägen auf San Francisco geweidet hatte, in dem er zugegeben hatte, dass er wusste, wann und wo die nächsten Anschläge stattfinden würden, und dass er sie nicht zu stoppen gedenke, weil sie seinem Chef die Wiederwahl sichern würden.

Na, das war doch mal ein Plan: mit Barbara in Kontakt treten, ihr die Dokumente geben und sie in Druck bringen. Der VampMob musste die Leute wirklich ziemlich verstört haben, so dass sie jetzt dachten, dass wir wirklich ne Horde Terroristen waren.Als ich es geplant hatte, hatte ich natürlich nur dran gedacht, was für eine tolle Ablenkung es sein würde, und nicht, wie es auf irgendeinen NASCAR-Dad in Nebraska wirken würde.

Ich würde also Barbara anrufen, und ich würde clever sein dabei: aus einem Münztelefon, Kapuze auf, so dass die unvermeidliche Überwachungskamera kein Foto von mir bekäme. Ich grub einen Quarter aus meiner Tasche und polierte ihn am T-Shirt-Saum, um meine Fingerabdrücke abzuwischen.

Ich ging immer weiter runter in Richtung der BART-Station mit ihren Münztelefonen. Ich schaffte es bis zur Straßenbahnhaltestelle, als ich die Titelseite des aktuellen „Bay Guardian“ sah, auf einem hohen Stapel neben einem farbigen Obdachlosen, der mich angrinste. „Na los, lies die Schlagzeilen, ist gratis. Reingucken kostet dich aber 50 Cent.“

Der Aufmacher war in der größten Typo gesetzt, die ich seit dem 11. September gesehen hatte:

IN GUANTANAMO-AN-DER-BAY

Darunter, in kaum kleinerer Schrift:

„Wie das DHS unsere Kinder und Freunde in Geheimgefängnissen vor unserer Haustür gefangen hält.

Von Barbara Stratford, exklusiv im Bay Guardian“

Der Zeitungsverkäufer schüttelte den Kopf. „Kannste das glauben?“, sagte er. „Hier mitten in San Francisco. Mann, die Regierung ist scheiße.“

Theoretisch war der „Guardian“ gratis, aber dieser Typ schien alle Exemplare in der Gegend abgegriffen zu haben. Ich hatte einen Quarter in der Hand, ließ ihn in seinen Becher fallen und angelte nach einem zweiten. Dieses Mal machte ich mir nicht die Mühe, meine Fingerabdrücke zu beseitigen.

„Man sagte uns, die Welt habe sich für immer geändert, als die Bay Bridge von unbekannten Tätern in die Luft gejagt wurde. Tausende unserer Freunde und Nachbarn starben an jenem Tag. Kaum ein Opfer wurde jemals geborgen – ihre sterblichen Überreste ruhen, so nahmen wir es bislang an, am Grund des Hafens dieser Stadt.

Doch eine außergewöhnliche Geschichte, die dieser Reporterin von einem jungen Mann zugetragen wurde, der vom DHS Minuten nach der Explosion festgenommen wurde, lässt darauf schließen, dass unsere eigene Regierung viele derer, die wir tot glaubten, auf Treasure Island gefangen hält – jener Insel, die kurz nach dem Anschlag evakuiert und zum Sperrgebiet erklärt wurde …“

Ich setzte mich auf eine Bank – dieselbe Bank, wie ich mit kräuselndem Nackenhaar merkte, auf die wir Darryl nach der Flucht aus der BART-Station gebettet hatten – und las den Artikel von vorn bis hinten. Es kostete mich eine Menge Anstrengung, nicht auf der Stelle in Tränen auszubrechen. Barbara hatte ein paar Schnappschüsse von Darryl und mir bei gemeinsamen Abenteuern aufgetrieben und ihrem Text zur Seite gestellt. Die Fotos waren vielleicht ein Jahr alt, aber ich sah auf ihnen so viel jünger aus – als ob ich erst zehn oder elf wäre. In den letzten paar Monaten war ich ziemlich erwachsen geworden.

Der Artikel war wundervoll geschrieben. Ich spürte Zorn in mir hochsteigen darüber, wie man diesen armen Kids mitgespielt hatte; dann fiel mir wieder ein, dass sie ja über *mich* schrieb. Zebs Nachricht war abgedruckt, seine winzige Handschrift auf die halbe Zeitungsseite aufgeblasen. Barbara hatte noch mehr Infos über andere Kids recherchiert, die vermisst waren und als wahrscheinlich tot galten, eine lange Liste; und sie stellte die Frage, wie viele von ihnen lediglich dort auf der Insel festgehalten wurden, nur ein paar Meilen von den elterlichen Türen.

Ich kramte einen weiteren Quarter aus meiner Tasche, dann überlegte ich es mir anders. Wie wahrscheinlich war es denn, dass Barbaras Telefon nicht angezapft wurde? Es gab keine Möglichkeit für mich, sie jetzt anzurufen, jedenfalls nicht direkt. Ich brauchte einen Mittelsmann, der sie kontaktieren und sie dazu bringen musste, mich irgendwo im Süden zu treffen. So viel zum Thema Pläne.

Was ich wirklich dringend brauchte, war das Xnet.

Aber wie zum Teufel konnte ich online gehen? Der WLAN-Finder meines Handys blinkte wie bescheuert – um mich rum alles drahtlos, aber ich hatte weder eine Xbox und einen Fernseher, noch eine ParanoidXbox-DVD, um davon zu booten. WLAN, WLAN überall …

Und da sah ich sie. Zwei Kids, etwa mein Alter, unterwegs in der Masse, oben auf der Treppe runter zur BART.

Was meine Aufmerksamkeit erregte, war ihre Art, sich zu bewegen; etwas unbeholfen rempelten sie die Pendler und die Touristen an. Jeder hatte eine Hand in der Tasche, und sooft sich ihre Blicke trafen, kicherten sie. Noch auffälliger hätten sie ihre Jammerei nicht betreiben können, aber die Menge ignorierte sie. Wenn du da unten in diesem Viertel bist, rechnest du ständig damit, irgendwelche Obdachlosen und Spinner abwimmeln zu müssen, also nimmst du keinen Blickkontakt auf; du vermeidest es überhaupt tunlichst, dich umzuschauen.

Ich näherte mich einem von ihnen. Er wirkte ziemlich jung, obwohl er vermutlich kaum jünger war als ich.

„Hey“, sagte ich. „Hey, könnt ihr Jungs mal einen Moment herkommen?“ Er tat so, als hörte er mich nicht. Er sah gradewegs durch mich durch, so wie du es mit einem Obdachlosen machen würdest.

„Komm schon. Ich hab nicht viel Zeit.“ Ich griff ihn an der Schulter und zischte ihm ins Ohr: „Die Bullen sind hinter mir her. Ich bin vom Xnet.“

Jetzt sah er ängstlich aus, als wolle er jeden Moment weglaufen, und sein Freund kam auf uns zu. „Ich meins ernst“, sagte ich. „Hört mir bloß mal zu.“

Sein Freund erreichte uns. Er war größer und stämmig – wie Darryl. „Ey“, sagte er, „stimmt was nicht?“

Sein Freund flüsterte ihm was ins Ohr. Beide sahen so aus, als wollten sie dichtmachen.

Ich zog mein Exemplar des „Bay Guardian“ unterm Arm hervor und wedelte ihnen damit vor der Nase rum. „Schlagt einfach mal Seite 5 auf, ja?“

Sie taten es. Sie betrachteten die Schlagzeile. Das Foto. Mich.

„Ooh, Alter!“, sagte der erste. „Wir sind sooo unwürdig.“ Er grinste mich an wie völlig durchgeknallt, und der Stämmigere klopfte mir auf den Rücken.

„Isnichwahr“, sagte er. „Du bist M…“

Ich hielt ihm den Mund zu. „Kommt mal hier rüber, okay?“ Ich schleppte sie zu meiner Bank zurück. Dabei fielen mir alte, braune Flecken auf dem Bürgersteig darunter ins Auge. Darryls Blut? Ich bekam Gänsehaut. Wir setzten uns hin.

„Ich bin Marcus“, sagte ich. Es kostete mich einige Überwindung, diesen beiden, die mich schon als M1k3y kannten, meinen Realnamen zu nennen. Ich gab damit meine Deckung auf, aber gut, der „Bay Guardian“ hatte die Verbindung ja ohnehin schon hergestellt.

„Nate“, sagte der Kleine. „Liam“, sagte der Große. „Alter, es ist sooo eine Ehre, dich zu treffen. Du bist echt unser Über-Held…“

„Sagt das nicht, bitte sagt das nicht. Und ihr zwo seid echt eine Leuchtreklame, die sagt, ‚Ich jamme, bitte verfrachtet meinen Arsch nach Gitmo-an-der-Bay. Ihr könntet echt nicht mehr auffälliger sein.“

Liam machte ein Gesicht, als wolle er gleich losheulen.

„Keine Sorge, sie haben euch ja nicht erwischt. Ich geb euch später ein paar Tips.“ Schon strahlte er wieder. Die beiden, das war eine merkwürdige Erkenntnis, schienen M1k3y wirklich zu vergöttern, und sie würden alles tun, was ich ihnen sagte. Sie grinsten beide wie grenzdebil. Ich fühlte mich unwohl dabei, mir drehte das fast den Magen um.

„Hört mal, ich muss jetzt sofort mal ins Xnet, aber ohne dafür nach Hause gehen zu müssen oder auch nur in die Nähe. Wohnt ihr beiden hier in der Gegend?“

„Ich“, sagte Nate. „Oben in California Street. Is ne Ecke zu laufen – steile Hügel.“ Das war ich grade erst den ganzen Weg runtergekommen. Irgendwo da oben war Masha. Trotzdem – es war besser als alles, was ich erwarten durfte.

„Gehn wir“, sagte ich.

☒

Nate lieh mir sein Baseball-Cap, und wir tauschten die Jacken. Um Schritterkennung musste ich mich nicht kümmern, nicht bei diesen Schmerzen in meinem Knöchel – ich humpelte wie ein Komparse in einem Cowboyfilm.

Nate lebte in einem riesigen Apartment am oberen Ende von Nob Hill. Das Gebäude hatte einen Portier im roten Mantel mit Goldbrokat, der sich an die Mütze tippte, zu Nate „Mr. Nate“ sagte und uns alle willkommen hieß. Das Apartment war makellos und roch nach Möbelpolitur. Ich bemühte mich sehr, mir nicht anmerken zu lassen, wie sehr mich diese offenkundig mehrere Millionen Dollar teure Eigentumswohnung beeindruckte.

„Mein Vater“, erklärte er. „Er war ein Investmentbanker. Massig Lebensversicherungen. Er ist gestorben, als ich vierzehn war, und wir bekamen alles. Sie waren zwar seit Jahren geschieden, aber er hatte trotzdem meine Mutter als Begünstigte eingesetzt.“

Aus dem wandhohen Fenster hatte man einen gigantischen Blick auf die andere Seite von Nob Hill, ganz bis runter nach Fisherman’s Wharf, zum hässlichen Stumpf der Bay Bridge, der Masse von Kränen und Lastern. Durch den Nebel konnte ich gerade eben Treasure Island erkennen. Ganz bis dort hinunter zu schauen weckte in mir das verrückte Bedürfnis zu springen.

Ich ging mit seiner Xbox über einen riesigen Plasma-Monitor im Wohnzimmer online. Er zeigte mir, wie viele offene WLANs von diesem hohen Standpunkt aus sichtbar waren – zwanzig, dreißig. Das hier war ein guter Platz für einen Xnetter.

Mein M1k3y-Postfach war enorm voll. 20.000 neue Nachrichten, seit Ange und ich heute früh aufgebrochen waren. Viele waren von Journalisten, die weitere Interviews anfragten, aber das meiste war von den Xnettern, von Leuten, die die Guardian-Story gelesen hatten und mir mitteilen wollten, dass sie alles tun würden, um mir zu helfen, mich mit allem versorgen wollten, was ich brauchte.

Das gab mir den Rest. Tränen liefen mir die Wangen runter.

Nate und Liam wechselten Blicke. Ich versuchte aufzuhören, aber es hatte keinen Zweck. Jetzt war ich am Schluchzen. Nate ging zu einem eichenen Bücherschrank und schwenkte eines seiner Regale heraus, was den Blick auf schimmernde Reihen von Flaschen freigab. Er goss einen Schuss von etwas Goldbraunem in ein Glas und brachte es mir.

„Seltener irischer Whiskey", sagte er. „Moms Lieblingssorte." Er schmeckte wie Feuer und wie Gold. Ich nippte daran und versuchte mich nicht zu verschlucken. Eigentlich mochte ich keine harten Getränke, aber das hier war was anderes. Ich holte ein paar Mal tief Luft.

„Danke, Nate", sagte ich. Er machte ein Gesicht, als hätte ich ihm gerade einen Orden angeheftet. Er war ein guter Kerl.

„Na gut", sagte ich und schnappte mir die Tastatur. Die beiden Jungs sahen fasziniert zu, wie ich auf dem Monsterbildschirm meine Mails durchging.

Wonach ich vor allem suchte, war eine Mail von Ange. Es war ja möglich, dass sie davongekommen war. Das war immer möglich.

Es war idiotisch, es auch nur zu hoffen. Es war nichts von ihr dabei. Dann fing ich an, die Mails so schnell wie möglich durchzugehen, indem ich nach Presseanfragen, Fan-Mails, Hass-Mails und Spam sortierte …

Und da fand ich sie: eine Nachricht von Zeb.

> Es war nicht schön, heute morgen aufzuwachen und den Brief, den du eigentlich zerstören solltest, in der Zeitung abgedruckt zu finden. Überhaupt nicht schön. Gab mir das Gefühl, verfolgt zu werden.

> Aber ich habe mittlerweile verstanden, warum du es getan hast. Ich bin nicht sicher, dass ich deine Taktik gutheißen kann, aber es ist offensichtlich, dass deine Motive stichhaltig waren.

> Wenn du dies liest, dann bist du sehr wahrscheinlich in den Untergrund gegangen. Das ist nicht leicht, das habe ich gelernt. Und ich habe noch eine Menge mehr gelernt.

> Ich kann dir helfen. Ich sollte das für dich tun. Du tust ja auch für mich, was du kannst. (Auch wenn du es nicht mit meiner Erlaubnis tust.)

> Antworte, wenn du dies bekommst, wenn du auf der Flucht bist und allein. Oder antworte, wenn du im Gewahrsam bist, bei unseren Freunden auf Gitmo, und nach einem Mittel suchst, die Schmerzen zu beenden. Wenn sie dich haben, dann wirst du tun, was sie dir sagen. Das weiß ich. Das Risiko gehe ich ein.

> Für dich, M1k3y.

„Boooooah", schnaufte Liam, „Aaaaaalter!" Ich hätte ihm eine reinhauen mögen. Ich drehte mich um, um zumindest etwas Hässliches, Bissiges zu sagen, aber er starrte mich an mit Augen groß wie Suppenteller und sah aus, als wolle er gleich auf die Knie fallen, um mich anzubeten.

„Darf ich nur sagen", fragte Nate, „darf ich nur sagen, dass es die größte Ehre in meinem Leben ist, dir zu helfen? Darf ich einfach nur das sagen?"

Jetzt wurde ich rot. Ich konnte es nicht ändern. Diese beiden waren völlig auf ihren Star fixiert, obwohl ich ja überhaupt kein Star war, zumindest nicht in meiner eigenen Wahrnehmung.

„Könnt ihr Jungs …" Ich schluckte. „Könnte ich ein bisschen Privatsphäre haben?" Sie schlichen aus dem Zimmer wie geprügelte Hunde, und ich fühlte mich wie ein Idiot. Ich tippte schnell.

> Ich bin davongekommen, Zeb. Und ich bin auf der Flucht. Ich brauche alle Hilfe, die ich kriegen kann. Ich will, dass das ein Ende hat.

Ich erinnerte mich daran, Mashas Handy aus der Tasche zu fischen und zu befingern, damit es nicht auf Standby ging.

Sie ließen mich die Dusche benutzen, gaben mir einen frischen Satz Klamotten, einen neuen Rucksack mit ihrer halben Erdbebenration drin – Energieriegel, Medikamenten, Heiß- und Kühlpacks und einem alten Schlafsack. Sie packten sogar noch eine überzählige Xbox Universal mit aufgespieltem ParanoidXbox ein. Bei der Signalpistole musste ich die Reißleine ziehen.

Ich prüfte immer wieder meine Mails, um zu schauen, ob Zeb geantwortet hatte. Ich beantwortete die Fan-Post. Ich beantwortete die Mails von der Presse. Ich löschte die Hass-Mails. Halb erwartete ich, was von Masha zu lesen,

aber wahrscheinlich war sie jetzt schon halbwegs in L.A., mit kaputten Fingern und nicht in der Lage, irgendwas zu tippen. Ich kitzelte wieder ihr Telefon.

Die Jungs überredeten mich, mich für einen Moment aufs Ohr zu legen, und einen kurzen, peinlichen Moment lang wurde ich völlig paranoid und dachte, was, wenn diese Jungs mich ausliefern wollten, während ich schliefe? Natürlich war das idiotisch – sie hätten mich genauso einfach verpfeifen können, während ich wach war.

Ich konnte einfach nicht damit umgehen, dass sie *so viel* von mir hielten. Rein vom Kopf her hatte ich gewusst, dass es Leute gab, die bereit waren, M1k3y zu folgen. Ein paar von denen hatte ich heute früh getroffen, als sie – Beißen Beißen Beißen – übers Civic Center hergefallen waren. Aber diese beiden waren persönlicher. Sie waren einfach nur nette, bisschen trottelige Kerle, die damals in den Tagen vor dem Xnet durchaus meine Freunde hätten sein können, einfach zwei Kumpel, mit denen man Teenager-Abenteuer hätte bestehen können. Und sie hatten sich freiwillig zu einer Armee gemeldet, zu meiner Armee. Ich war ihnen gegenüber verantwortlich. Auf sich selbst gestellt, würden sie früher oder später geschnappt werden. Sie waren zu vertrauensselig.

„Jungs, hört mir mal einen Moment zu. Ich muss mit euch über was Ernstes reden." Fast standen sie in Habacht-Stellung. Wäre es nicht so finster gewesen, hätte ichs komisch gefunden.

„Okay, es geht um Folgendes. Jetzt, da ihr mir geholfen habt, ist es wirklich gefährlich. Wenn ihr geschnappt werdet, werde ich geschnappt. Sie werden alles aus euch rauskriegen, was ihr wisst…" – ich hob die Hand, um ihre Proteste abzuwehren. „Nein, ehrlich. Ihr habt es noch nicht durchgemacht. Jeder redet. Jeder zerbricht. Wenn ihr also jemals geschnappt werdet, dann erzählt ihnen sofort alles, was ihr wisst, so schnell ihr könnt. Sie bekommen es irgendwann doch raus. So arbeiten die nun mal.

Aber ihr werdet nicht geschnappt werden, und zwar deshalb: Ihr seid jetzt keine Jammer mehr. Ihr seid vom aktiven Dienst befreit. Ihr seid jetzt…", ich fischte in meinem Gedächtnis nach Schlagworten aus Spionagethrillern, „ihr seid jetzt eine Schläferzelle. Zieht euch zurück, verhaltet euch wieder wie normale Kids. Irgendwie, ich weiß noch nicht, wie, werde ich diese Sache knacken, voll und ganz, ich werde sie zu einem Ende bringen. Oder sie knackt mich und erledigt mich endgültig. Wenn ihr nicht innerhalb von 72 Stunden von mir hört, dann geht davon aus, dass sie mich geschnappt haben. Dann könnt ihr tun, was immer ihr wollt. Aber die nächsten drei Tage – und für immer, wenn ich das erledige, was ich erledigen will – haltet euch bitte raus. Versprecht ihr mir das?"

Sie versprachen es mit heiligem Ernst. Dann erlaubte ich ihnen, mich in einen Dämmerschlaf zu plappern, aber ließ sie schwören, mich einmal pro Stunde zu wecken, damit ich Mashas Handy kitzeln und nachschauen konnte, ob mir Zeb schon geantwortet hatte.

⊠

Der Treffpunkt war in einem BART-Waggon, was mich nervös machte. Die Dinger sind voll von Kameras. Aber Zeb wusste, was er tat. Er ließ mich in den letzten Waggon eines bestimmten Zuges einsteigen, der zu einer Uhrzeit von Powell Street Station abfuhr, zu der die Leute dicht an dicht standen. Er näherte sich mir in der Masse, und die guten Pendler von San Francisco machten ihm etwas Platz, die Sorte Freiraum, die man immer um Obdachlose herum beobachtet.

„Schön, dich wieder zu sehen", murmelte er, das Gesicht auf den Eingang gerichtet. Im dunklen Glas konnte ich erkennen, dass niemand dicht genug war, um uns belauschen zu können, zumindest nicht ohne ein Hochleistungs-Richtmikrofon; und wenn sie genug wussten, um mit so einem hier aufzukreuzen, dann waren wir sowieso schon tot.

„Dich auch, Bruder", antwortete ich. „Ich, es… es tut mir Leid, weißt du?"

„Klappe. Muss dir nicht Leid tun. Du warst mutiger, als ich es bin. Bist du jetzt bereit, in den Untergrund zu gehen? Bereit zu verschwinden?"

„Was das angeht…"

„Ja?"

„Das ist nicht der Plan."

„Oh", sagte er.

„Hör mal, okay? Ich habe… ich habe Bilder und Video. Sachen, die echt was beweisen." Ich griff in meine Tasche und befingerte mal wieder Mashas Handy. Ich hatte auf dem Weg hierher in Union Square ein Ladegerät gekauft und war in einem Café lange genug sitzen geblieben, bis die Batterieanzeige wieder bei vier von fünf Strichen war.

„Ich muss das hier zu Barbara Stratford kriegen, der Frau beim ‚Guardian'. Aber die werden sie beobachten, um zu sehen, ob ich auftauche."

„Glaubst du nicht, die werden auch nach mir Ausschau halten? Falls es ein Teil deines Plans ist, dass ich mich auch bloß auf eine Meile der Wohnung oder dem Büro dieser Frau …"

„Ich will nur, dass du Van dazu bringst, dass sie kommt und mich trifft. Hat Darryl dir mal von Van erzählt? Das Mädchen …"

„Hat er. Ja, er hat mir von ihr erzählt. Meinst du nicht, die beobachten sie auch? Euch alle, die sie festgenommen haben?"

„Ich denke schon. Trotzdem: Ich glaube, sie beobachten sie nicht ganz so genau. Und Van hat eine total weiße Weste. Sie hat nie bei einem meiner …", ich schluckte, „… meiner Projekte mitgewirkt. Deshalb sind sie mit ihr vielleicht ein bisschen entspannter. Wenn sie den Bay Guardian anruft, um einen Termin zu machen, um zu berichten, was für ein Mistkerl ich eigentlich bin, dann lassen sie es ihr vielleicht durchgehen."

Er starrte die Tür an. Ziemlich lange.

„Du weißt, was passiert, wenn sie uns noch mal schnappen." Es war keine Frage.

Ich nickte.

„Bist du sicher? Ein paar von den Leuten, die mit uns auf Treasure Island waren, sind mit Hubschraubern weggebracht worden. Außer Landes. Es gibt ein paar Länder, in die Amerika seine Folter auslagern kann. Länder, in denen du auf ewig versauerst. Länder, in denen du dir irgendwann wünschen wirst, dass sie es einfach nur zu Ende bringen; dass sie dich einen Graben ausheben lassen und dir ins Genick schießen, während du dich drüberbeugst."

Ich schluckte und nickte.

„Ist es das Risiko wert? Wir könnten für sehr, sehr lange Zeit im Untergrund verschwinden. Und vielleicht bekommen wir unser Land eines Tages zurück. Wir können das aussitzen."

Ich schüttelte den Kopf. „Du kannst nichts bewegen, indem du nichts tust. Es ist unser Land. Und sie haben es uns weggenommen. Die Terroristen, die uns angegriffen haben, sind immer noch frei – aber *wir nicht*. Ich kann nicht für ein Jahr, zehn Jahre, mein ganzes Leben im Untergrund verschwinden und darauf warten, dass mir die Freiheit gegeben wird. Freiheit ist etwas, das du dir nehmen musst."

⊠

An diesem Nachmittag verließ Van die Schule wie üblich, saß inmitten eines dichten Knäuels ihrer Freundinnen hinten im Bus, lachend und scherzend wie immer. Die anderen Passagiere im Bus schenkten ihr besondere Beachtung, weil sie so laut war und weil sie außerdem diesen blöden, riesigen Schlapphut trug, der aussah wie aus einem Schultheaterstück über Renaissance-Schwertkämpfer. Zu einem bestimmten Zeitpunkt gluckten sie alle aufeinander, schauten dann hinten aus dem Bus raus, gestikulierend und gickelnd. Das Mädchen, das jetzt den Hut trug, hatte annähernd dieselbe Größe wie Van, und von hinten würde sie als Van durchgehen.

Niemand achtete auf das kleine asiatische Mädchen, das ein paar Haltestellen vor der BART ausstieg. Sie war in eine ganz gewöhnliche Schuluniform gekleidet und schaute schüchtern zu Boden, als sie ausstieg. Außerdem gab just in diesem Moment die laute Koreanerin einen Aufschrei von sich, den ihre Freundinnen aufgriffen und so laut lachten, dass selbst der Busfahrer langsamer wurde, sich im Sitz umdrehte und ihnen einen schmutzigen Blick zuwarf.

Van eilte mit gesenktem Kopf die Straße hinunter, das Haar zurückgebunden und über den Kragen ihrer altmodischen Ballonjacke fallend. Sie trug Einlagen in ihren Schuhen, die sie fünf wacklige Zentimeter größer machten, sie hatte ihre Kontaktlinsen herausgenommen und gegen ihre meistgehasste Brille getauscht, deren riesige Gläser ihr halbes Gesicht einnahmen. Obwohl ich an der Bushaltestelle auf sie gewartet und gewusst hatte, wann ich sie zu erwarten hatte, hätte ich sie fast nicht erkannt. Ich stand auf und folgte ihr mit einem halben Block Abstand über die Straße.

Die Leute, die mir begegneten, schauten so schnell wie möglich weg. Ich sah aus wie ein junger Obdachloser mit meinem schmuddeligen Pappschild, dem speckigen Mantel und dem riesigen Ranzen, der an den Kanten mit Ducktape geflickt war. Niemand will einen Straßenjungen anschauen, denn wenn du seinem Blick begegnest, bettelt er dich womöglich um Kleingeld an. Ich war den ganzen Nachmittag in Oakland rumgestromert, und die einzigen Leute, die mich angesprochen hatten, waren ein Zeuge Jehovas und ein Scientologe gewesen, die mich beide hatten bekehren wollen. Das fühlte sich eklig an, wie von einem Perversen angebaggert zu werden.

Van folgte den Anweisungen, die ich aufgeschrieben hatte, sehr sorgfältig. Zeb hatte sie ihr auf demselben Wege zukommen lassen wie mir damals vor der Schule – er war in sie reingerannt und hatte sich überschwänglich entschuldigt. Ich hatte die Nachricht kurz und knapp gehalten, nur rasch umrissen, was ich wollte: Ich weiß, du bist nicht damit einverstanden. Ich verstehe das. Aber das ist es nun mal, es ist der wichtigste Gefallen, den ich jemals von dir erbeten habe. Bitte. Bitte.

Sie war gekommen. Ich hatte gewusst, dass sie kommen würde. Wir beide hatten eine Menge gemeinsamer Geschichte. Und sie mochte es auch nicht, was mit der Welt passiert war. Und im Übrigen sagte mir eine böse, hämisch glucksende Stimme in meinem Kopf, dass auch sie jetzt, da Barbaras Artikel erschienen war, unter Verdacht stand.

So gingen wir sechs, sieben Blöcke weit, achteten darauf, wer in unserer Nähe war, welche Autos vorbeifuhren. Zeb hatte mir von Fünferketten erzählt, bei denen fünf verschiedene Verdeckte sich dabei abwechselten, dir zu folgen, was es nahezu unmöglich machte, sie zu bemerken. Du musstest schon in eine völlig verlassene Gegend gehen, wo einfach jeder einzelne Mensch klar zu erkennen war.

Die Überführung für die 880 war nur ein paar Blöcke weit von der BART-Station Coliseum entfernt, und selbst wenn man so viele Schlenker machte wie Van, hatte man sie schnell erreicht. Der Lärm von oben war ohrenbetäubend. Niemand sonst war hier, soweit ich das erkennen konnte. Ich war hier gewesen, bevor ich die Location in meiner Nachricht an Van vorgeschlagen hatte, um zu checken, ob es Ecken gäbe, in denen sich jemand verstecken konnte. Es gab keine.

Sobald sie am vereinbarten Platz stehengeblieben war, ging ich schneller, um zu ihr zu gelangen. Sie blinzelte mich mit großen Augen hinter der Brille an.

„Marcus“, wisperte sie, und Tränen schimmerten in ihren Augen. Ich bemerkte, dass ich ebenfalls weinte. Mann, ich gab einen lausigen Flüchtling ab. Zu sentimental.

Sie umarmte mich so stürmisch, dass ich keine Luft mehr bekam, und ich umarmte sie noch heftiger.

Dann küsste sie mich.

Nicht auf die Wange, nicht wie eine Schwester. Voll auf die Lippen, ein heißer, feuchter, dampfender Kuss, der nie mehr zu enden schien. Ich war von meinen Gefühlen so übermannt …

Ach Quatsch. Ich wusste genau, was ich tat. Ich erwiderte den Kuss.

Dann hörte ich auf und trat zurück, fast schubste ich sie zurück. „Van“, keuchte ich.

„Ups“, sagte sie.

„Van“, begann ich nochmals.

„Sorry“, sagte sie, „ich …“

Und in diesem Moment wurde mir etwas bewusst, das ich vermutlich schon sehr viel länger hätte bemerken müssen.

„Du *magst* mich, stimmts?“

Sie nickte jämmerlich. „Seit Jahren.“

Oh Gott. Darryl war all die Jahre so sehr in sie verliebt, und die ganze Zeit hatte sie nur Augen für mich und war insgeheim scharf auf mich. Und dann kam ich mit Ange an. Ange hatte gesagt, dass sie immer schon Streit mit Van hatte. Und ich lief hier rum und hatte nichts als Ärger.

„Van, es tut mir so Leid.“

„Vergiss es“, sagte sie und blickte zur Seite. „Ich weiß, dass es nicht sein kann. Ich wollte das nur dieses eine Mal, nur für den Fall, dass ich dich nie …“ Sie verkniff sich den Rest.

„Van, ich bin drauf angewiesen, dass du etwas für mich erledigst. Etwas sehr Wichtiges. Du musst die Journalistin vom Bay Guardian treffen, Barbara Stratford, die Frau, die den Artikel geschrieben hat. Du musst ihr etwas übergeben.“ Ich erklärte ihr die Sache mit Mashas Handy und erzählte ihr von dem Video, das Masha mir geschickt hatte.

„Wozu soll das noch gut sein, Marcus? Was erwartest du dir davon?“

„Van, du hattest Recht, zumindest zum Teil. Wir können die Welt nicht reparieren, indem wir andere Menschen in Gefahr bringen. Ich muss das Problem lösen, indem ich erzähle, was ich weiß. Ich hätte das von Anfang an tun sollen. Ich hätte direkt aus ihrem Knast zu Darryls Vater marschieren sollen und ihm erzählen, was ich wusste.

Aber jetzt habe ich Beweise. Dieses Zeug hier – das könnte die Welt ändern. Und es ist meine letzte Hoffnung. Die einzige Hoffnung, Darryl rauszuhauen und mein Leben nicht ewig im Untergrund, auf der Flucht vor den Bullen fristen zu müssen. Und du bist der einzige Mensch, dem ich es anvertrauen kann, das zu erledigen."

„Warum ich?"

„Machst du Witze? Guck mal, wie gut du es gemacht hast, hierher zu kommen. Du bist ein Profi. Du bist von uns allen die Beste in so was. Und du bist die Einzige, der ich trauen kann. Darum du."

„Und warum nicht deine Freundin Angie?" Sie sagte den Namen ohne jegliche Betonung, als sei er ein Block Zement.

Ich schaute zu Boden. „Ich dachte, du wüsstest es. Sie haben sie verhaftet. Sie ist in Gitmo – auf Treasure Island. Schon seit Tagen." Ich hatte versucht, nicht daran zu denken, nicht darüber nachzugrübeln, was mit ihr geschehen könnte. Doch nun konnte ich das Schluchzen nicht mehr unterdrücken. Ich spürte einen Schmerz im Magen, als ob ich einen Tritt bekommen hätte, und presste mir die Hände auf den Bauch, um mich zusammenzunehmen. Dann klappte ich zusammen, und das Nächste, was ich merkte, war, wie ich im Schutt unter dem Freeway lag, zusammengekrümmt und heulend.

Van kniete sich neben mich. „Gib mir das Handy", sagte sie, ihre Stimme ein wütendes Zischen. Ich kramte es aus meiner Tasche und gab es ihr.

Beschämt hörte ich auf zu weinen und rappelte mich hoch. Ich spürte, dass mir Schnodder übers Gesicht lief. Van betrachtete mich mit einem Ausdruck des reinsten Ekels.

„Du musst drauf achten, dass es nicht auf Standby geht", sagte ich. „Hier ist ein Ladegerät."

Ich wühlte in der Tasche. In der Nacht, seit ich es gekauft hatte, hatte ich nicht viel geschlafen. Ich hatte den Timer des Handys auf 90 Minuten gestellt, damit es mich so rechtzeitig weckte, dass ich es vom „Schlafen" abhalten konnte. „Klapp es bitte auch nicht zu."

„Und das Video?"

„Das ist schwieriger", erwiderte ich. „Ich hab mir selbst eine Kopie gemailt, aber ich komm nicht mehr ins Xnet." Im Notfall hätte ich noch mal zu Nate und Liam zurückgehen und ihre Xbox benutzen können, aber das wollte ich nicht riskieren. „Pass auf, ich geb dir mein Login und das Passwort für den Mailserver der Piratenpartei. Du musst aber Tor benutzen, um ihn aufzurufen – der Heimatschutz achtet garantiert auf Leute, die sich bei P-Partei-Mail einloggen."

„Dein Login und Passwort", sagte sie mit Erstaunen im Blick.

„Ich vertraue dir, Van. Ich weiß, dass ich dir vertrauen kann."

Sie schüttelte den Kopf. „Du gibst deine Passwörter nie raus, Marcus."

„Ich glaube, darauf kommts jetzt auch nicht mehr an. Entweder du hast Erfolg, oder – oder es ist das Ende von Marcus Yallow. Vielleicht bekomme ich ja eine neue Identität, aber ich glaubs eher nicht. Ich schätze, die werden mich kriegen. Wahrscheinlich habe ichs die ganze Zeit schon gewusst, dass sie mich irgendwann kriegen werden."

Jetzt sah sie mich mit blanker Wut an. „Was für eine Vergeudung. Und wozu war das Ganze jetzt gut?"

Sie hätte nichts sagen können, das mich mehr verletzt hätte. Dieser Satz war wie ein weiterer Tritt in den Unterleib. Was für eine Vergeudung das alles, völlig vergebens. Darryl und Ange waren verschwunden. Meine Familie würde ich vielleicht nie wieder sehen. Und immer noch hielt der Heimatschutz meine Stadt und mein Land in einem gewaltigen, irrationalen Klammergriff gefangen, wo im Namen der Terrorabwehr ausnahmslos alles erlaubt war.

Van sah aus, als erwarte sie eine Antwort von mir, aber dazu hatte ich nichts mehr zu sagen. Sie ließ mich dort stehen.

☒

Zeb hatte eine Pizza für mich, als ich „heim" kam – zu dem Zelt, das er für die Nacht unter einer Freeway-Überführung in der Mission aufgestellt hatte. Es war eine Dackelgarage aus Militärbeständen, bedruckt mit SAN FRANCISCO ÖRTLICHE OBDACHLOSEN-KOORDINATION.

Die Pizza war von Domino's, kalt und labberig, aber nichtsdestotrotz lecker. „Magst du Ananas auf deiner Pizza?"

Zeb lächelte herablassend. „Freeganer dürfen nicht wählerisch sein", sagte er.

„Freeganer?"

„Wie Veganer, aber wir essen nur Gratisspeisen."

„Gratisspeisen?"

Er grinste wieder. „Du weißt schon – *Gratis*speisen. Aus dem Gratisspeisenladen."

„Du hast das Zeug geklaut?"

„Nein, Blödmann. Es ist aus dem anderen Laden. Aus dem kleinen hinter dem Laden. Dem aus blauem Stahl, mit dem merkwürdigen Geruch."

„Du hast das hier aus dem Müll?"

Er warf seinen Kopf zurück und gickelte. „Na klar doch. Dein Gesicht müsstest du sehen. Alter, es ist okay. Es ist ja nicht so, dass das Zeug vergammelt wäre. Es war frisch – bloß eine versaute Bestellung. Die haben sie in der Schachtel weggeworfen. Nach Ladenschluss streuen sie Rattengift überall drüber, aber wenn du rechtzeitig kommst, bist du okay. Du solltest mal sehen, was Obst- und Gemüseläden so wegwerfen! Warte bis zum Frühstück. Ich mach dir einen Obstsalat, das glaubst du nicht. Sobald auch nur eine Erdbeere in der Kiste ein bisschen grün oder matschig wird, kommt alles weg …"

Ich brachte ihn zum Schweigen. Die Pizza war okay. Es war ja nicht so, dass sie von dem kurzen Aufenthalt in der Mülle irgendwie infiziert worden wäre. Wenn daran etwas eklig war, dann der Umstand, dass sie von Domino's kam – der grässlichsten Pizzakette der Stadt. Ich hatte ihr Essen noch nie sehr gemocht, und als ich erfahren hatte, dass sie eine Gruppe ultrabescheuerter Politiker finanzierten, die daran glaubten, dass globale Erwärmung und Evolution satanische Tricks waren, hatte ichs ganz aufgegeben.

Das Gefühl von Ekel war dennoch nicht so leicht zu unterdrücken.

Aber die Sache hatte noch einen ganz anderen Aspekt. Zeb hatte mir ein Geheimnis offenbart, etwas, worauf ich nicht vorbereitet gewesen war: Da draußen existierte eine ganze versteckte Welt, eine Art, irgendwie durchzukommen, ohne ein Teil des Systems zu werden.

„Freeganer, ja?"

„Jogurt brauchen wir auch", sagte er und nickte nachdrücklich. „Für den Obstsalat. Den werfen sie am Tag nach dem Mindesthaltbarkeitsdatum gleich weg, aber der wird ja nicht um Mitternacht sofort grün. Hey, es ist Jogurt, ich mein, das ist doch sowieso schon vergammelte Milch."

Ich schluckte. Die Pizza schmeckte komisch. Rattengift. Abgelaufener Jogurt. Matschige Erdbeeren. Daran würde ich mich erst mal gewöhnen müssen.

Ich biss noch mal ab. Wenn man sie für lau bekam, war Domino's Pizza ein bisschen weniger scheußlich.

Liams Schlafsack war warm und einladend nach diesem langen, emotional aufreibenden Tag. Van dürfte Barbara mittlerweile kontaktiert haben. Sie würde das Video und das Foto haben. Ich würde sie am nächsten Morgen anrufen und in Erfahrung bringen, was sie als nächste Aktion für angebracht hielt. Sobald sie veröffentlichte, würde ich noch mal reinkommen müssen, um die Geschichte zu untermauern.

Darüber dachte ich nach, als ich meine Augen schloss; ich dachte daran, wie es wohl sein würde, mich selbst zu stellen, vor laufenden Kameras, die dem berüchtigten M1k3y in eines jener großen, säulengeschmückten Gebäude am Civic Center folgten.

Der Lärm der über mir vorbeisausenden Autos verwandelte sich in ein Ozeanrauschen, als ich wegdämmerte. In der Nähe standen noch andere Zelte von Obdachlosen. Ein paar von ihnen hatte ich an diesem Nachmittag getroffen, bevor es dunkel wurde und wir uns alle zu unseren eigenen Zelten zurückzogen. Sie waren alle älter als ich und sahen grob und derb aus. Aber keiner von ihnen sah aus, als sei er verrückt oder gewalttätig. Nur eben wie Leute, die nicht viel Glück gehabt hatten oder schlechte Entscheidungen getroffen oder beides.

Ich musste eingeschlafen sein, denn ich erinnere mich an nichts mehr bis zu dem Moment, an dem ein blendend helles Licht auf mein Gesicht fiel.

„Das ist er", sagte eine Stimme hinter dem Licht.

„Sackt ihn ein“, sagte eine andere Stimme, eine Stimme, die ich früher schon einmal gehört hatte und dann wieder und wieder in meinen Träumen, wie sie mir Vorträge hielt und meine Passwörter verlangte. Frau Strenger Haarschnitt.

Blitzschnell war der Sack über meinem Kopf, und sie zogen ihn an der Kehle so fest an, dass ich zu ersticken glaubte und meine Freeganer-Pizza erbrach. Während ich zuckte und würgte, fesselten harte Hände meine Handgelenke und meine Knöchel. Ich wurde auf eine Trage gerollt und emporgehoben, dann in ein Fahrzeug getragen, ein paar klappernde Metallstufen hinauf. Sie ließen mich auf einen gepolsterten Boden fallen. Hinten im Fahrzeug war bei geschlossenen Türen absolut nichts zu hören. Die Polsterung unterdrückte alles außer meinem eigenen Würgen.

„Hallo nochmal!“, sagte sie. Ich spürte den Lieferwagen wippen, als sie zu mir hineinstieg. Ich würgte immer noch und versuchte verzweifelt, Luft zu bekommen. Erbrochenes füllte meinen Mund und rann mir in die Luftröhre.

„Wir werden dich nicht sterben lassen“, sagte sie. „Wenn du aufhörst zu atmen, sorgen wir dafür, dass du wieder anfängst. Mach dir darum also keine Sorgen.“

Ich würgte heftiger. Ich schnappte nach Luft. Ein bisschen was kam durch. Heftige, schmerzhafte Hustenattacken schüttelten meine Brust und meinen Rücken, und dabei rüttelten sie was von der Kotze weg. Mehr Luft.

„Siehst du? Gar nicht so schlimm. Willkommen daheim, M1k3y. Wir haben einen ganz besonderen Ort für dich ausgesucht.“

Ich versuchte mich auf dem Rücken liegend zu entspannen und spürte den Lieferwagen schaukeln. Der Geruch benutzter Pizza war anfangs übermächtig, aber wie das mit allen starken Stimuli so ist, gewöhnte sich mein Gehirn allmählich daran und filterte ihn aus, bis er nur noch ein schwaches Aroma war. Die Schaukelei des Wagens war fast schon beruhigend.

Und da geschah es. Eine unglaubliche, tiefe Ruhe kam über mich, als läge ich am Strand und der Ozean käme angebrandet und hebe mich empor, sanft wie eine Elternhand, hielte mich in der Schwebe und trage mich hinaus in ein warmes Meer unter einer warmen Sonne. Nach allem, was geschehen war, hatten sie mich gefangen, aber darauf kam es nun nicht mehr an. Ich hatte Barbara die Informationen zukommen lassen. Ich hatte das Xnet organisiert. Ich hatte gewonnen.

Und wenn ich nicht gewonnen hatte, so hatte ich doch alles getan, was ich konnte. Mehr als ich mir jemals selbst zugetraut hätte. Während wir fuhren, zog ich eine mentale Bilanz, dachte an alles, was ich erreicht hatte, was *wir* erreicht hatten. Die Stadt, das Land, die Welt war voll mit Menschen, die nicht bereit waren, so zu leben, wie das DHS es von uns erwartete. Wir würden ewig weiterkämpfen. Sie konnten uns nicht alle wegsperren.

Ich seufzte und lächelte.

Dann wurde mir klar, dass sie die ganze Zeit geredet hatte. Ich war so weit weg an meinem glücklichen Ort gewesen, dass sie einfach verschwunden war.

„… kluger Junge wie du. Man würde meinen, du solltest es besser wissen, als dich mit uns anzulegen. Wir hatten dich im Visier seit dem Tag, an dem du rausgekommen bist. Und wir hätten dich auch dann erwischt, wenn du nicht zu deiner lesbischen Verräter-Journalistin gerannt wärst, um dich auszuheulen. Ich versteh das einfach nicht – wir waren uns doch einig, du und ich …“

Wir rüttelten über eine Metallplatte, die Federung des Lasters sprach an, und dann änderte sich das Wippen. Wir waren auf dem Wasser. Unterwegs nach Treasure Island. Hey, Ange war da. Und Darryl auch. Vielleicht.

⊠

Die Kapuze nahmen sie mir erst in meiner Zelle wieder ab. Um die Fesseln an Handgelenken und Knöcheln kümmerten sie sich nicht, sondern ließen mich einfach von der Trage auf den Boden rollen. Es war dunkel, aber im Mondlicht, das durch das einzige winzige Fenster hoch oben hereinschien, konnte ich sehen, dass die Matratze vom Bettgestell entfernt worden war. Der Raum beinhaltete mich, eine Toilette, ein Bettgestell und ein Waschbecken. Sonst nichts.

Ich schloss die Augen und ließ mich vom Ozean emporheben. Irgendwo tief unter mir war mein Körper. Ich wusste, was als Nächstes passieren würde. Ich würde hier liegenbleiben, um in die Hose zu pinkeln. Schon wieder. Ich wusste, wie sich das anfühlte, ich hatte schon mal eingepinkelt. Es roch streng. Es juckte. Es war erniedrigend; als sei man ein Baby.

Aber ich hatte es überlebt.

Ich lachte. Der Klang war seltsam, und er zog mich in meinen Körper zurück, zurück in die Gegenwart. Ich lachte und lachte. Ich hatte das Schlimmste erlebt, das sie mir antun konnten, und ich hatte es überlebt; und ich hatte sie geschlagen, monatelang, sie als Trottel und Despoten vorgeführt. Ich hatte *gewonnen*.

Ich erleichterte meine Blase. Sie war ohnehin voll und schmerzte, und was du heute kannst besorgen …

Der Ozean trug mich davon.

☒

Am nächsten Morgen schnitten zwei effiziente, unpersönliche Wachen meine Fesseln an Hand- und Fußgelenken durch. Ich konnte noch nicht wieder laufen – als ich mich hinstellte, gaben meine Beine nach wie die einer Marionette ohne Fäden. Zu viel Zeit in einer Stellung. Die Wachen zogen meine Arme über ihre Schultern und schleppten mich halb ziehend, halb tragend den vertrauten Korridor entlang. Die Strichcodes an den Türen waren mittlerweile von der aggressiven Salzluft wellig geworden und baumelten herab.

Ich hatte eine Idee. „Ange!“, brüllte ich. „Darryl!“, brüllte ich. Meine Wachen schleppten mich schneller, offenkundig verstört, aber unsicher, was sie nun mit mir machen sollten. „Jungs, ich bins, Marcus!“

Hinter einer der Türen schluchzte jemand. Ein anderer brüllte in einer Sprache, die ich für Arabisch hielt. Dann war es eine Kakophonie, tausend verschiedene schreiende Stimmen.

Sie brachten mich in ein neues Zimmer. Es war ein ehemaliger Duschraum, die Duschköpfe schauten noch zwischen den schimmligen Kacheln hervor.

„Hallo, M1k3y“, sagte Strenger Haarschnitt. „Du scheinst einen ereignisreichen Morgen hinter dir zu haben.“ Sie rümpfte demonstrativ ihre Nase.

„Ich hab mich bepisst“, sagte ich fröhlich. „Sollten Sie auch mal probieren.“

„Na, vielleicht sollten wir dir dann ein Bad gönnen.“ Sie nickte, und meine Wachen trugen mich zu einer anderen Liege. Diese hatte Befestigungsschnallen über die ganze Länge. Sie ließen mich draufplumpsen, und sie war eiskalt und durchgeweicht. Ehe ich mich versah, hatten sie mich an Schultern, Hüfte und Knöcheln festgestrappt. Nach einer weiteren Minute waren noch drei weitere Schnallen angezogen. Eine Männerhand griff nach den Stäben an meinem Kopf und löste ein paar Arretierungen, und einen Moment später lag ich geneigt da, der Kopf tiefer als die Füße.

„Lass uns mit etwas Einfachem anfangen“, sagte sie. Ich reckte meinen Kopf, um sie zu sehen. Sie hatte sich zu einem Tisch mit einer Xbox gedreht, die mit einem augenscheinlich teuren Flachfernseher verbunden war. „Ich möchte bitte, dass du mir deine Nutzerkennung und das Passwort für deine Piratenpartei-E-Mail verrätst.“

Ich schloss die Augen und ließ mich vom Ozean vom Strand wegtreiben.

„Weißt du, was Waterboarding ist, M1k3y?“ Ihre Stimme zog mich wieder an Land. „Du wirst genau so festgebunden, und wir gießen dir Wasser über den Kopf, in deine Nase und in deinen Mund. Du wirst den Würgereflex nicht unterdrücken können. Man nennt es eine simulierte Hinrichtung, und soweit ich es von dieser Seite des Raums beurteilen kann, ist das eine angemessene Einschätzung. Du wirst das Gefühl nicht loswerden, dass du stirbst.“

Ich versuchte mich wieder zu entfernen. Von Waterboarding hatte ich gehört. Das war es also, echte Folter. Und das war erst der Anfang.

Ich konnte mich nicht mehr entfernen. Der Ozean brandete nicht mehr heran, um mich emporzuheben. In meiner Brust wurde es eng, und meine Augenlider begannen zu flattern. Ich fühlte die feuchtkalte Pisse an meinen Beinen und den feuchtkalten Schweiß im Haar. Meine Haut juckte von der getrockneten Kotze.

Sie schwamm oberhalb von mir in mein Gesichtsfeld. „Lass uns mit der Kennung anfangen“, sagte sie.

Ich schloss die Augen und presste sie fest zu.

„Gebt ihm was zu trinken“, sagte sie.

Ich hörte, wie sich Leute bewegten. Ich holte einmal tief Luft und hielt sie an.

Das Wasser fing als Rinnsal an, eine Kelle voll Wasser, das sanft über mein Kinn und meine Lippen gegossen wurde. In meine umgekehrten Nasenlöcher hinein. Es lief zurück in meine Kehle und begann mich zu ersticken, aber ich würde nicht husten, würde nicht keuchen und es in meine Lungen einsaugen. Ich hielt den Atem an und presste meine Augen noch fester zu.

Von außerhalb war ein Tumult zu hören, ein Klang von hektisch stampfenden Stiefeln, wütende, erboste Schreie. Die Kelle wurde über meinem Gesicht ausgeleert.

Ich hörte sie mit jemandem im Raum murmeln, dann sagte sie zu mir: „Nur die Kennung, Marcus. Das ist eine einfache Frage. Was sollte ich denn schon mit deinem Login anfangen können?"

Dieses Mal war es ein Eimer voll Wasser, alles auf einmal, eine Flut ohne Ende, wirklich gigantisch. Ich konnte es nicht mehr vermeiden: Ich keuchte und atmete das Wasser in meine Lungen, hustete und sog noch mehr Wasser ein. Ich wusste zwar, dass sie mich nicht töten würden, aber ich konnte meinen Körper nicht davon überzeugen. Mit jeder Faser meines Seins wusste ich, dass ich jetzt sterben würde. Ich konnte nicht einmal weinen – es wurde immer noch mehr Wasser über mich gegossen.

Dann hörte es auf. Ich hustete, hustete, hustete, aber in dem Winkel, in dem ich mich befand, lief das Wasser, das ich aushustete, in meine Nase zurück und brannte in den Nebenhöhlen.

Die Hustenanfälle gingen so tief, dass sie schmerzten, an den Rippen und an den Hüften, als ich mich ihnen entgegenstemmte. Ich hasste es, dass mein Körper mich verriet, dass mein Geist meinen Körper nicht kontrollieren konnte; aber ich konnte nichts dagegen tun.

Schließlich ließ das Husten so weit nach, dass ich wahrnehmen konnte, was um mich herum vorging. Leute brüllten, und es klang nach einer Schlägerei oder einem Ringkampf. Ich öffnete die Augen und blinzelte ins grelle Licht, dann reckte ich, immer noch hustend, den Hals.

Im Zimmer waren jetzt eine Menge mehr Leute als zu Beginn. Die meisten davon schienen Panzerwesten, Helme und Rauchglas-Visiere zu tragen. Sie brüllten auf die Treasure-Island-Wachen ein, und die brüllten mit angeschwollenen Halsadern zurück.

„Stehenbleiben!", sagte einer von den Panzerwesten. „Stehenbleiben und Hände in die Luft. Sie sind verhaftet!"

Frau Strenger Haarschnitt war am Telefonieren. Einer der Gepanzerten bemerkte sie, stürzte auf sie zu und hieb ihr mit seinem Handschuh das Telefon aus der Hand. Jeder verstummte, als es in einem Bogen durch das ganze kleine Zimmer segelte und in einem Hagel von Einzelteilen auf dem Boden zerschellte.

Das Schweigen war nur von kurzer Dauer, dann kamen die Panzerwesten weiter ins Zimmer herein. Zwei schnappten sich je einen meiner Folterer. Fast brachte ich ein Lächeln zuwege, als ich den Gesichtsausdruck von Strenger Haarschnitt sah, als zwei Männer sie an den Schultern packten, umdrehten und ihr Plastikhandschellen um die Handgelenke legten.

Einer der Gepanzerten trat durch den Türrahmen herein. Er hatte eine Videokamera auf der Schulter, eine ziemlich anständige Ausrüstung mit gleißend hellem Scheinwerfer. Er nahm das ganze Zimmer auf und umkreiste mich zwei Mal, während er auf mich draufhielt. Ich ertappte mich dabei, absolut stillzuhalten, als ob ich jemandem Porträt sitzen würde.

Es war lächerlich.

„Meinen Sie, Sie könnten mich wohl mal von diesem Ding hier losmachen?" Ich schaffte es, alles herauszubringen und dabei nur ein kleines bisschen zu würgen.

Zwei Panzerwesten kamen auf mich zu, eine davon eine Frau, und fingen an, mich loszubinden. Sie klappten ihre Visiere hoch und lächelten mich an. Sie hatten rote Kreuze auf ihren Schultern und Helmen.

Unter den roten Kreuzen war ein weiteres Logo: CHP. California Highway Patrol. Sie waren Nationalgardisten.

Ich wollte gerade fragen, was sie hier machten, da sah ich Barbara Stratford. Sie war offensichtlich im Flur zurückgehalten worden, aber jetzt drängte sie sich mit Macht herein. „Hier bist du ja", sagte sie, kniete sich neben mir nieder und zog mich in die längste, kräftigste Umarmung meines Lebens.

Und da wusste ich es – Gitmo-an-der-Bay war in der Hand seiner Feinde. Ich war gerettet.

Kapitel 21

Dieses Kapitel ist Pages Books in Toronto, Kanada gewidmet. Pages gehört schon seit ewig zum Inventar auf der mega-angesagten Queen Street West; er liegt gegenüber von CityTV und nur ein paar Türen entfernt vom alten Bakka, wo ich arbeitete. Wir bei Bakka fanden es großartig, Pages in derselben Straße zu haben – was wir für Science Fiction waren, waren sie dort für alles andere: handverlesenes Material, Sachen, die du sonst niemals finden würdest; Sachen, von denen du gar nicht wusstest, dass du sie suchst, bis du sie dort siehst. Pages hat außerdem eine der besten Zeitschriften-Abteilungen, die ich je gesehen habe, reihenweise unglaubliche Magazine aus der ganzen Welt.

Pages Books http://pagesbooks.ca/ 256 Queen St W, Toronto, ON M5V 1Z8 Canada +1 416 598 1447

Dann ließen sie mich und Barbara im Zimmer allein, und ich benutzte den funktionierenden Duschkopf, um mich abzubrausen – jetzt plötzlich war es mir peinlich, bepisst und bespuckt dazustehen. Als ich fertig war, weinte Barbara.

„Deine Eltern …“, fing sie an.

Ich dachte, ich müsse gleich wieder spucken. Oh Gott, meine arme Familie. Was mussten die bloß durchgemacht haben.

„Sind sie hier?“

„Nein“, sagte sie. „Das ist kompliziert.“

„Was?“

„Du bist immer noch in Haft, Marcus. Jeder hier ist noch in Haft. Sie können hier nicht einfach reinsausen und alle Türen aufreißen. Jeder hier muss durch die reguläre Strafgerichtsbarkeit geschleust werden. Und das könnte, also, es könnte Monate dauern.“

„Ich soll noch *monatelang* hier bleiben?“

Sie fasste mich bei den Händen. „Nein, ich denke, wir werden das anfechten und dich ziemlich schnell auf Kaution rausbekommen. Aber ‚ziemlich schnell‘ ist relativ. Ich würde nicht damit rechnen, dass heute noch was passiert. Und es wird nicht mehr so sein wie bei diesen Leuten. Es wird human sein. Es wird richtiges Essen geben. Keine Befragungen. Besuche von deiner Familie.

Nur weil das DHS raus ist, kannst du noch lange nicht einfach so von hier verschwinden. Was gerade passiert ist, das ist, dass wir die Bizarro-Version ihres Justizsystems gekippt haben und wieder das alte System einführen. Das System mit Richtern, öffentlichen Verhandlungen und Anwälten.

Wir könnten also versuchen, dich in eine Jugendstrafanstalt auf dem Festland zu verlegen, aber Marcus, diese Orte können wirklich heftig sein. Sehr, sehr hart. Dies hier könnte für dich der beste Platz sein, bis wir dich auf Kaution freibekommen.“

Auf Kaution freibekommen. Na klar. Ich war ein Krimineller – ich war noch nicht angeklagt, aber das mussten wohl Dutzende von Anklagepunkten sein, die sie gegen mich auffahren konnten. Es war ja praktisch illegal, auch nur unreine Gedanken über die Regierung zu denken.

Sie drückte wieder meine Hände. „Es ist Mist, aber so muss es nun mal laufen. Hauptsache, es ist vorbei. Der Gouverneur hat das DHS rausgeworfen und alle Checkpoints abgebaut. Der Staatsanwalt hat Haftbefehle gegen alle Vollstreckungsbeamten erlassen, die in ‚Stressbefragungen‘ und Geheimgefängnisse involviert waren. Die werden alle in den Knast wandern, und zwar wegen allem, was du getan hast, Marcus.“

Ich war wie betäubt. Ich hörte die Worte, aber ich begriff ihren Sinn nicht. Irgendwie war es vorbei, aber auch wieder nicht.

„Hör mal“, sagte sie. „Wir haben vielleicht noch eine oder zwei Stunden, bevor sich das hier alles wieder beruhigt und sie kommen, um dich wieder einzusperren. Was willst du machen? Am Strand spazierengehen? Etwas essen? Diese Leute hier hatten ein unglaubliches Stabskasino – das haben wir auf dem Weg hier rein geplündert. Essen vom Allerfeinsten.“

Endlich eine Frage, die ich beantworten konnte. „Ich will Ange finden. Und ich will Darryl finden.“

☒

Ich versuchte ihre Zellennummern in einem Computer nachzuschauen, aber der verlangte ein Passwort, und so blieb uns nichts übrig, als die Flure entlangzuwandern und ihre Namen zu rufen. Von hinter den Zellentüren riefen Gefangene uns etwas zurück, weinten oder bettelten uns an, sie gehen zu lassen. Sie begriffen noch nicht, was

gerade eben passiert war, sie konnten nicht sehen, wie ihre früheren Bewacher in Plastikhandschellen auf den Docks zusammengetrieben und von kalifornischen SWAT[7]-Teams weggebracht wurden.

„Ange!“, brüllte ich über den Lärm hinweg, „Ange Carvelli! Darryl Glover! Ich bins, Marcus!“ Wir hatten den Zellentrakt auf ganzer Länge abgewandert, und sie hatten nicht geantwortet. Mir war nach Heulen zumute. Sie waren also außer Landes gebracht worden – nach Syrien oder noch schlimmer. Ich würde sie nie wiedersehen.

Ich hockte mich hin, lehnte mich an die Flurwand und verbarg mein Gesicht in den Händen. Ich sah das Gesicht von Frau Strenger Haarschnitt, sah ihr Grinsen, als sie nach meinem Login fragte. Sie hatte das getan. Sie würde dafür ins Gefängnis gehen, aber das reichte mir nicht. Ich dachte, wenn ich sie wiedersähe, würde ich sie töten. Sie hätte es verdient.

„Komm schon“, sagte Barbara, „komm weiter, Marcus. Gib nicht auf. Hier gehts noch weiter, komm schon.“

Sie hatte Recht. Alle Türen, an denen wir in dem Zellentrakt vorbeigekommen waren, waren alte, verrostete Dinger aus der Entstehungszeit dieser Basis. Aber ganz am Ende des Flurs war eine neue Hochsicherheitstür angelehnt, dick wie ein Wörterbuch. Wir zogen sie auf und wagten uns in den dunklen Flur dahinter.

Hier gab es noch vier Zellentüren ohne Strichcodes. Auf jeder war eine kleine Zifferntastatur montiert.

„Darryl?“, sagte ich. „Ange?“

„Marcus?“

Es war Ange, die mir aus der hintersten Tür zurief. Ange, meine Ange, mein Engel.

„Ange!“, rief ich. „Ich bins, ich bins!“

„Oh Gott, Marcus“, presste sie noch hervor, der Rest ging in ihrem Schluchzen unter.

Ich hämmerte an die anderen Türen. „Darryl! Darryl, bist du hier?“

„Ich bin hier.“ Die Stimme war sehr dünn und sehr heiser. „Ich bin hier. Es tut mir so, so Leid. Bitte. Es tut mir so Leid.“

Er klang … gebrochen. Zerstört.

„Ich bins, D“, sagte ich, mein Gesicht dicht an die Tür gepresst. „Ich bins, Marcus. Es ist vorbei – sie haben die Wachen verhaftet. Sie haben die Heimatschutzbehörde rausgekickt. Wir kriegen Verhandlungen, öffentliche Verhandlungen. Und wir werden gegen sie aussagen.“

„Es tut mir Leid“, sagte er nur. „Bitte, es tut mir so Leid.“

In diesem Moment erschienen die kalifornischen Polizisten in der Tür. Ihre Kamera lief immer noch. „Ms. Stratford?“, sagte einer. Er hatte sein Visier oben und sah aus wie jeder andere Polizist, nicht wie mein Retter. Wie jemand, der gekommen war, um mich wegzusperren.

„Captain Sanchez“, sagte sie, „wir haben hier zwei der wichtigeren Gefangenen gefunden. Ich möchte Zugang zu ihnen erhalten und sie selbst in Augenschein nehmen.“

„Ma’am, für diese Türen haben wir noch keine Zugangscodes.“

Sie hob die Hand. „Das war nicht so abgemacht. Ich sollte unbegrenzten Zugang zu allen Bereichen dieser Anlage erhalten. Das kam direkt vom Gouverneur, Sir. Wir werden uns hier nicht rühren, bevor Sie diese Zellen geöffnet haben.“

Ihr Gesicht war vollkommen unbewegt, sie zeigte kein Anzeichen von Nachgiebigkeit. Sie meinte das so.

Der Captain sah aus, als brauche er Schlaf. Er zog eine Grimasse. „Ich werde sehen, was ich tun kann“, sagte er.

☒

Eine halbe Stunde später hatten sie es geschafft, die Türen zu öffnen. Sie brauchten drei Versuche, aber schließlich gaben sie die richtigen Codes ein, nachdem sie sie mit den RFIDs in den Identifikationsmarken abgeglichen hatten, die sie den festgenommenen Wachen abgenommen hatten.

Sie betraten Anges Zelle zuerst. Sie war in einen Krankenhauskittel gehüllt, der hinten offen war, und ihre Zelle war sogar noch karger als meine – nur Polsterung rundum, kein Waschbecken, kein Bett, kein Licht. Sie trat blinzelnd in den Flur hinaus, und die Polizeikamera hielt auf sie drauf, das grelle Licht frontal in ihr Gesicht. Barbara

---

7 Spezialeinheit der US-Polizeibehörde, A.d.Ü

trat schützend zwischen uns und die Kamera. Ange kam zögernd und leicht schwankend heraus. Mit ihren Augen und ihrem Gesicht stimmte etwas nicht. Sie weinte, aber das wars nicht.

„Die haben mir Medikamente gegeben“, sagte sie. „Als ich nicht aufgehört habe, nach einem Anwalt zu schreien.“

Ich zog sie in meine Arme. Sie ließ sich fallen, aber sie erwiderte die Umarmung. Sie roch miefig und verschwitzt, und ich roch nicht besser. Ich wollte sie nie wieder loslassen.

Und dann öffneten sie Darryls Zelle.

Er hatte seinen papiernen Krankenhauskittel zerrissen. Nackt lag er zusammengerollt in der hintersten Ecke der Zelle und versuchte sich vor der Kamera und unseren Blicken zu verbergen. Ich rannte zu ihm.

„D“, flüsterte ich ihm ins Ohr. „D, ich bins. Marcus. Es ist vorbei. Die Wachen sind verhaftet. Wir kommen auf Kaution raus, wir gehen nach Hause.“

Er zitterte und kniff die Augen zu. „Es tut mir Leid“, flüsterte er und drehte sein Gesicht zur Wand.

Dann brachten sie mich weg, ein Polizist in Panzerweste und Barbara; sie brachten mich zu meiner Zelle und verschlossen die Tür, und dort verbrachte ich die Nacht.

☒

An die Fahrt zum Gerichtsgebäude erinnere ich mich nur vage. Sie hatten mich an fünf andere Gefangene gekettet, die alle schon viel länger eingesessen hatten als ich. Einer sprach nur Arabisch – er war ein alter Mann, und er zitterte. Die anderen waren alle jung. Ich war der einzige Weiße. Als wir alle auf dem Deck der Fähre zusammengepfercht waren, sah ich, dass fast jeder auf Treasure Island eine mehr oder weniger braune Hautfarbe hatte.

Ich war nur eine Nacht drin gewesen, aber das war schon zu lange. Ein leichter Nieselregen perlte auf uns herunter, normalerweise die Sorte Wetter, bei dem ich die Schultern einzog und auf den Boden guckte; aber heute reckte ich wie alle anderen meinen Hals nach dem unendlichen grauen Himmel und genoss die stechende Nässe, während wir über die Bay und den Fähranlegern entgegenbrausten.

Sie fuhren uns in Bussen weiter. Die Fesseln machten das Einsteigen mühselig, und es dauerte eine Ewigkeit, bis alle eingestiegen waren. Niemanden kümmerte es. Wenn wir uns nicht gerade abmühten, das geometrische Problem „Sechs Mann, eine Kette, schmaler Gang“ zu lösen, dann betrachteten wir bloß die Stadt um uns herum, die vielen Häuser oben auf dem Hügel.

Alles, woran ich denken konnte, war, Darryl und Ange zu finden, aber keiner von beiden war zu sehen. Es war eine riesige Menge, und es war uns nicht erlaubt, uns frei darin zu bewegen. Die Nationalgardisten, die sich um uns kümmerten, waren einigermaßen freundlich, aber sie waren nichtsdestotrotz groß, gepanzert und bewaffnet. Ich dachte ständig, ich würde Darryl in der Menge sehen, aber es war immer jemand anderer mit demselben geprügelten, gebeugten Ausdruck, den ich an ihm in seiner Zelle gesehen hatte. Er war nicht der einzige Gebrochene hier.

Im Gerichtsgebäude führten sie uns in unseren Fesselgrüppchen in Befragungsräume. Eine ACLU-Anwältin nahm unsere Daten auf, stellte uns einige Fragen – als ich an der Reihe war, lächelte sie und begrüßte mich mit Namen – und führte uns dann in den Gerichtssaal und vor den Richter. Er trug eine richtige Robe und schien gut gelaunt zu sein.

Es schien vereinbart zu sein, dass jeder, für den ein Familienmitglied Kaution hinterlegen konnte, freigelassen wurde und alle anderen ins Gefängnis kamen. Die ACLU-Anwältin redete auf den Richter ein und bat um einige Stunden Aufschub, während derer die Angehörigen der Gefangenen aufgetrieben und zum Gerichtsgebäude gebracht wurden. Der Richter war ziemlich wohlwollend, aber als mir klar wurde, dass einige von den Leuten hier schon seit dem Tag des Attentats inhaftiert waren, ohne jedes Verfahren, Verhören, Isolation und Folter ausgeliefert, während ihre Familien sie tot glaubten, da hätte ich nur noch die Ketten zerreißen und sie alle einfach freilassen mögen.

Als ich dem Richter vorgeführt wurde, sah er auf mich herunter und nahm seine Brille ab. Er sah müde aus. Die ACLU-Anwältin sah müde aus. Die Gerichtsdiener sahen müde aus. Hinter mir konnte ich ein plötzliches Aufbranden von Gesprächen hören, als ein Gerichtsdiener meinen Namen verlas. Der Richter pochte einmal mit seinem Hammer, ohne den Blick von mir abzuwenden. Er rieb sich über die Augen.

„Mr. Yallow“, sagte er, „die Anklage hat Sie als fluchtverdächtig eingestuft. Ich denke, das ist nicht von der Hand zu weisen. Sie haben mehr, sagen wir mal, Geschichte als die anderen Leute hier. Ich bin versucht, Sie bis zum Verfahren festzusetzen, unabhängig davon, wie viel Kaution Ihre Eltern zu hinterlegen bereit sind.“

Meine Anwältin hob an zu sprechen, doch der Richter bedeutete ihr mit einem Blick zu schweigen. Er rieb sich wieder die Augen.

„Haben Sie etwas dazu zu sagen?"

„Ich hatte Gelegenheit zu fliehen", sagte ich. „Letzte Woche. Jemand hatte mir angeboten, mich fortzubringen, weg aus der Stadt, und mir eine neue Identität aufzubauen. Stattdessen habe ich dieser Frau das Telefon gestohlen, bin aus unserem Lastwagen abgehauen und fortgerannt. Ich habe ihr Telefon – auf dem sich Beweise über meinen Freund Darryl Glover befanden – einer Journalistin übergeben und mich dann hier, in der Stadt, versteckt."

„Sie haben ein Telefon gestohlen?"

„Ich war zu der Erkenntnis gelangt, dass ich nicht weglaufen durfte. Dass ich mich der Justiz zu stellen hatte – dass meine Freiheit nichts wert war, solange ich gesucht wurde oder solange meine Stadt noch dem DHS unterworfen war. Solange meine Freunde immer noch eingesperrt waren. Und dass meine Freiheit nicht so wichtig war wie die Freiheit des Landes."

„Aber Sie haben ein Telefon gestohlen."

Ich nickte. „Ja, das habe ich. Ich beabsichtige es zurückzugeben, sobald ich die fragliche junge Frau finde."

„Nun, ich danke Ihnen für diese Rede, Mr. Yallow. Sie sind ein sehr eloquenter junger Mann." Er fixierte den Staatsanwalt. „Mancher würde sagen, auch ein sehr mutiger Mann. Heute früh lief in den Nachrichten ein gewisses Video, das die Annahme rechtfertigt, dass Sie gute Gründe hatten, den Strafverfolgungsbehörden aus dem Weg zu gehen. Vor diesem Hintergrund und eingedenk Ihrer kleinen Rede hier werde ich Kaution gewähren, aber ich werde veranlassen, dass die Anklage gegen Sie um den Punkt minderschweren Diebstahls im Hinblick auf das Telefon ergänzt wird. Diesbezüglich setze ich zusätzlich 50.000 Dollar Kaution fest."

Er pochte wieder mit dem Hammer, und meine Anwältin drückte mir die Hand.

Er schaute wieder herunter zu mir und rückte seine Brille zurecht. Er hatte Schuppen auf den Schultern seiner Robe. Als die Brille sein drahtiges, lockiges Haar berührte, rieselten noch einige mehr herab.

„Sie können jetzt gehen, junger Mann. Halten Sie sich von Ärger fern."

☒

Ich wandte mich zum Gehen, als mich jemand tackelte. Es war Dad. Er riss mich wortwörtlich von den Füßen und umarmte mich so stürmisch, dass meine Rippen knirschten. Er drückte mich genau so, wie ich das von früher in Erinnerung hatte, als ich ein kleiner Junge war: als er mich in großartigen, schwindelerregenden Flugzeugspielen um sich herumschleuderte, mich in die Luft warf, auffing und dann eben drückte, so fest, dass es beinahe wehtat.

Ein Paar weicherer Hände entzog mich sanft seinen Armen. Mom. Sie hielt mich einen Moment lang auf Armlänge, suchte irgendetwas in meinem Gesicht und sprach kein Wort, während ihr die Tränen übers Gesicht rannen. Sie lächelte, aus dem Lächeln wurde wieder ein Schluchzen, und dann hielt sie mich fest, während Dads Arm uns beide umfasste.

Als sie mich losließen, gelang es mir endlich, etwas zu sagen. „Darryl?"

„Sein Vater hat mich anderswo getroffen. Er ist im Krankenhaus."

„Wann kann ich ihn sehen?"

„Das ist unsere nächste Station", sagte Dad mit finsterer Miene. „Er ist nicht…" Er brach ab. Dann: „Sie sagen, er wird sich berappeln." Seine Stimme klang erstickt.

„Und was ist mit Ange?"

„Ihre Mutter hat sie nach Hause gebracht. Sie wollte hier auf dich warten, aber…"

Ich verstand. Ich war jetzt voller Verständnis für all die Familien all der Leute, die sie weggesperrt hatten. Überall im Gerichtssaal wurde geweint und umarmt, nicht einmal die Gerichtsdiener konnten sich mehr zurückhalten.

„Lasst uns zu Darryl gehen", sagte ich. „Und darf ich euer Handy leihen?"

Ich rief Ange auf dem Weg zum Krankenhaus an, in das sie Darryl gebracht hatten – San Francisco General, von uns aus bloß die Straße runter –, um mich mit ihr für nach dem Essen zu verabreden. Sie sprach in gehetztem Flüsterton. Ihre Mutter war noch unschlüssig, ob sie sie nun bestrafen sollte oder nicht, und Ange wollte das Schicksal nicht herausfordern.

Auf dem Flur, auf dem Darryl untergebracht war, standen zwei Nationalgardisten. Sie wehrten einen Pulk von Reportern ab, die auf Zehenspitzen standen, um einen Blick und ein Foto zu erhaschen. Die Blitze explodierten wie Stroboskope in unseren Agen, und ich schüttelte den Kopf, um den Blick wieder klar zu bekommen. Meine Eltern hatten mir saubere Klamotten mitgebracht, die ich auf dem Rücksitz angezogen hatte, aber ich fühlte mich immer noch ekelhaft, obwohl ich mich im Waschraum des Gerichts abgeschrubbt hatte.

Einige der Reporter riefen meinen Namen. Ach ja, ich war jetzt berühmt. Auch die Nationalgardisten warfen mir Blicke zu – entweder sie erkannten mein Gesicht oder meinen Namen, den die Reporter riefen.

Darryls Vater traf uns an der Tür zu seinem Krankenzimmer; er sprach im Flüsterton, so dass die Reporter nichts aufschnappen konnten. Er war in Zivil, in Jeans und Pulli, wie ich ihn kannte, aber er hatte sich die Dienstabzeichen an die Brust geheftet.

„Er schläft", sagte er. „Vor einer Weile ist er aufgewacht und hat geweint. Er hat überhaupt nicht mehr aufgehört. Dann haben sie ihm etwas gegeben, um ihm beim Einschlafen zu helfen."

Er führte uns hinein, und da lag Darryl, das Haar gewaschen und gekämmt, und schlief mit offenem Mund. In seinen Mundwinkeln war irgendwas Weißes zu sehen. Er hatte ein halbprivates Zimmer, und im anderen Bett lag ein älterer arabisch aussehender Typ in den Vierzigern. Ich erkannte ihn als denjenigen, mit dem ich auf dem Rückweg von Treasure Island zusammengekettet gewesen war. Wir winkten uns verlegen zu.

Dann wandte ich mich wieder Darryl zu. Ich nahm seine Hand. Seine Nägel waren bis aufs Fleisch abgekaut. Als Kind war er ein Nägelkauer gewesen, aber an der Highschool hatte er sichs abgewöhnt. Ich glaube, Van hatte es ihm ausgeredet, indem sie ihm erklärte, wie eklig es war, dass er ständig die Finger im Mund hatte.

Ich hörte, wie meine Eltern und Darryls Dad einen Schritt zurücktraten und die Gardinen um uns zuzogen. Ich legte meinen Kopf aufs Kissen neben seinen. Er hatte einen strähnigen, unregelmäßigen Bart, der mich an Zeb erinnerte.

„Hey, D", sagte ich. „Du hast es geschafft. Du kommst wieder auf die Beine." Er schnarchte ein wenig. Fast hätte ich „Ich liebe dich" gesagt, ein Satz, den ich erst zu einem einzigen Menschen außerhalb der Familie gesagt hatte und der sich merkwürdig anhörte, wenn man ihn zu einem anderen Typen sagte.

Schließlich drückte ich bloß noch einmal seine Hand. Armer Darryl.

Epilog

Dieses Kapitel ist Hudson Booksellers gewidmet, den Buchhändlern, die man in praktisch jedem Flughafen der USA findet. Die meisten Hudson-Filialen haben nur wenige Titel (wobei diese oft erstaunlich vielfältig sind), aber die größeren, etwa die im AA-Terminal in Chicagos O'Hare, sind ebenso gut wie eine Buchhandlung in einem Wohngebiet. Man muss schon was Besonderes bieten, um in einem Flughafen eine persönliche Note zu setzen, und Hudson's hat mir bei mehr als einem langen Chicago-Zwischenstopp mein geistiges Wohlbefinden gerettet.

Hudson Booksellers http://www.hudsongroup.com/HudsonBooksellers_s.html

Barbara rief mich am Wochenende des 4. Juli im Büro an. Ich war nicht der Einzige, der am Feiertagswochenende zur Arbeit gekommen war, aber ich war der Einzige, der es tat, weil meine Freigangsregelung mir nicht erlaubte, die Stadt zu verlassen.

Sie hatten mich schließlich für schuldig befunden, Mashas Handy gestohlen zu haben. Ist das zu glauben? Die Staatsanwaltschaft hatte mit meiner Anwältin den Deal gemacht, dass man alle Anklagepunkte zu „elektronischem Terrorismus" und „Aufrührertum" fallen lassen würde, wenn ich mich im Gegenzug des minderschweren Diebstahls schuldig bekannte. Sie brummten mir drei Monate mit Freigang in einem Rehabilitationszentrum für jugendliche Straftäter in der Mission auf. Ich schlief im Wohnheim, in einem Gemeinschaftsschlafraum zusammen mit echten Kriminellen, Gang-Kids und Drogen-Kids, ein paar echten Bekloppten. Tagsüber war ich „frei", rauszugehen und in meinem „Job" zu arbeiten.

„Marcus, sie lassen sie raus", sagte sie.

„Wen?"

„Johnstone, Carrie Johnstone. Das nichtöffentliche Militärtribunal hat sie von aller Schuld freigesprochen. Die Akte ist geschlossen, und sie kehrt in den aktiven Dienst zurück. Sie schicken sie in den Irak."

Carrie Johnstone war der Name von Frau Strenger Haarschnitt. Das kam bei den vorläufigen Anhörungen am Kalifornischen Kammergericht heraus, aber das war auch schon so ziemlich das Einzige, was herauskam. Sie verweigerte jede Aussage darüber, von wem sie ihre Anweisungen erhalten hatte, was sie getan hatte, wer inhaftiert worden war und warum. Sie saß vor Gericht Tag für Tag einfach nur da, vollkommen schweigsam.

Die Bundesbehörden hatten sich mittlerweile aufgeplustert und über die „einseitige, illegale" Schließung der Treasure-Island-Anlage seitens des Gouverneurs sowie über die Ausweisung der Bundespolizei aus San Francisco durch den Bürgermeister beschwert. Eine Menge dieser Bullen waren in kalifornischen Gefängnissen gelandet, ebenso wie die Wachen aus Gitmo-an-der-Bay.

Dann kam einen Tag lang überhaupt keine Stellungnahme aus dem Weißen Haus und keine aus dem Staatskapitol. Und am nächsten Tag fand eine trockene, angespannte gemeinsame Pressekonferenz auf den Stufen des Gouverneurssitzes statt, bei der der Chef des DHS und der Gouverneur ihr „Übereinkommen" verkündeten.

Das DHS würde ein nichtöffentliches Militärtribunal einberufen, um „mögliche Irrtümer in der Beurteilung" nach dem Anschlag auf die Bay Bridge aufzuklären. Das Tribunal würde jedes verfügbare Mittel einsetzen, um zu gewährleisten, dass kriminelle Handlungen angemessen bestraft würden. Im Gegenzug würde die Kontrolle über DHS-Operationen in Kalifornien an den Staatssenat übergehen, der die Macht haben würde, sämtliche Heimatschutzmaßnahmen im Bundesstaat zu beenden, zu untersuchen und neu zu bewerten.

Der Aufschrei der Reporter war ohrenbetäubend gewesen, und Barbara hatte die erste Frage gestellt. „Mr. Gouverneur, bei allem gebotenen Respekt: Wir haben unwiderlegbare Videobeweise, dass Marcus Yallow, ein Bürger dieses Staates von Geburt an, einer simulierten Exekution ausgesetzt war, und zwar durch DHS-Beamte, die offenkundig auf Anweisung des Weißen Hauses handelten. Ist der Staat wirklich gewillt, jeden Anschein von Gerechtigkeit für seine Bürger im Angesicht illegaler, barbarischer Folter aufzugeben?" Ihre Stimme zitterte, aber sie brach nicht.

Der Gouverneur breitete die Arme aus. „Die Militärtribunale werden der Gerechtigkeit Genüge tun. Wenn Mr. Yallow – oder irgendeine andere Person, die der Heimatschutzbehörde etwas vorzuwerfen hat – darüber hinaus Gerechtigkeit verlangt, so steht es ihm selbstverständlich frei, Wiedergutmachung einzuklagen, soweit sie ihm von seiten der Bundesregierung zusteht."

Das tat ich auch. In der Woche nach der Ankündigung des Gouverneurs wurden mehr als zwanzigtausend Zivilklagen gegen das DHS erhoben. Meine wurde durch die ACLU vertreten, und man hatte bereits beantragt, Einsicht in die Ergebnisse der nichtöffentlichen Militärtribunale zu erhalten. Bislang standen die Gerichte diesem Ansinnen sehr wohlwollend gegenüber.

Aber damit hatte ich nicht gerechnet.

„Sie ist völlig ungeschoren rausgekommen?"

„Die Pressemitteilung gibt nicht viel her. ‚Nach gründlicher Untersuchung der Ereignisse in San Francisco und im Antiterror-Sonderlager auf Treasure Island ist dieses Tribunal zu dem Ergebnis gelangt, dass die Handlungen von Ms. Johnstone keine weiteren Disziplinarmaßnahmen rechtfertigen.' Da steht das Wort ‚weiteren' – als ob man sie bereits bestraft hat."

Ich schnaubte. Von Carrie Johnstone hatte ich seit meiner Freilassung aus Gitmo-an-der-Bay fast jede Nacht geträumt. Ich hatte ihr Gesicht drohend über mir schweben gesehen, dieses kleine dreckige Grinsen, als sie den Mann anwies, mir „was zu trinken" zu geben.

„Marcus …", begann Barbara, aber ich unterbrach sie.

„Ist okay. Es ist alles okay. Ich werde darüber ein Video machen. Und übers Wochenende stelle ich es online. Montage sind gute Tage für virale Clips. Jeder kommt aus dem Feiertagswochenende zurück und guckt, was es so Lustiges gibt zum Weiterleiten in der Schule oder im Büro."

Ein Teil meines Deals mit dem Wohnheim war, dass ich zwei Mal pro Woche einen Psychoklempner besuchte. Seit ich darüber weg war, das als Bestrafung zu empfinden, war das eine echt gute Sache. Er half mir, mich auf konstruktive Dinge zu konzentrieren, wenn ich mich aufregte, statt mich von meinem Ärger auffressen zu lassen. Die Videos halfen dabei.

„Ich muss jetzt los", sagte ich und schluckte dabei, um die Emotionen aus meiner Stimme rauszuhalten.

„Pass auf dich auf, Marcus", sagte Barbara.

Als ich das Telefon weglegte, umarmte mich Ange von hinten. „Ich hab grade online davon gelesen", sagte sie. Sie las eine Million Nachrichtenfeeds – mit einem Feedreader, der die Storys sofort saugte, sobald sie über den Ticker liefen. Sie war unsere offizielle Bloggerin, und sie machte den Job gut – sie schnitt die Nachrichten aus und stellte sie online wie ein Koch im Schnellrestaurant, der Frühstücksbestellungen umschlägt.

Ich drehte mich in ihren Armen um, um sie von vorn zu umarmen. Um bei der Wahrheit zu bleiben: Allzu viel Arbeit hatten wir heute noch nicht erledigt. Es war mir nicht erlaubt, das Wohnheim nach dem Abendessen noch mal zu verlassen, und sie durfte mich dort nicht besuchen. Also sahen wir uns im Büro, aber da waren meistens viele andere Leute, was unserer Fummelei ein bisschen abträglich war. Einen ganzen Tag mit ihr allein im Büro zu sein war eine zu starke Versuchung. Außerdem war es heiß und schwül, so dass wir beide Tanktops und Shorts trugen und beim Arbeiten nebeneinander eine Menge Hautkontakt hatten.

„Ich mache ein Video", sagte ich. „Ich will es heute noch veröffentlichen."

„Gut", sagte sie. „Packen wirs an."

Ange las die Pressemitteilung. Ich nahm einen kleinen Monolog auf und legte den Ton über die berühmten Bilder von mir auf dem Waterboard – wilder Augenausdruck im harten Scheinwerferlicht, strähniges Haar, tränen- und rotzüberströmt.

„Das bin ich. Ich liege auf einem Waterboard. Ich werde mit einer simulierten Hinrichtung gefoltert. Die Folter wird von einer Frau namens Carrie Johnstone beaufsichtigt. Sie arbeitet für die Regierung. Ihr könntet sie noch von diesem Video kennen."

Ich blendete über zu dem Film mit Johnstone und Kurt Rooney. „Hier sind Johnstone und Minister Kurt Rooney, der Chefstratege des Präsidenten."

„Die Nation liebt diese Stadt nicht. Aus ihrer Sicht ist es ein Sodom und Gomorra aus Schwuchteln und Atheisten, die es verdient haben, in der Hölle zu schmoren. Der einzige Grund dafür, dass sich das Land dafür interessiert, was man in San Francisco denkt, ist der glückliche Umstand, dass sie da von irgendwelchen islamischen Terroristen zur Hölle gebombt worden sind."

„Er redet über die Stadt, in der ich lebe. Nach letzten Zählungen wurden 4215 meiner Nachbarn an dem Tag getötet, von dem er redet. Aber einige von ihnen sind vielleicht nicht tot. Einige von ihnen sind in demselben Gefängnis verschwunden, in dem ich gefoltert wurde. Einige Mütter und Väter, Kinder und Geliebte, Brüder und Schwestern werden ihre Liebsten nie wiedersehen – weil sie insgeheim in einem illegalen Gefängnis mitten in der San Francisco Bay gefangen gehalten wurden. Es wurde dort sehr penibel Buch geführt, aber Carrie Johnstone hat die Chiffrierschlüssel dafür." Ich schnitt wieder zu Carrie Johnstone, wie sie mit Rooney am Besprechungstisch saß und lachte.

Dann blendete ich die Bilder von Johnstones Verhaftung ein. „Als man sie verhaftete, glaubte ich, wir würden Gerechtigkeit erfahren. All die Menschen, die sie brach und die verschwunden sind. Aber der Präsident …“ – Schnitt zu einem Foto, das ihn während eines seiner vielen Urlaube lachend beim Golfspielen zeigte – „… und sein Chefstratege …“ – jetzt ein Bild von Rooney beim Händeschütteln mit einem berüchtigten Terroristenführer, der mal auf „unserer“ Seite war – „… haben interveniert. Sie schickten sie vor ein geheimes Militärtribunal, das sie nun freigesprochen hat. Irgendwie sah man dort wohl nichts Falsches an all dem.“

Ich schnitt eine Fotomontage aus den Hunderten von Porträts von Gefangenen in ihren Zellen dazu, die Barbara am Tag unserer Freilassung auf der Website des Bay Guardian veröffentlicht hatte. „Wir haben diese Menschen gewählt. Wir bezahlen ihre Gehälter. Sie sollten auf unserer Seite sein. Sie sollten unsere Freiheiten verteidigen. Aber diese Menschen …“ – eine Reihe von Bildern von Johnstone und den Anderen, die vor das Tribunal gesandt worden waren – „haben unser Vertrauen verraten. Bis zur Wahl sind es noch vier Monate. Das ist eine lange Zeit. Genug für euch, loszugehen und fünf von euren Nachbarn zu finden – fünf Leute, die das Wählen aufgegeben haben, weil ihre Wahl lautet ‚keiner der Obengenannten‘.

Redet mit euren Nachbarn. Lasst euch versprechen, dass sie zur Wahl gehen, lasst sie versprechen, dass sie sich das Land von den Folterknechten und Verbrechern zurückholen. Von den Leuten, die über meine Freunde lachten, als diese in ihrem nassen Grab am Grunde des Hafens lagen. Und lasst euch versprechen, dass sie ebenfalls mit ihren Nachbarn sprechen.

Die meisten von uns wählen ‚keiner der Obengenannten‘. Aber das funktioniert nicht. Ihr müsst wählen – die Freiheit wählen.

Mein Name ist Marcus Yallow. Ich bin von meinem Land gefoltert worden, aber ich bin immer noch sehr gern hier. Ich bin siebzehn Jahre alt. Ich möchte in einem freien Land aufwachsen. Ich möchte in einem freien Land leben.“

Ich blendete zum Logo unserer Website aus. Die hatte Ange mit Jolus Hilfe aufgebaut, der uns bei Pigspleen so viel freien Speicherplatz besorgte, wie wir nur wollten.

Das Büro war ein interessanter Ort. Offiziell hießen wir Wählerkoalition für ein freies Amerika, aber alle Welt nannte uns die Xnetter. Die Organisation, ein gemeinnütziges Non-Profit-Unternehmen, war von Barbara und einigen befreundeten Anwälten gleich nach der Befreiung von Treasure Island gegründet worden. Die Anschubfinanzierung hatten ein paar Technologie-Milliardäre übernommen, die es unglaublich fanden, dass eine Horde Hacker-Kids das DHS in den Arsch getreten hatten. Manchmal baten sie uns, die Peninsula runter nach Sand Hill Road zu kommen, wo all die Risikokapitalgeber saßen, um eine kleine Präsentation der Xnet-Technik zu halten. Es gab ungefähr eine Zillion Start-Ups, die aus dem Xnet Kapital schlagen wollten.

Wie auch immer – ich musste mich um all das nicht kümmern, und ich hatte einen Schreibtisch und ein Büro mit einer Ladenfront mitten auf Valencia Street, wo wir ParanoidXBox-CDs unter die Leute brachten und Workshops zum Bau besserer WLAN-Antennen veranstalteten. Eine erstaunliche Zahl gewöhnlicher Leute schaute bei uns vorbei, um Spenden zu bringen, sowohl Hardware (ParanoidLinux läuft auf so ziemlich allem, nicht bloß auf der Xbox Universal) als auch Bargeld.

Unser Masterplan war, im September, rechtzeitig vor der Wahl, unser eigenes ARG zu starten und das Spiel möglichst eng daran zu binden, dass sich Leute in die Wählerverzeichnisse eintragen ließen und zur Wahl gingen. Nur 42 Prozent der Amerikaner waren bei der vorigen Wahl an den Urnen erschienen – Nichtwähler waren in der großen Mehrheit. Ich hatte Darryl und Van schon mehrfach zu unseren Planungssitzungen eingeladen, aber sie hatten immer wieder abgesagt. Sie verbrachten eine Menge Zeit miteinander, und Van bestand darauf, dass es nichts Romantisches war. Darryl wollte überhaupt nicht viel mit mir reden, aber er schickte mir lange E-Mails über so ziemlich alles, das nichts mit Van, Terrorismus oder dem Knast zu tun hatte.

Ange drückte meine Hand. „Gott, wie ich diese Frau hasse“, sagte sie.

Ich nickte. „Bloß eine weitere Fuhre Mist, die dieses Land über dem Irak auskippt“, sagte ich. „Ich glaube, wenn sie die in meine Stadt schicken würden, ich würde ein Terrorist werden.“

„Du bist ein Terrorist geworden, als sie sie in deine Stadt geschickt haben.“

„Das stimmt“, sagte ich.

„Gehst du am Montag zur Anhörung von Ms. Galvez?“

„Unbedingt.“

Ich hatte Ange vor einigen Wochen Ms. Galvez vorgestellt, als meine ehemalige Lehrerin mich zum Abendessen eingeladen hatte. Die Lehrergewerkschaft hatte eine Anhörung vor der Schulbehörde organisiert, um zu erreichen, dass sie ihren alten Job zurückbekäme. Man sagte, dass Fred Benson aus dem Vorruhestand wiederkommen wolle, um gegen sie auszusagen. Ich freute mich drauf, sie wiederzusehen.

„Wollen wir uns einen Burrito holen?"

„Unbedingt."

„Ich hol nur schnell meine scharfe Sauce", sagte sie.

Derweil rief ich noch mal meine E-Mail ab – meine Piratenpartei-Mail, wo immer noch ein paar Nachrichten von alten Xnettern aufliefen, die meine Adresse bei der Wählerkoalition noch nicht hatten.

Die letzte Nachricht kam von einer Wegwerf-Mailadresse von einem der neuen brasilianischen Anonymisierungsdienste.

> Hab sie gefunden, danke. Du hast mir gar nicht erzählt, dass sie so h31ß ist.

„Von wem ist *das* denn?"

Ich lachte. „Zeb. Erinnerst du dich an Zeb? Ich hab ihm Mashas E-Mail-Adresse gegeben. Dachte mir, wenn sie schon beide im Untergrund sind, dann könnte ich sie auch gleich miteinander bekannt machen."

„Er findet Masha *süß*?"

„Das musst du ihm nachsehen, sein Geist ist offensichtlich von den Umständen benebelt."

„Und du?"

„Ich?"

„Ja, du – ist dein Geist auch von den Umständen benebelt?"

Ich hielt Ange auf Armabstand und betrachtete sie von oben bis unten, von oben bis unten. Ich berührte ihre Wangen und schaute durch ihre dickrandige Brille in ihre großen, kecken schrägen Augen. Ich ließ meine Finger durch ihr Haar gleiten.

„Ange, in meinem ganzen Leben habe ich noch niemals klarer gedacht."

Dann küsste sie mich, und ich küsste sie, und es dauerte noch eine ganze Weile, bis wir uns den Burrito holten.

Nachwort von Bruce Schneier

Übersetzung: Andreas Schleth

Ich bin Sicherheitsspezialist. Mein Job ist es, Leuten Sicherheit zu geben.

Ich denke über Sicherheitssysteme nach und darüber, wie man sie umgehen kann. Und dann, wie man sie sicherer machen kann. Computersicherheitssysteme. Überwachungssysteme. Flugzeugsicherheit und Wahlmaschinen und RFID-Chips und alles andere.

Cory lud mich zu den letzten paar Seiten seines Buchs ein, weil er wollte, dass ich euch zeige, dass Sicherheit Spaß macht. Es macht unwahrscheinlich viel Spaß. Es ist ein Katz-und-Maus-Spiel, wer überlistet wen, Spaß wie bei Räuber und Gendarm. Ich denke, dass es der Job mit dem höchsten Spaßfaktor ist, den man haben kann. Wenn du fandest, dass es witzig war, wie Marcus die Gang-Überwachungskameras mit Splitt in den Schuhen überlistet, dann denk mal, wie viel mehr Spaß es machen würde, die erste Person auf der Welt zu sein, die diese Idee hatte.

Im Sicherheitsbereich zu arbeiten bedeutet, eine Menge über Technologie zu wissen. Es kann bedeuten, eine Menge über Computer und Netzwerke, über Kameras und ihre Funktion oder über die Chemie hinter der Entdeckung von Bomben zu wissen. Doch in Wirklichkeit ist Sicherheit ein bestimmter Denkansatz, die Art, wie man über Dinge nachdenkt. Marcus ist ein gutes Beispiel für diese Art des Denkens. Er denkt immer an Wege, wie ein System versagen kann. Ich wette, er kann in keinen Laden gehen, ohne darüber nachzudenken, wie man wohl etwas klauen könnte. Nicht dass er das auch täte – es ist ein großer Unterschied, zu wissen, wie man ein System überlisten könnte, und es tatsächlich zu umgehen –, aber er wüsste, wie es geht.

So denken Sicherheitsfachleute. Wir sehen uns die ganze Zeit Sicherheitssysteme an und überlegen, wie man sie umgehen könnte; wir können gar nicht anders.

Diese Denkweise ist wichtig, unabhängig auf welcher Seite des Sicherheitssystems man ist. Wenn du den Job hast, einen diebstahlsicheren Laden zu entwerfen, dann solltest du dich möglichst auch damit auskennen, wie man etwas stibitzt. Wenn du ein Kamerasystem entwickelst, das Leute an ihrem Gang erkennen soll, tust du gut daran, damit zu rechnen, dass Leute sich Splitt in die Schuhe tun. Wenn nicht, wirst du nichts Gutes zustande bringen.

So, wenn du jetzt durch deinen Tag gehst, nimm dir doch einen Moment Zeit, die Sicherheitssysteme um dich herum zu betrachten. Sieh dir die Kameras in den Läden an, in denen du einkaufst. (Verhindern sie Kriminalität, oder verschieben sie das Problem nur zum Nachbarladen?) Sieh dir an, wie Gaststätten arbeiten. (Wenn die Leute erst zahlen, nachdem sie gegessen haben, warum gehen dann nicht mehr Leute, ohne zu bezahlen?) Betrachte die Sicherheit an Flughäfen. (Wie könntest du eine Waffe in ein Flugzeug schmuggeln?) Beobachte den Kassierer einer Bank. (Sicherheitssysteme in Banken sind genauso dazu da, den Kassierer am Stehlen zu hindern wie dich.) Beobachte einen Ameisenhaufen. (Bei Insekten dreht sich alles um Sicherheit.) Lies die Verfassung und schaue nach, wie sie das Volk mit Sicherheit gegenüber seiner Regierung ausstattet. Sieh Ampeln, Türschlösser und all die Sicherheitssysteme im Fernsehen und in Filmen an. Finde heraus, wie sie funktionieren, gegen welche Bedrohungen sie wirken und gegen welche nicht, wie sie versagen und wie sie missbraucht werden können.

Wenn du genügend Zeit damit verbracht hast, wirst du merken, dass du die Welt mit anderen Augen siehst. Du wirst feststellen, dass viele der Sicherheitssysteme da draußen gar nicht das bewirken, was sie sollen, und dass viel von unserem nationalen Sicherheitsapparat sein Geld nicht wert ist. Du wirst verstehen, dass der Schutz der Privatsphäre Voraussetzung für Sicherheit ist und nicht im Gegensatz dazu steht. Du wirst vor vielen Dingen keine Angst mehr haben, dich aber plötzlich über Dinge beunruhigen, von denen andere Leute nicht mal eine Ahnung haben.

Manchmal wirst du über ein Sicherheitssystem irgendetwas herausfinden, an das noch niemand gedacht hatte. Und vielleicht wirst du eine neue Methode entdecken, ein Sicherheitssystem zu umgehen.

Es ist erst wenige Jahre her, dass jemand das Phishing erfunden hat.

Mich erstaunt es immer wieder, wie leicht man einige der bekanntesten Sicherheitssysteme überwinden kann. Dafür gibt es viele Gründe. Der Hauptgrund ist jedoch, dass man nicht beweisen kann, dass ein System sicher ist. Alles was man machen kann, ist zu versuchen es auszuhebeln – wenn es dir misslingt, weißt du, dass es sicher genug ist, dich auszusperren. Aber was ist mit jemandem, der schlauer ist als du? Jeder kann ein Sicherheitssystem errichten, das er selber nicht knacken kann.

Denk darüber mal einen Moment nach, weil das nicht offensichtlich ist. Niemand ist dazu qualifiziert, sein eigenes Sicherheitssystem zu analysieren, weil Entwickler und Analytiker dieselbe Person mit denselben Beschränkungen ist. Jemand anders muss die Analyse machen, um sie gegen Dinge abzusichern, an die der Entwickler nicht gedacht hat.

Das bedeutet, dass wir alle die Systeme Anderer auf ihre Sicherheit hin untersuchen. Und erstaunlich oft gelingt es einem von uns, Sicherheitslücken zu finden. Marcus' Umgehungsmethoden sind alle nicht weit hergeholt, das sind Dinge, die immer wieder passieren. Such doch mal im Netz nach „bump key" oder „Bic pen Kryptonite lock"; du wirst eine ganze Reihe spannender Geschichten finden, wie scheinbar unüberwindbare Sicherheitstechnik mit ganz einfachen Methoden zu überwinden ist.

Und wenn das passiert, dann sieh zu, dass du es irgendwo im Internet publik machst. Geheimnistuerei und Sicherheit sind nicht das Gleiche, auch wenn es den Anschein hat. Nur schlechte Sicherheitstechnik beruht auf Geheimhaltung; gute Sicherheitstechnik funktioniert auch dann, wenn alle ihre Details öffentlich sind.

Das Veröffentlichen von Sicherheitslücken zwingt die Entwickler von Sicherheitssystemen dazu, ihr Design zu verbessern, und macht uns alle zu besseren Anwendern von Sicherheitstechnik. Wenn du ein Kryptonite-Schloss kaufst, das mit einem Bic-Kuli geknackt werden kann, dann hast du nicht viel Sicherheit für den Geld bekommen. Und im gleichen Sinne: Wenn ein Trupp schlauer Kids in der Lage ist, die Anti-Terror-Technologie des Innenministeriums zu überwinden, dann wird diese Technologie gegen echte Terroristen auch nicht viel ausrichten.

Privatsphäre gegen Sicherheit einzutauschen ist dumm genug; wenn man dann nicht einmal richtige Sicherheit bekommt, ist es nur noch dümmer.

Nun klapp' das Buch zu und geh hinaus. Die Welt ist voller Sicherheitssysteme. Überliste eines von ihnen.

Bruce Schneier

http://www.schneier.com/

Nachwort von Andrew „bunnie“ Huang, Xbox-Hacker

Übersetzung: Andreas Schleth

Hacker sind Entdecker, digitale Pioniere. Es liegt im Wesen eines Hackers, Konventionen zu hinterfragen und sich von verzwickten Problemen herausgefordert zu fühlen. Jedes komplexe Problem ist eine sportliche Herausforderung für einen Hacker; ein Nebeneffekt ist, dass Hacker sich von Problemen rund um Sicherheit besonders angezogen fühlen. Die Gesellschaft ist ein großes und komplexes System und sicher nicht tabu für ein bisschen Hackerei. Deswegen werden Hacker oft mit dem Klischee Bilderstürmer und soziale Außenseiter belegt, Leute, die sich nur aus Trotz nicht an soziale Normen halten. Als ich 2002 während meiner Zeit am MIT die Xbox hackte, tat ich das nicht, um zu rebellieren oder um Schaden anzurichten; ich folgte nur einem natürlichen Impuls, dem gleichen Impuls, der dich dazu bringt, einen defekten iPod zu reparieren oder die Dächer und Tunnel des MIT zu erforschen.

Dummerweise erzeugt die Kombination aus Abweichen von sozialen Normen und Wissen um „bedrohliche“ Dinge, wie etwa den RFID-Chip deiner Kreditkarte lesen zu können oder zu wissen, wie man Schlösser knackt, bei einigen Leuten Angst vor Hackern. Dabei ist die Motivation eines Hackers oft nichts anderes als „Ich bin Ingenieur, weil ich ich gerne Dinge konstruiere.“ Leute fragen mich oft: „Warum hast du das Sicherheitssystem der Xbox geknackt?“ Und meine Antwort ist ganz einfach: Erstens gehören Dinge, die ich gekauft habe, mir. Wenn mir jemand sagen darf, was ich auf meinem Gerät laufen lassen darf und was nicht, dann gehört es mir nicht. Zweitens, weil es da ist. Es ist ein genügend komplexes System, um eine gute sportliche Herausforderung zu sein. Es war eine großartige Ablenkung, während ich nächtelang an meiner Doktorarbeit schuftete.

Ich hatte Glück. Die Tatsache, dass ich ein Student am MIT war, als ich die Xbox knackte, legitimierte diese Aktivität in den Augen der richtigen Leute. Andererseits sollte das Recht zum Hacken nicht nur Forschern gegeben sein. Ich begann mit dem Hacken, als ich noch ein Junge in der Grundschule war, indem ich jedes elektronische Gerät, das ich in die Finger bekam, zerlegte, sehr zum Verdruss meiner Eltern. Mein Lesestoff umfasste Bücher über Modellraketen, Artillerie, Kernwaffen und die Herstellung von Sprengstoffen – Bücher, die ich aus meiner Schulbücherei ausgeliehen hatte (ich vermute, dass der kalte Krieg die Auswahl des Lesestoffs in den öffentlichen Schulen beeinflusst hatte). Ich spielte auch ausgiebig mit improvisierten Feuerwerkskörpern und stromerte über offene Baustellen, wenn in meiner Nachbarschaft im mittleren Westen neue Häuser gebaut wurden. Obwohl es sicher nicht besonders klug war, diese Dinge zu tun, waren sie doch wichtige Erfahrungen auf dem Weg, erwachsen zu werden. Und so wuchs ich auf, ein freier Geist zu sein, weil ich die soziale Toleranz und das Vertrauen meiner Gemeinschaft hatte.

Die aktuelle Entwicklung ist nicht so günstig für aufstrebende Hacker. Little Brother zeigt, wie wir vom jetzigen Zustand in eine Welt geraten können, in der die soziale Toleranz für abweichende Gedanken vollends verloren geht. Ein aktuelles Ereignis beleuchtet genau, wie dicht wir davor sind, die Schwelle zum Land von Little Brother zu überschreiten. Ich hatte das Glück, einen frühen Entwurf von Little Brother schon im November 2006 zu lesen. Schneller Vorlauf: 2 Monate später, Ende Januar 2007, als die Polizei in Boston verdächtige Apparate fand, die sie für Bomben hielt, und daraufhin die ganze Stadt einen Tag lang abriegelte. Es stellte sich heraus, dass die Apparate nichts anderes waren als Leiterplatten mit blinkenden Leuchtdioden, die für eine Sendung im Cartoon Network werben sollten. Die Künstler, die diese urbanen Graffiti angebracht hatten, wurden als Terroristen verdächtigt und schließlich wegen eines Verbrechens angeklagt. Der Sender musste schließlich im Rahmen eines Vergleichs 2 Millionen Dollar bezahlen, und der Vorstand des Cartoon Network trat deswegen zurück.

Haben die Terroristen bereits gewonnen? Haben wir der Angst schon soweit nachgegeben, dass Künstler, Hobbyisten, Hacker, Bilderstürmer oder vielleicht eine bescheidene Gruppe Jugendlicher, die „Harajuku Fun Madness“ spielt, auf so banale Art als Terroristen verdächtigt werden?

Es gibt einen Begriff für diese Fehlfunktion – sie wird Autoimmunerkrankung genannt; das ist, wenn das Verteidigungssystem eines Organismus so überdreht, dass er es nicht mehr schafft, sich selbst zu erkennen, und seine eigenen Zellen angreift. Schließlich zerstört der Organismus sich selbst. Im Augenblick befindet sich Amerika am Rande eines allergischen Schocks gegen seine eigenen Freiheiten, und wir müssen uns dagegen impfen. Technologie ist kein Heilmittel gegen Verfolgungswahn, sie kann den Wahn im Gegenteil sogar noch verstärken: Sie verwandelt uns in Gefangene unserer eigenen Gerätschaften. Millionen von Leuten zu nötigen, ihre Oberbekleidung abzulegen und täglich barfuß durch Metalldetektoren zu laufen, ist auch keine Lösung. Das dient nur dazu, die Bevölkerung jeden Tag daran zu erinnern, dass sie einen Grund hat, sich zu ängstigen, während es in Wirklichkeit nur eine windelweiche Hürde gegen einen entschlossenen Gegner ist.

Die Wahrheit ist, dass wir auf keinen Anderen rechnen können, um uns frei zu fühlen, und an dem Tag, an dem unsere Freiheiten an den Verfolgungswahn verloren gehen, wird M1k3y nicht kommen, um uns zu retten. Denn M1k3y ist in dir und in mir – Little Brother ist eine Erinnerung daran, dass wir unabhängig davon, wie unvorhersehbar die Zukunft sein mag, Freiheit nicht durch Sicherheitssysteme, Kryptografie, Verhöre und Durchsuchungen gewinnen. Wir gewinnen Freiheit durch den Mut und die Überzeugung, jeden Tag frei zu leben und als freie Gesellschaft zu handeln, egal, wie groß die Bedrohungen am Horizont sind.

Sei wie M1k3y: Tritt vor die Tür und trau dich, frei zu sein.

Nachwort des Übersetzers

Im 13. Kapitel von „Little Brother" heißt es in einer E-Mail an den Helden: „Hier in Deutschland haben wir eine Menge Erfahrung damit, was passiert, wenn Regierungen außer Kontrolle geraten." Nun ist Deutschland im Jahre 2008 sicherlich kein totalitärer Staat, doch die aktuelle Sicherheitsgesetzgebung (Stichworte hier etwa: Vorratsdatenspeicherung, E-Pass, BKA-Gesetz, Fluggastdatenerfassung) lässt die Einschätzung von Bürgerrechtsaktivisten, hier werde der schleichende Umbau zu einem Überwachungsstaat vorangetrieben, zumindest nicht völlig abwegig erscheinen.

Vor diesem Hintergrund wollte ich nicht darauf warten, ob und wann Cory Doctorows Little Brother – der sich eben nicht nur als spannender Entwicklungsroman über und für junge Erwachsene lesen lässt, sondern auch als Plädoyer für angemessenen zivilen Ungehorsam und gegen undifferenzierte Terror-Hysterie – in einer deutschen Übersetzung erscheint. Und da Cory seine Werke unter remix-fähigen Creative-Commons-Lizenzen veröffentlicht, habe ich im Sommer/Herbst 2008 die tägliche U-Bahn-Pendelei dazu genutzt, die Geschichte ins Deutsche zu „remixen". Das vorliegende Ergebnis, inhaltlich kein „Mix", sondern eine vorlagengetreue Übersetzung, steht ebenfalls unter einer entsprechenden CC-Lizenz – siehe dazu Seite 2. In der Originalfassung des Dokuments schreibt Cory Doctorow übrigens auch sehr ausführlich über seine Motivation, seine Texte unter solchen Lizenzen zu veröffentlichen.

Das vorliegende Dokument versteht sich durchaus nicht als Endprodukt, sondern als „Work in Progress". Der Übersetzer ist weder leidenschaftlicher Computer-Spieler noch versierter Programmierer, und sollte Ihnen bei der Lektüre diesbezüglich ein sachlicher Fehler aufgefallen sein, werden entsprechende Hinweise gern entgegengenommen und gegebenenfalls in kommende Versionen dieses Textes eingearbeitet. In die Versionen ab 1.1 sind einige Anregungen aufmerksamer Leser eingeflossen; dafür auch an dieser Stelle herzlichen Dank!

Download-Adresse dieses PDFs:	**http://cwoehrl.de/files/lbdt_v1.pdf**
Kommentare zu diesem Dokument:	**http://cwoehrl.de/?q=node/425**
Meine E-Mail-Adresse:	**chw@wort-und-satz.de**
Mein öffentlicher PGP-Schlüssel:	**0x3e4f310497fe2c8f**

Dem Geist des Romans angemessen nutzte ich für die Arbeit überwiegend freie Software: Die Rohtexte entstanden zumeist im Minimal-Editor meines Linux-Netbooks; zusammengeführt, formatiert und ins PDF-Format konvertiert wurde der Text in OpenOffice. Lediglich für die Gestaltung des Titels nutzte ich mit Adobe Photoshop eine kommerzielle Software; Gimp zu lernen steht zwar schon seit geraumer Zeit auf meinem Zettel, aber ich hatte in letzter Zeit zu viel zu übersetzen, um mich auch noch damit zu beschäftigen ;-)

(Anmerkung zu Version 2 vom 12. Dezember: Hier habe ich das Dokument in Adobe InDesign bearbeitet, um schöneren Schriftsatz zu erzielen, als es mit einer reinen Textbearbeitung möglich wäre.)

Als Nachschlagewerke nutzte ich für inhaltliche Fragen die Wikipedia in deutscher und englischer Version, für allgemeine sprachliche Zweifelsfälle das Wörterbuch dict.cc und für Slang-Fragen das Urban Dictionary; wo es sich nicht vermeiden ließ, Google zu konsultieren, bediente ich mich des weitaus weniger datenhungrigen Scroogle Scrapers.

Sollte die Thematik des Romans bei Ihnen einen Nerv getroffen haben, dann finden Sie im Internet etliche Angebote, die sich mit Datenschutz, Bürgerrechten und Überwachung beschäftigen. Exemplarisch einige Links zu deutschsprachigen Seiten von Organisationen und Einzelpersonen:

Arbeitskreis Vorratsdatenspeicherung

Ravenhorst

Humanistische Union

Netzpolitik.org

Chaos Computer Club

Annalist

Christian Wöhrl im November 2008